

Identitäten in Bewegung

**Ausländische Adoptierte,
Rassismus und hybride kulturelle Identität.**

Eine biographieanalytische Studie

Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der
Sozialwissenschaftlichen Fakultät
der Georg-August-Universität

Göttingen

vorgelegt

von

Elke Marie Bussink-Becking

aus Otterndorf/Niederelbe

Göttingen 2013

1. Gutachter: Prof. Dr. Dr. Peter Alheit

2. Gutachter: Prof. i. R. Dr. Hans-Dieter Haller

Tag der mündlichen Prüfung: 19.09.2013

Inhalt

Einleitung	6
Teil I: Theoriekapitel	11
1 Auslandsadoption	12
1.1 Adoption: Der rechtshistorische Blick	12
1.2 Geschichte und Entwicklung von Auslandsadoptionen in Deutschland	15
1.3 Ein statistischer Überblick	20
1.4 Zum Problem des Kinderhandels	24
1.5 Das Haager Übereinkommen (HAÜ) von 1993	26
1.6 Erfahrungsphänomen Auslandsadoption: Die Perspektive der Adoptierten	30
1.6.1 Doppelte Elternschaft	30
1.6.2 Leben als ‚Andere Deutsche‘	31
1.7 Anforderungen an die Adoptiveltern: Ein Entwicklungsabriss	34
1.8 Der Blick der Forschung	40
2 Rassismus	45
2.1 Ausländerfeindlichkeit und Fremdenfeindlichkeit: Abgrenzungen	45
2.2 Rassismus: Historische Genese und Weiterentwicklung	50
2.3 Rassismuskonzepte	55
2.3.1 Zum biologischen Rassismus: Der Prozess der rassistischen Bedeutungsproduktion	55
2.3.2 Rassismus ohne Rassen: Kultur als Schicksal?	59
2.4 Rassismuserfahrungen: Zumutungen der sozialen Umwelt	64
3 Hybride kulturelle Identität	67
3.1 Hybridität	67
3.1.1 Das ‚Unreine‘ als Gefahr und Bedrohung	67
3.1.2 Das ‚Unreine‘ als postmoderne Bereicherung	69
3.2 Subjektkonzeptionen im historisch-sozialen Wandel	72
3.3 Die Frage der kulturellen Identität	75
3.3.1 Zum Begriff Kultur	75
3.3.2 Kulturelle Identität	78
3.4 Globalisierung und kulturelle Identität	80
3.4.1 Homogenisierte und partikularistische Identitäten	80
3.4.2 Hybride kulturelle Identität	82

4	Zur Forschungsperspektive Biographie	85
4.1	Rückblende: Die biographische Methode in den USA und Polen	85
4.2	Biographische Methode und Biographieforschung im deutschsprachigen Raum	90
4.2.1	Frühe Ansätze	90
4.2.2	Die (Wieder-)Entdeckung im späten 20. Jahrhundert	91
4.3	Theoretisches Erkenntnismodell Biographie: Zur Verknüpfung von Subjekt und Struktur	94
4.4	Biographieforschung und die Prozesshaftigkeit von Identität	100
	Teil II: Empirische Studie	103
5	Methodologischer Rahmen und methodisches Vorgehen	104
5.1	Zur Grounded Theory	104
5.2	Das narrative Interview	109
5.2.1	Einführung	109
5.2.2	Ablaufphasen	111
5.2.3	Die kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens	112
5.3	Aufmerksamkeitsrichtungen: Fragen für die empirische Studie	117
6	Dokumentation des Forschungsprozesses	120
6.1	Die Rekrutierung des Samples	120
6.2	Durchführung der Interviews	121
6.3	Zur Auswertung des empirischen Datenmaterials	124
6.3.1	Einstiege	124
6.3.2	Zur Interpretation der Interviews	126
6.4	Das Kernsample: Drei Adoptierte	127
7	Biographische Fallstudie I: Il-Kyu Choi (Akzeptanz-Typus)	129
7.1	Biographisches Porträt	129
7.2	Interpretation des Interviews	131
7.3	Resümierende Betrachtung des Einzelfalls	178
8	Biographische Fallstudie II: Montaine Habermann (Minimierungs-Typus)	185
8.1	Biographisches Porträt	185
8.2	Interpretation des Interviews	187
8.3	Resümierende Betrachtung des Einzelfalls	225

9	Biographische Fallstudie III: Lena Steinmetz (Ambivalenz-Typus)	231
9.1	Biographisches Porträt	231
9.2	Interpretation des Interviews	233
9.3	Resümierende Betrachtung des Einzelfalls	273
10	Adoptionsbiographien im Vergleich	280
10.1	Gestaltungsmodalitäten	280
10.2	Einblicke aus zweiter Hand: Die Adoptiveltern	283
10.3	Perspektiven der Adoptierten	290
10.3.1	Doppelte Elternschaft	290
10.3.2	Rassismus- und Fremdheitserfahrungen	294
10.3.3	Hybride kulturelle Identität	297
11	Schlussfolgerungen	302
11.1	Merkmalskriterien der typologischen Varianten im Überblick	302
11.2	Zwischen Anerkennung und Abwehr	306
11.3	Biographische Erfahrungen und Disponiertheiten	309
11.4	Möglichkeitsräume der Hybridität	310
12	Resümee und Ausblick	313
	Literaturverzeichnis	316
	Transkriptionsnotationen	
	Abkürzungsverzeichnis	

Einleitung

»hab gedacht das sei eigentlich so das Sinnvollste in ein Drittland zu fahrn was weder äh Deutschland is noch Bolivien wo ich nich immer halb halb Ausländer bin noch halb Zugehörige. Das hab ich ja in Bolivien auch auch. Ich hab n Akzent wenn ich Spanisch spreche. Ich hab's in der Schule gelernt äh da werd ich auch dauernd gefragt ob und äh es war n ganz tolles Erlebnis mal in som Land zu sein wo man richtig Ausländer is.« (4/25-4/29)¹

Lena Steinmetz, eine zum Zeitpunkt des Interviews 29-jährige, in Bolivien geborene junge Frau, wurde bereits als Säugling von einem deutschen Ehepaar adoptiert. In ihrem bisherigen Leben konnte sie in beiden gesellschaftlichen Kontexten Erfahrungen sammeln, die freilich mit dem Gedanken respektive dem Gefühl verbunden zu sein scheinen, als jeweils ‚irgendwie‘ doch Fremde nicht wirklich dazuzugehören. Ihre Eigen-Sicht, nur eine »halb halb« Person zu sein, verunsichert sie, ihre Verbundenheit mit zwei soziokulturellen Räumen kann sie nicht als Gewinn erleben. Mit der Reise in ein Drittland hat sie daher einen konkreten Handlungsschritt gewagt, der ersichtlich zur Entlastung ihrer prekären Identitätssituation beigetragen hat. Den Aufenthalt in Brasilien bewertet sie folglich positiv. Hier eröffnete sich ihr die Option, auf vermeintlich sicherem Terrain die Suche nach Zugehörigkeit – zumindest vorübergehend – beenden und zum ersten Mal in ihrem Leben eine für sie erstrebenswerte Vollständigkeit als Fremde bzw. »Ausländer« erfahren zu können.

Mona Singer hat sich mit problematischen Aspekten der Identität bei Menschen befasst, die kulturelle und nationale Grenzen überschreiten. Sie zeigt auf, welche kognitiven und emotionalen Schwierigkeiten sich daraus ergeben können:

„Wenn sich Fremde durch ihre äußere Erscheinung oder durch ihre Sprache immer wieder verraten, dann ist es wahrscheinlich schwierig, dieses Sich-Unterscheiden und Unterschieden-Werden auch selbst nicht immer im Kopf zu haben. Wenn man eine Serie von Diskriminierungserfahrungen hat, die immer wieder eine bestimmte Unangepaßtheit zum Grund haben – sei es die falsche Hautfarbe, die falsche Herkunft, das falsche Geschlecht [...], die falsche sexuelle Orientierung –, dann ist es wahrscheinlich auch schwierig, dieses Nicht-der-Norm-Entsprechen nicht selbst auch zentral für die eigene Identität und für das Verhältnis zu den nicht-in-Frage-gestellten, normkonformen Anderen zu setzen.“ (Singer, 1997: 132f.)

Adoptionen aus dem Ausland sind beim Adoptivkind von kritischen Lebensereignissen und Verlusten begleitet. Ihm werden sowohl seine biologischen Eltern als auch der kulturelle, ethnische und sprachliche Raum entzogen, in dem es ohne die Annahme als Kind aufge-

¹ Diese Passage stammt aus dem Interview mit Lena Steinmetz; vgl. dazu das Kapitel 9, „Biographische Fallstudie III: Lena Steinmetz (Ambivalenz-Typus)“. Die Zahlenangaben in der Klammer beziehen sich auf die Seiten- und Zeilenangabe im Interviewtranskript.

wachsen wäre. Daneben sind in der Adoptionssituation auch die anderen am Adoptionsdreieck beteiligten Personen mit belastenden Lebenserfahrungen und Entbehrungen konfrontiert: Die leiblichen Eltern bzw. Mütter verlieren ihr Kind, die Adoptiveltern sind heutzutage in der Regel von unfreiwilliger Kinderlosigkeit betroffen (vgl. Steck, 2007: VII). Folglich kann davon ausgegangen werden, dass eine Adoption als gesetzlich geregelte Form der Familiengründung nicht als ein einmaliger Akt verstanden werden darf, der mit der offiziellen Annahme des Kindes beendet ist (vgl. Kernberg, 1983: 11). Sie initiiert stattdessen einen lebenslangen Prozess; in ihm müssen sich alle beteiligten Personen immer wieder mit erlebten biographischen Brüchen und kritischen Lebenserfahrungen auseinandersetzen. Für die Adoptierten beinhaltet die Annahme als Kind durchaus eine Chance, persönlich und familiär zu wachsen und zu reifen; zugleich kann diese Form der Familiengründung mit Schwierigkeiten behaftet sein, die von allen Beteiligten besondere Anstrengungen in Bezug auf Aufarbeitung und Bewältigung erfordern (vgl. Steck, 2007: VII).

Adoptierte aus dem Ausland – beispielsweise aus Osteuropa – können physiognomisch ein europäisches Aussehen aufweisen. Gewiss wäre es auch von Interesse, ihr Hineinwachsen in die aufnehmende Gesellschaft zu untersuchen. In meiner Arbeit widme ich mich jedoch ausschließlich erwachsenen Adoptierten, die auf den ersten Blick als (vermeintlich) Fremde angesehen werden. Sie stammen aus Korea, Indien, Vietnam, Nicaragua und Ghana oder sind, wie Lena Steinmetz, in Bolivien geboren.

Eine verunsicherte Identität, wie sie weiter oben an Lena Steinmetz' Beispiel skizziert worden ist, entsteht nicht im luftleeren Raum. Sie ist eingebunden in den gesellschaftlichen Diskurs über eine eindeutige nationale und kulturelle Zugehörigkeit, der nicht selten einen ausgrenzenden Charakter besitzt. Die in meinem Sample vertretenen ausländischen Adoptierten weichen phänotypisch vom fiktiven Bild des blonden, blauäugigen „Standard-Deutschen“ (Mecheril, 2003b: 10) ab. Ungeachtet ihrer deutschen Staatsangehörigkeit und Sozialisation sehen sie sich daher, beginnend mit dem Kindesalter, mehr oder minder intensiv Diskriminierungen, Anfeindungen und eventuell auch Ausgrenzungen gegenübergestellt. Auslandsadoptierte wachsen in einer weiß geprägten Umwelt auf. Ähnlich wie ebenfalls nicht der gesellschaftlichen Norm ‚Weiß-Sein‘ (vgl. Wachendorfer, 2006) entsprechende Personen mit Migrationshintergrund werden sie als Ausländer wahrgenommen; sie können Erfahrungen von Rassismus ausgesetzt sein.² Diskriminierungen können beispielsweise in der Form einer Verunglimpfung ihrer Augen oder ihrer Haut- und Haarfarbe auftreten, aber auch durch den im- oder expliziten Hinweis gekennzeichnet sein, aufgrund ihrer (negativ

² Zu Erfahrungen von Rassismus z. B. bei Migranten zweiter Generation vgl. Terkessidis (2004).

bewerteten) Abstammung in Deutschland nicht dazuzugehören. Die rassistischen Zumutungen lösen bei den Betroffenen unterschiedliche Reaktionen aus. So werden sie unter Umständen von dem Wunsch geleitet, das sichtbare und belastende Andere möge nicht mehr existieren. Dementsprechend sehnen sich manche von ihnen nach einer weißen Haut, runden und blauen Augen oder auch blonden Haaren.

Adoptiveltern sind über viele Jahre die engsten Bezugspersonen ihrer angenommenen Kinder. Ihnen obliegt die verantwortungsvolle Aufgabe, ihre Entwicklung zu begleiten und zu stützen, ihnen Sicherheit und Geborgenheit zu vermitteln. Nicht in jedem Fall sind die Adoptiveltern freilich in der Lage, den besonderen Bedürfnissen ihrer Kinder gerecht zu werden. Als weiße Personen sind sie vor der Adoption nicht direkt mit Rassismus konfrontiert worden. Aus diesem Grund ist es vorstellbar, dass sie den Wunsch ihrer Kinder nach Weiß-Sein nicht ohne Weiteres nachvollziehen können und entsprechenden Erzählungen ihrer Kinder keinen hohen Stellenwert beimessen. In der Folge kann es innerfamiliär zu einer Dethematisierung von Rassismus kommen.

Nach ihrer Adoption wachsen die Kinder im Zuge ihrer Enkulturation in die deutsche Gesellschaft hinein. Sie internalisieren grundlegende Arten des hiesigen Denkens sowie Handelns, erlernen die deutsche Sprache und erwerben kommunikative Kompetenz. Insofern scheint die Annahme einer kulturellen Identität im Sinne eines eindeutigen Gefühls von Zugehörigkeit zu Deutschland gegeben zu sein. Rassistische Zumutungen führen jedoch dazu, dass diese Empfindung fortlaufend unterminiert wird und die Adoptierten mit der sukzessiven Entfaltung ihrer kognitiven und reflexiven Fähigkeiten ihre Zugehörigkeit zu Deutschland möglicherweise infrage stellen. Denkbar sind in der Folge verschiedene Reaktionen und Strategien des Umgangs: Auslandsadoptierte können den engen, auf Eindeutigkeit beruhenden Vorstellungen von Identität und nationaler Zugehörigkeit entgegentreten und eine hybride kulturelle Identität entwickeln. Vorstellbar ist darüber hinaus – neben einer Abwendung vom Herkunfts- und Aufnahmeland – auch die Hinwendung zu einem Drittland. Das Spektrum der Antworten auf rassistische Zumutungen ist vielfältig. Um Fragen, Überlegungen und Assoziationen zum Thema Auslandsadoption, Rassismus und hybride kulturelle Identität empirisch analysieren zu können, habe ich die nachfolgende Gliederung gewählt.

Die vorliegende Studie gliedert sich in einen theoretischen Teil (Kapitel 1–4) und eine empirische Studie (Kapitel 5–12). Das *erste Kapitel* dient dem grundlegenden Verständnis von Auslandsadoption aus historischer, rechtlicher und gesellschaftlicher Perspektive. In einem ersten Schritt wird die Adoption allgemein aus rechtshistorischer Sichtweise thematisiert. Um die Entwicklung von Auslandsadoptionen zu beleuchten, wird ihre nahe Vergan-

genheit einer genaueren Betrachtung unterzogen, zudem wird ihr quantitatives Ausmaß behandelt. Adoptionen aus dem Ausland haben sich über Jahrzehnte in einem Grenzbereich zwischen Legalität und Illegalität bewegt; darauf bezieht sich der folgende Abschnitt. Der Handel mit Adoptivkindern führte schließlich zu rechtlichen Vereinbarungen zwischen Gebir- und Nehmerländern; sie sind im Haager Übereinkommen festgelegt. Die nächsten Abschnitte nehmen soziale und gesellschaftliche Komponenten von Auslandsadoptionen auf. Dazu gehören zum einen die doppelte Elternschaft und zum anderen das Leben Auslandsadoptierter in einer weißen Mehrheitsgesellschaft. Eine internationale Adoption stellt an die sozialen Eltern spezifische und komplexe Anforderungen; sie werden ebenfalls angesprochen. Den Abschluss des Kapitels bildet ein Blick in die Forschung.

Ausländische Adoptierte können, wie bereits dargelegt, in der Bundesrepublik Deutschland von Diskriminierungs- und Ausgrenzungserlebnissen betroffen sein. Um entsprechende Phänomene untersuchen und bewerten zu können, habe ich mich für die Forschungsperspektive Rassismus entschieden. Das *zweite Kapitel* befasst sich zunächst mit den bis heute häufig verwendeten Begriffen ‚Ausländerfeindlichkeit‘ und ‚Fremdenfeindlichkeit‘ und weist nach, inwiefern der Einsatz des Terminus ‚Rassismus‘ die angemessenere Wahl ist. Das Verständnis von Rassismus wird durch einen Verweis sowohl auf seine historische Genese als auch seine weitere Entwicklung vertieft. Im Anschluss werden zwei grundlegende Rassismuskonzepte aufgezeigt und erörtert. In der von Miles (1992) vorgestellten Variante wird Rassismus in seinen biologischen Komponenten abgehandelt. Balibar (1992), ein Repräsentant des zweiten Konzepts, hat ein erweitertes Verständnis von Rassismus entworfen. Hier stehen nicht mehr biologische Merkmale, sondern kulturelle Inkompatibilitäten im Vordergrund. Zum Ausklang dieses Kapitels werden Rassismuserfahrungen als Zumutungen der sozialen Umwelt thematisiert.

Angestoßen durch die Cultural und Postcolonial Studies ist es Mecheril (2003a: 14) zufolge üblich geworden, Phänomene von mindestens zweifacher nationaler und kultureller Verbundenheit mit dem Terminus Hybridität zu belegen. Um die Möglichkeitsräume, aber auch die Grenzen einer ‚doppelten Identität‘ bei ausländischen Adoptierten aufzeigen zu können, habe ich mich im *dritten Kapitel* für die Forschungsperspektive hybride kulturelle Identität entschieden. Nach der eingehenden Betrachtung unterschiedlicher Sichtweisen auf Hybridität werden Subjektkonzeptionen im sozialgeschichtlichen Wandel beleuchtet. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff der kulturellen Identität beginnt mit der Erörterung des Ausdrucks ‚Kultur‘, anschließend werden Spezifika kultureller Identität fokussiert. Insbesondere der Globalisierung werden weitreichende Auswirkungen auf die kulturelle Identität

zugeschrieben. In diesem Zusammenhang unterscheidet Stuart Hall (1994b) zwischen homogenisierten und partikularistischen Identitäten. Des Weiteren kann Globalisierung auch zu hybriden kulturellen Identitäten führen; mit ihnen wird das dritte Kapitel abgeschlossen.

Das *vierte Kapitel* widmet sich der Forschungsperspektive Biographie. In einer Retrospektive werden wissenschaftliche Ansätze der biographischen Methode erfasst, wie sie in den USA und Polen vorlagen. Anschließend wird der Weg von der biographischen Methode zur Biographieforschung für den deutschsprachigen Raum dargelegt. Die für die vorliegende Studie grundlegende Forschungsperspektive Biographie wird durch das von Alheit und Dausien³ entwickelte Erkenntnismodell Biographie – mit der Verknüpfung von Subjekt und Struktur – präzisiert. Anschließend wird die Interdependenz von Biographieforschung und Prozesshaftigkeit der Identität aufgezeigt, bevor Forschungsfragen im Hinblick auf die empirische Studie dieses Kapitel abschließen.

Der empirische Teil der vorliegenden Arbeit beginnt mit dem *fünften Kapitel*. Es stellt zunächst das Konzept der Grounded Theory als methodologischer Rahmen dar. Für das methodische Vorgehen in meiner Studie eignete sich in besonderer Weise das von Schütze konzipierte autobiographisch-narrative Interview; nach einführenden Anmerkungen wird es mit seinen Ablaufphasen sowie den kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens vorgestellt (vgl. Schütze, 1983, 1984).

Das *sechste Kapitel* dokumentiert den Forschungsprozess. Der erste Abschnitt zeichnet den Weg der Rekrutierung von Interviewpartnern auf. Der nachfolgende Abschnitt informiert über die Durchführung der Interviews und leitet über zur Auswertung des Datenmaterials. Nach einem Einblick in erste Auswertungsschritte wird Bezug genommen auf die Interpretation der Interviews. Ausführungen über die Zusammensetzung des Kernsamples beenden dieses Kapitel.

In den *Kapiteln sieben, acht und neun* werden drei biographische Fallstudien präsentiert, die sich in ihrer Typologie jeweils unterscheiden.

Das *zehnte Kapitel* bietet einen Vergleich der Adoptionsbiographien, wobei forschungsrelevante Positionen zugrunde gelegt wurden.

Im *elften Kapitel* erfolgt nach der Darstellung von Merkmalskriterien der typologischen Varianten eine Verknüpfung theoretischer (Vor-)Annahmen und empirischer Befunde, bevor Resümee und Ausblick im *zwölften Kapitel* die vorliegende Studie beenden.

³ Vgl. dazu beispielsweise Alheit (1990b, 1993), Dausien (1996), Alheit/Dausien (1983, 1990).

Teil I:
Theoriekapitel

1 Auslandsadoption

1.1 Adoption: Der rechtshistorische Blick

Adoptionen¹ von Kindern stellen kein neuzeitliches Phänomen dar, sondern sind seit der Antike in zahlreichen Gesellschaften bekannt.² Sie dienten vorrangig den Interessen der Annehmenden und sollten deren Wohlstand, Erbe, Machterhalt und Altersversorgung sichern. Bereits im babylonischen Recht (Codex Hammurapi) lassen sich erste schriftlich aufgezeichnete Texte über die Adoption finden (vgl. Streng, 2006: 75f.) und auch die Ägypter, Griechen und Römer kannten und kodifizierten Adoptionsregeln (vgl. Fthenakis, 1988: 2; Oberloskamp, 1993: 14). Das germanische Recht war mit der Pflegekinderschaft vertraut. Sie begründete in der Regel keine verwandtschaftlichen Beziehungen, sondern diente der Herstellung von Erbverträgen. Vor dem Hintergrund christlicher, der Vorstellung eines geschlossenen Familienkreises verpflichteter Ideen, trat die Adoption im Mittelalter in den Hintergrund. Gesunde und kräftige Findelkinder wurden als preiswerte Arbeitskräfte dagegen weiterhin von wohlhabenden Bürgern aufgenommen (vgl. Napp-Peters, 1978: 7; Schütt-Baeschlin, 1997: 15). In Anlehnung an die römische Jurisdiktion wurden länderspezifisch kodifizierte Gesetze zur Adoption im 18. Jahrhundert in das deutsche ‚Gemeine Recht‘ (vgl. BGB, 2006: 1) integriert.³ Mit der 1896 erfolgten Einführung des Adoptionsrechts in das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB)⁴ „wurde für alle deutschen Länder eine einheitliche gesetzliche Regelung der ›Annahme an Kindes Statt‹ (§§ 1741–1772) erlassen“ (Napp-Peters, 1978: 28).⁵ Zu diesem Zeitpunkt standen im BGB bei der Adoption vor allem die Interessen der

¹ Der Terminus ‚Adoption‘ leitet sich etymologisch vom lateinischen ‚adoptare‘ (wörtlich ‚hinzuwählen‘) ab und setzt sich aus der Präposition ‚ad‘ (‚zu‘ oder ‚nach‘) (vgl. Georges, 2010: 99) und ‚optare‘ (‚wählen‘ oder ‚wünschen‘) (vgl. Walde/Hofmann, 2007: 217) zusammen. Keilbach zufolge beschreibt Adoption „eine gezielte, bewußt in Angriff genommene Wunscherfüllung“ (Keilbach, 1980: 11).

² Breiten Raum nimmt das Thema Adoption auch in Märchen, Mythen, Sagen und Legenden ein. Erinnert sei hier an Moses, der von seiner verzweifelten Mutter ausgesetzt und von einer ägyptischen Pharaonentochter aufgezogen wurde, an Romulus und Remus, die von einer Wölfin ernährt wurden, oder auch an Ödipus, der wegen eines Orakelspruchs, wonach er seinen Vater töten und seine Mutter heiraten werde, ausgesetzt wurde. Er wurde von Hirten gefunden und an einem fremden Königshof wie ein eigener Sohn erzogen. Nachdem er über seine Herkunft aufgeklärt worden war, zog er aus, um seine leiblichen Eltern zu suchen. Dabei tötete er, ohne es zu ahnen, im Streit seinen Vater und heiratete später seine leibliche Mutter (vgl. Schütt-Baeschlin, 1997: 14; Sichtermann/Leggewie, 2003: 20f.).

³ Zu länderspezifischen Kodifikationen des ‚Gemeinen Rechts‘ vgl. BGB (2006: 1f.).

⁴ Das Bürgerliche Gesetzbuch wurde am 18. August 1896 für das Deutsche Reich erlassen und trat am 01. Januar 1900 zur Regelung des bürgerlichen Rechts in Kraft (vgl. BGB, 2006: 2).

⁵ Henning (1994: 24) benennt folgende Motive für die Aufnahme der Adoption in das BGB von 1896: Versorgungssicherung unehelicher Kinder, Scheitern der ‚Ersatz‘-Erziehungsinstitutionen Anstalt und Pflegefamilie sowie Erkenntnisse über die Bedeutung der Erziehung im Familienverband.

kinderlosen Annehmenden im Vordergrund.⁶ Mit der Adoption erhielten sie die Möglichkeit, ihren Namen und ihr Vermögen an die nachfolgende Generation weiterzugeben (vgl. von Münch, 2002: 18; Baer, 2000: 19). Grundvoraussetzungen für eine Adoption nach diesem Recht waren neben der bereits angesprochenen Kinderlosigkeit ein Mindestalter der Annehmenden von 50 Jahren. In Anlehnung an historische Vorbilder betrafen die gesetzlichen Vorschriften im BGB in der Regel die Adoption von Volljährigen bzw. Personen über 14 Jahren und mit denen eine Adoption aufgrund ihres Alters rechtskräftig abgeschlossen werden konnte. Dabei bezog sich das aus dem Adoptionsvertrag resultierende Verwandtschaftsverhältnis ausschließlich auf den oder die Annehmenden und den Adoptierten. Verwandte der Annehmenden – beispielsweise die Eltern – waren de jure von der Adoption ausgeschlossen. Als wichtig anzuführen ist, dass das verwandtschaftliche Verhältnis des Adoptierten zu seiner leiblichen Herkunftsfamilie rechtlich bestehen blieb.⁷ Die gesetzlich unvollständige Herauslösung hatte zur Folge, dass die Aufnahme des Kindes in das neue familiäre Umfeld eine Annahme mit beschränkter Wirkung blieb (vgl. Baer/Gross, 1981: 20).

In den Jahrzehnten, die auf die Verabschiedung des BGB folgten, veränderte sich die Auffassung hinsichtlich der Bedeutung und Aufgabe der Adoption grundlegend. In zunehmendem Maße häuften sich Berichte über Entwicklungsstörungen von Kindern, die in einem Heim aufwachsen mussten. Die in entwicklungspsychologischen Untersuchungen gewonnenen Erkenntnisse betonten die Notwendigkeit einer engen personalen Interaktion von Kindern mit ihren Bezugspersonen (vgl. Jungmann, 1987: 3). In der Folge setzte sich der Standpunkt durch, dass das Aufwachsen in einer Familie am ehesten und besten geeignet sei, Kindern eine positive Entwicklungsperspektive zu bieten (vgl. Wittland-Mittag, 1992: 17f.). Die Forschungsbeiträge zu den Auswirkungen frühkindlicher Deprivation auf der einen Seite und zu ihrer Reversibilität durch intensive Förderung auf der anderen Seite leisteten einen essenziellen Beitrag zu Gesetzesinitiativen, Reformvorschlägen und zur Umgestaltung der adoptionsrechtlichen Bestimmungen. Die Adoption sollte nun nicht mehr den Fortbestand des Namens und Vermögens der Annehmenden garantieren, sondern als ein Mittel der Fürsorge für elternlose und verlassene Kinder gelten und jenen, „die ein gesundes Zuhause entbehren müssen, eine Familie geben“ (Diederichsen, 1979: 179).

⁶ Der Gesetzgeber hatte zwar durchaus die Möglichkeiten erkannt, die sich für ein mittelloses, begabtes, meist uneheliches Kind durch eine Adoption ergaben, gleichwohl standen diese fürsorgerischen Aspekte nicht im Vordergrund (vgl. Napp-Peters, 1978: 29).

⁷ Die Unterhaltspflicht der leiblichen Eltern gegenüber dem Kind trat allerdings zurück, zugleich verloren sie ihre elterliche Sorge (vgl. von Münch, 2002: 18).

Die veränderte Auffassung über die primären Aufgaben einer Adoption – das Zurücktreten der Belange der Adoptiveltern zugunsten der Fürsorge für elternlose Kinder, die tatsächlich oder sozial verwaist waren (vgl. Bach, 1994c: 254) – fand ab den 1950er-Jahren zunächst in einer Reihe von Teilreformen ihren Niederschlag. Zu diesen gehörten u. a. die 1950 erfolgte befristete Befreiung von der Erfordernis der Kinderlosigkeit (im Jahre 1961 umgewandelt in eine dauerhafte Befreiung), die Herabsetzung der Altersgrenze für Annehmende von 50 auf 35 Jahre, später auf 25 Jahre.⁸ Dem sozialen Bedeutungswandel der Adoption Rechnung tragend, trat am 01. Januar 1977 das grundlegend reformierte Adoptionsrecht in Kraft. Als Teil der familienrechtlichen Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches regelt es in den §§ 1741–1772 die Voraussetzungen und Wirkungen einer Adoption, d. h. die Herausnahme eines Minderjährigen aus den rechtlichen Beziehungen zu seinen leiblichen Eltern und die Herstellung einer neuen rechtlichen und sozialen Eltern-Kind-Beziehung (vgl. Wabnitz, 2009: 132; Bach, 2008: 35).⁹ Heute wird die Adoption eindeutig im Interesse des Kindes durchgeführt, das auf eine Ersatzfamilie angewiesen ist. Diese Ausrichtung spiegelt sich auch in den gesetzlichen Vorschriften wider, hier steht das Kindeswohl-Gebot im § 1741 (1) an der ersten Stelle: Eine Annahme als Kind ist nur dann zulässig, „wenn sie dem Wohl des Kindes dient und zu erwarten ist, dass zwischen dem Annehmenden und dem Kind ein Eltern-Kind-Verhältnis entsteht“ (BGB, 2006: 1988). Nach dem notariell beurkundeten Antrag der Adoptivbewerber und einer Eignungsbescheinigung durch einen Gutachter erfolgt die Annahme als Kind durch einen Hoheitsakt des Vormundschaftsgerichts. Durch die sogenannte Volladoption wird das adoptierte Kind wie ein leibliches, eheliches Kind in seine neue Familie aufgenommen; die verwandtschaftlichen Beziehungen zu seiner Herkunftsfamilie erlöschen unwiderruflich.

In Ergänzung zur Reformierung des Adoptionsrechts im BGB wurde 1976 auch eine Umstrukturierung des Gesetzes über die Vermittlung der Annahme als Kind – Adoptionsvermittlungsgesetz (AdVerMiG) – vorgenommen. Es trat am 01. Januar 1977 in Kraft und definiert Adoptionsvermittlung in § 1 als „das Zusammenführen von Kindern unter 18 Jahren und Personen, die ein Kind aufnehmen wollen (Adoptionsbewerber), mit dem Ziel der Annahme als Kind“ (Deisenhofer/Deisenhofer, 2006: 77). Die veränderten gesetzlichen Bestimmungen sollten die Adoptionsvermittlungsstellen in die Lage versetzen, eine qualifizier-

⁸ Säuglinge und Kleinkinder sollten zu möglichst jungen Eltern vermittelt werden (vgl. Bach, 2008: 35). Zu den in den 1950er-Jahren erfolgten Rechtsänderungen siehe ausführlich Henning (1994: 25f.).

⁹ Diese Form der Adoption wird auch Fremd- oder Nichtverwandtenadoption genannt. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass keiner der beiden aufnehmenden Elternteile in einem Verwandtschaftsverhältnis zum Kind steht (vgl. Peuckert, 2008: 221).

te und am Wohl des Kindes orientierte Arbeit zu leisten. Verpflichtendes und grundlegendes Prinzip ihrer Arbeit war die Suche nach Adoptiveltern für elternlose Kinder. Angestrebt wurde zudem, eine größere Anzahl von (Heim-)Kindern zu einem frühen Zeitpunkt und unter fachlich qualifizierter Begleitung in neue Familien zu vermitteln (vgl. Wittland-Mittag, 1992: 30ff.; Henning, 1994: 51ff.). Zu den Aufgaben der Adoptionsvermittlungsstellen gehört u. a. die Überprüfung potenzieller Adoptiveltern, sie soll gemäß § 7 AdVermiG garantieren, dass sich die Bewerber unter Berücksichtigung der Persönlichkeit des Kindes und seiner besonderen Bedürfnisse für die Adoption als geeignet erweisen (vgl. Paulitz, 2000: 1). Vermittlungen von Adoptionen sind nur den staatlichen Adoptionsvermittlungsstellen der Jugendämter und Landesjugendämter gestattet. Freie Träger, in der Regel den Wohlfahrtsorganisationen der evangelischen oder katholischen Kirche angehörend, dürfen Adoptionsvermittlungen nur dann durchführen, wenn sie über die staatliche Anerkennung verfügen.¹⁰

1.2 Geschichte und Entwicklung von Auslandsadoptionen in Deutschland

Der Begriff Auslandsadoption wird verwendet, wenn für das – in der Regel aus einem Land der Dritten Welt oder einem Schwellenland¹¹ stammende – Kind mit der Adoption ein Wechsel seines ständigen Aufenthaltsortes von einem Staat (Heimat- oder Herkunftsstaat) in einen anderen Staat (Aufnahmestaat) verbunden ist. Ohne Bedeutung ist dabei, ob der Wechsel des Aufenthaltes vor oder nach dem Adoptionsausspruch stattfindet oder ob die Adoption im Herkunfts- oder Aufnahmestaat vollzogen wird (vgl. Wuppermann, 2006: 27). Happ-Margotte zufolge sind Auslandsadoptionen

„Adoptionen von Kindern und Jugendlichen, die (lt. Bezeichnung in der Statistik) ›zum Zwecke der Adoption ins Inland geholt‹ wurden. Es sind nichtdeutsche Kinder und Jugendliche, deren gewöhnlicher Aufenthalt vor Beginn des Adoptionsverfahrens im Ausland lag und die ohne die Adoption nicht in die BRD eingereist wären.“ (Happ-Margotte, 1997: 126)

Für den Terminus Auslandsadoption verwenden wissenschaftliche Disziplinen unterschiedliche Ausdrücke. Die Jurisprudenz spricht von ‚Adoptionen mit Auslandsberührung‘ (vgl. Tilch, 1992: 79), ‚internationalen‘, ‚transnationalen‘, ‚grenzüberschreitenden‘, ‚zwischenstaatlichen Adoptionen‘ (vgl. Marx, 1993; Wuppermann, 2006) und von ‚Auslandsadoption‘

¹⁰ Zur Adoptionsvermittlung bei deutschen und internationalen Adoptionen siehe Bach (2008: 36f.).

¹¹ Zum Begriff ‚Dritte Welt‘ vgl. Nohlen (1998a: 184f.) und Nohlen/Nuscheler (1993: 17f.). In kritischer Distanzierung zur Verwendung des Begriffs vgl. Merz (2011: 683). Zum Terminus ‚Schwellenländer‘ vgl. Messner (1998: 664ff.).

(vgl. Röchling, 2006; Wuppermann, 2006). Psychosozial und pädagogisch ausgerichtete Disziplinen verwenden die Termini ‚Adoption fremdländischer Kinder‘ (vgl. Lange, 2006) und ‚Auslandsadoption‘ (vgl. Klinkhammer, 1990; Ade, 2000). Im Bereich der interkulturellen Forschung benutzt Mecheril für Auslandsadoptierte die etwas sperrige Formulierung ‚adoptierte Deutsche ausländischer Herkunft‘ (vgl. Mecheril, 1997c: 295).¹²

Die Bundesrepublik Deutschland, heute Aufnahmeland von Adoptivkindern aus zahlreichen (Entwicklungs-)Ländern, hatte nach dem Zweiten Weltkrieg eine entgegengesetzte Position inne. Sie war Herkunftsland für Adoptiveltern v. a. aus den USA und später auch aus Skandinavien (vgl. Conradi, 1996: 225).¹³ Bei den freigegebenen Kindern lassen sich im Wesentlichen drei Gruppen differenzieren. Zu der ersten zählten Kriegswaisen sowie unbegleitete bzw. verloren gegangene Kinder; die zweite bestand aus Kindern von ‚displaced persons‘, in der Regel Zwangsarbeiterinnen; die dritte Gruppe bildeten die nichtehelichen Kinder von deutschen Müttern und hier stationierten Besatzungssoldaten (vgl. Baer, 1994: 65f.). Dem Mangel an deutschen Ersatzfamilien für diese in Not geratenen Kinder lagen fehlende materielle, soziale und rechtliche Adoptionsvoraussetzungen zugrunde. Neben den defizitären Lebensbedingungen spielten auch Vorbehalte gegenüber fremden, mit möglicherweise ungünstigem Familienhintergrund belasteten Kindern eine wichtige Rolle.¹⁴ Zudem stellte das damalige Adoptionsrecht insofern ein Hindernis für die Vermittlung in deutsche Familien dar, als es sowohl die Kinderlosigkeit der Adoptanten als auch ein Mindestalter von 50 Jahren vorsah.

Der ab ca. 1951 in der Bundesrepublik Deutschland einsetzende ökonomische Aufschwung führte zu einem ansteigenden Wohlstand der Bevölkerung. In der Folgezeit wurde die Adoption deutscher Kinder in das Ausland entbehrlich, denn es ließen sich im eigenen Land genügend adoptionswillige Ehepaare finden (vgl. Baer, 1989: 3; Bach, 1986: 15f.).¹⁵ Ende der 1960er-Jahre trat sogar eine Wende ein: Die Kriege in Süd- und Südostasien erfuhren weltweit mediale und politische Aufmerksamkeit und lenkten auch in der Bundesrepublik Deutschland den Fokus auf das Schicksal der betroffenen Kinder. Zudem war eine wei-

¹² In meiner Adoptionsstudie nimmt der Begriff Auslandsadoption eine zentrale Stellung ein. Um im Weiteren eine zu häufige Wiederholung des Wortes zu vermeiden, wird gelegentlich auch auf die anderen Bezeichnungen aus der wissenschaftlichen Literatur rekurriert.

¹³ Hinter Griechenland, Japan und Korea nahm Deutschland zeitweise den vierten Platz bei der Anzahl der Kinder ein, die zur Adoption ins Ausland vermittelt wurden (vgl. Marx, 1993: 4) Zum Umfang der Adoption von Ausländern von 1950 bis 1966 vgl. das Zahlenmaterial bei Marx (1993: 5f.).

¹⁴ In Deutschland wurde die Anlage-Umwelt-Diskussion zu jener Zeit durch das Primat der Biologie bestimmt. Der genetischen Herkunft wurde bei der Persönlichkeitsentwicklung eine herausragende Bedeutung zugeschrieben. In den USA setzte sich dagegen zunehmend die den Einfluss von Erziehung betonende Milieutheorie durch (vgl. Marx, 1993: 6). Zur erbbiologischen Adoptionsforschung siehe auch Bohman (1980: 31ff.).

¹⁵ Bereits 1950 wurden in Deutschland mehr als 4000 Kinder adoptiert, fünf Jahre später war die Zahl der durchgeführten Adoptionen auf über 8000 Fälle angewachsen (vgl. Bach, 1986: 16).

tere Notsituation von Kindern in den Elendsvierteln der Dritten Welt nicht mehr zu übersehen: Verlassene, in der Regel unehelich geborene Kinder wurden aufgrund religiöser Überzeugungen oder gesellschaftlicher Konventionen (wie beispielsweise in Korea oder Indien) nicht in die bestehenden Familienverbände integriert (vgl. Marx, 1993: 12f.; Lange, 2006: 40f.) und von ihren Müttern, aber auch anderen nahen Verwandten ausgesetzt bzw. zur Adoption freigegeben.

Der niederländische Adoptionsforscher René A. C. Hoksbergen typisiert Ehepaare, die zwischen 1950 und 1970 ein (europäisches) Kind adoptiert haben, als „*traditionell-verschlossene Generation*“ (Hoksbergen, 1993: 69; i. O. kursiv). Diese Adoptiveltern zeichneten sich besonders durch konventionelle Auffassungen in den Bereichen Ehe, Familienleben und Sexualität aus. Der Adoptivstatus wurde inner- und außerfamiliär für gewöhnlich dethematisiert – Adoption war „mit vielen Kennzeichen eines Tabu-Phänomens belegt“ (ebd.: 70).¹⁶ Zudem fand zu dieser Zeit die Unterscheidung zwischen biologischer und sozialer Elternschaft eine nur geringe Akzeptanz; der kanadische Adoptionsforscher Kirk charakterisierte die diesbezügliche Einstellung als „*rejection-of-difference*“ (Kirk, 1981: 46). Die ab Ende der 1960er-Jahre in Europa stattfindenden kulturellen Umwälzungen bewirkten Hoksbergen zufolge fundamentale innere Wandlungsprozesse in Bezug auf gesellschaftliche Norm- und Wertvorstellungen. Infragegestellt und verändert wurden überkommene und tradierte Ansichten beispielsweise zu den Themen Sexualität, Schwangerschaftsabbruch, Rolle der Frau in der Gesellschaft und Familienkonstellationen (vgl. Hoksbergen, 1993: 70). Ehepaare, die sich zwischen 1970 und Mitte der 1980er-Jahre zu einer Adoption entschlossen, subsumiert Hoksbergen unter den Typus „*idealistisch-offene Generation*“ (vgl. ebd.: 71; i. O. kursiv). Im Gegensatz zur traditionell-verschlossenen Generation war die idealistisch-offene Generation eher zu einem adäquaten Umgang mit Adoptionen in der Lage. Sie thematisierte den Adoptivstatus ihrer Kinder, befasste sich mit den Folgen der Adoptionsfreigabe für die leiblichen Mütter und erkannte – im Sinne von Kirks „*acknowledgment-of-difference*“ (Kirk, 1981: 46) – den Unterschied zwischen biologischer und sozialer Elternschaft an. Somit verlor „das Phänomen der Adoption seinen Tabu-Charakter“ (Hoksbergen, 1993: 71).

¹⁶ Berger weist darauf hin, dass in jenen Jahren durch eine Adoption die ‚natürlichen‘ Verhältnisse so weit wie möglich imitiert worden sind. Dies äußerte sich z. B. darin, dass Adoptivkinder von den Vermittlungsstellen so ausgesucht wurden, dass sie im Hinblick auf äußerlich wahrnehmbare Körpermerkmale (Augenfarbe, Haarfarbe, Körpergröße etc.) möglichst zu den Adoptiveltern passten. Das hintergründige Motiv dabei war, „mit Hilfe des Anscheins biologischer Verbundenheit die als anstößig geltenden Adoptions Hintergründe – ungewollte Kinderlosigkeit, Adoptionsfreigabe des Kindes, fremdes Erbgut – zu verdecken und geheim halten zu können“ (Berger, 1998: 194).

Berührt durch das große Elend der Kinder in der Dritten Welt fühlte sich dieser idealistisch-offene Generationstypus, der häufig bereits eigene leibliche Kinder hatte, aus humanitären, moralischen und politischen Erwägungen heraus verpflichtet, notleidende Kinder aus der Dritten Welt zu adoptieren.¹⁷ So wurde in der Bundesrepublik Deutschland ab 1967 – zunächst mit Adoptionen aus Vietnam, später auch aus Korea – eine zweite Welle von Auslandsadoptionen ausgelöst.¹⁸ Diesmal fanden die Adoptionen allerdings kulturübergreifend statt (vgl. Bach, 1986: 33). Organisiert wurden sie durch nationale und internationale Institutionen (vgl. Marx, 1993: 14f.; Conradi, 1996: 225) und stellten eine individuelle Hilfe, häufig auch die einzige Überlebenschance für Kinder dar, die in ihren Herkunftsländern unter den Folgen von Natur- oder Hungerkatastrophen litten bzw. von Krieg oder Bürgerkrieg betroffen waren.¹⁹

Vor allem seit den 1980er-Jahren weitete sich das Phänomen der transnationalen Adoption weltweit aus. In allen hochindustrialisierten Gesellschaften nahm die Quote unfreiwillig kinderloser Ehepaare²⁰ zu, in Deutschland stieg sie auf 10 bis 15 Prozent an (vgl. Bockenheim-Lucius, 1994: 18; Wischmann, 2006: 32). Für betroffene Ehepaare, die zum Verzicht auf ihren Kinderwunsch nicht bereit waren, bot sich die Adoption als mögliche Alternative der Familiengründung an. Einer großen Anzahl adoptionswilliger Ehepaare stand freilich ein zunehmender Mangel an in Deutschland adoptierbaren Säuglingen und Kleinkindern gegenüber.²¹ Verantwortlich für diesen Rückgang waren sowohl medizinische als auch gesellschaftliche Entwicklungen. Wirksame Verhütungsmittel beendeten den Babyboom der 1960er-Jahre und führten zu einer kontinuierlich sinkenden Geburtenrate. Die Einstellung gegenüber Schwangerschaftsabbrüchen wandelte sich, zudem waren ledige Mütter nicht mehr in dem Ausmaß wie früher Diskriminierungen und Stigmatisierungen ausgesetzt, sie

¹⁷ Den dritten, ab etwa 1985 auftretenden Typus nennt Hoksbergen (1993: 71; i. O. kursiv) die „ökonomisch-realistische Generation“. Unsichere Arbeitsplatzverhältnisse, hohe Adoptionskosten, ein wachsendes Bewusstsein um die mit Auslandsadoptionen unter Umständen verbundenen Probleme und nicht zuletzt die Möglichkeiten der modernen Reproduktionsmedizin führten zu einem Rückgang von internationalen Adoptionen. Im Jahre 2006 charakterisiert Hoksbergen in einem Interview einen vierten Typus von Adoptiveltern, die durch eine optimistisch-fordernde Grundhaltung gekennzeichnet ist (vgl. Dissidentenfunk, 2006).

¹⁸ Zur damaligen politischen und gesellschaftlichen Situation in Vietnam und Korea vgl. Weinwurm (1976: 4f.).

¹⁹ In den vom Zweiten Weltkrieg weniger betroffenen Industriestaaten hatte sich der Trend zur Adoption von Kindern aus Entwicklungsländern bereits ein Jahrzehnt früher durchgesetzt (vgl. Bach, 1986: 33).

²⁰ Zur Historie des Kinderwunsches vgl. Beck-Gernsheim (1997: 116ff.), die unfreiwillige Kinderlosigkeit bei Paaren beleuchten Funcke/Hildenbrand (2009: 167ff.). Nach Huber (1989: 7) gehört der Wunsch nach einem leiblichen Kind zu den tief im Menschen verankerten Antrieben. Nievergelt (1995: 144) betont das Eigenbedürfnis von Paaren nach Generativität; sie wollen Spuren hinterlassen, die eigenen Werte und Erfahrungen weitertragen.

²¹ 1978 erreichte die Zahl der Fremd- bzw. Nichtverwandtenadoptionen mit 7669 Fällen ihren Höchststand, danach sank sie kontinuierlich. 2006 bewarben sich in Deutschland rechnerisch auf ein zur Adoption vorgezeichnetes Kind zehn potenzielle Adoptiveltern (vgl. Peuckert, 2008: 222).

konnten ihre Kinder behalten und allein großziehen (vgl. Funcke/Hildenbrand, 2009: 136; Baer, 2000: 22; Drucksache, 1989: 9).

Um die Chance auf die Annahme eines Kindes zu erhöhen, konzentrierte sich das Interesse potenzieller Adoptiveltern auf Entwicklungs-²² und Schwellenländer. Dort bewirkten soziokulturelle Faktoren wie Analphabetismus, fehlende Möglichkeiten der Geburtenkontrolle, das Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen, die Diskriminierung nichtehelicher Geburten, die Verelendung durch Landflucht und der in Lateinamerika verbreitete Machismo, dass viele Kinder nicht in ihren Herkunftsfamilien aufwachsen konnten und von ihren Müttern (selten von Mutter und Vater gemeinsam) zur Adoption freigegeben oder gar ausgesetzt wurden (vgl. Lange, 2006: 34ff.; Schlichting-Heinze/Oeming-Schill, 2006: 21ff.).²³ Involviert in interstaatliche Adoptionen waren in der Folgezeit auf der abgebenden Seite immer mehr Länder. Während im asiatischen Raum – nach dem Rückgang von Adoptionen aus Korea und Vietnam (vgl. Pilotti, 1986: 144f.) – vor allem Indien, Sri Lanka, Indonesien, Thailand und die Philippinen dazugehörten, konzentrierten sich die Adoptionen in Lateinamerika auf Kolumbien, Bolivien, Peru, Chile, Brasilien und Ecuador (vgl. Bach, 2006: 350). Im Kontext des politischen Umbruchs in Mittel- und Osteuropa, der mit dem Fall des Eisernen Vorhangs einherging, interessierten sich deutsche Adoptionsbewerber auch für Kinder aus diesen Ländern. Nach dem Sturz des Ceaușescu-Regimes 1989 berichteten die Medien ausführlich über die defizitären Lebensbedingungen in rumänischen Kinderheimen. Der Ausbruch des Bürgerkrieges im ehemaligen Jugoslawien im Jahr 1991 richtete den Blick der Öffentlichkeit auf das Schicksal der davon betroffenen Kinder. Die Medienberichte lösten einerseits eine Welle humanitärer Hilfsbereitschaft aus – dazu zählten beispielsweise Hilfstransporte für Kinderheime in Rumänien –, andererseits führten sie aber auch zu einem Anstieg von Adoptionsanfragen für diese Länder. Zahlreiche deutsche, aber auch andere westeuropäische sowie amerikanische Ehepaare reisten zu Beginn der 1990er-Jahre nach Rumänien, da sie dort relativ schnell und unbürokratisch Kinder adoptieren konnten (vgl. Conradi, 1996: 228). Zu diesem Zeitpunkt kam es vermehrt auch zu Anfragen nach den Möglichkeiten einer Adoption von Kindern aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion (GUS) und den Balkanstaaten. Im Gegensatz zu asiatischen, süd- und mittelamerikanischen Ländern waren ost- und südosteuropäische Staaten von Deutschland aus schneller zu erreichen. Neben diesen pragmatischen Gründen dürfte das Interesse potenzieller Adoptiveltern

²² Zum Begriff ‚Entwicklungsländer‘ vgl. Nohlen (1998b: 221ff.).

²³ Eine detaillierte Untersuchung zur Situation abgebender Frauen in Peru hat Klinkhammer (1990) vorgelegt.

an Kindern aus diesen Regionen insbesondere auch durch ihren Wunsch nach einem Kind mit ‚europäischem Aussehen‘ begründet gewesen sein.²⁴

Vor dem Hintergrund einer erheblichen Ausweitung interstaatlicher Adoptionen bemühten sich in den Folgejahren viele traditionelle Herkunftsländer in Asien und Lateinamerika um eine verstärkte Kontrolle des Adoptionsprozederes oder sie verboten Adoptionen ins Ausland gänzlich (vgl. Hoksbergen, 1997: 22). Sie fühlten sich durch den Kinderexport in ihrem Nationalstolz verletzt, darüber hinaus befürchteten sie einen Missbrauch der Adoptivkinder als Dienstboten, Prostituierte oder Organspender (vgl. Landschaftsverband Rheinland, o. Jg.: 19f.; Winter-Stettin, 1994: 226). Gleichwohl kann ca. Mitte der 2000er-Jahre von einer kommerziellen Globalisierung im Bereich der internationalen Adoption gesprochen werden (vgl. dazu Bach, 2006: 353ff.). „Babies have become big business“, so formuliert es Bhabha (2004: 181) in ihrem Aufsatz „Moving Babies: Globalization, Markets and Transnational Adoption“. Als Folge gesetzlicher Regulierungen in den ‚klassischen‘ Herkunftstaaten weichen Adoptionsbewerber vermehrt, wie Bach kritisch anmerkt, aus auf „exotische, kleinere Staaten, die an den Rändern des geografischen und politischen Weltgeschehens angesiedelt sind“ (Bach, 2006: 353).

1.3 Ein statistischer Überblick

Bevor im nächsten Kapitel das Phänomen Auslandsadoption einer detaillierten kritischen Betrachtung unterzogen wird, sei zunächst noch ein Blick auf die statistischen Daten zu Auslandsadoptionen in Deutschland gestattet.²⁵ Dabei muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass keine präzise zu beziffernden Angaben zu den inzwischen in der Bundesrepublik Deutschland lebenden ausländischen Adoptierten möglich sind. Zum einen weist die öffentliche Jugendhilfestatistik erst seit 1982 die Adoptionszahlen von ausländischen Adoptierten getrennt von denjenigen der deutschen aus, zum anderen konnten in die Adoptionsstatistik der Kinder- und Jugendhilfe nur diejenigen ausländischen Adoptivkinder aufgenommen werden, deren Daten von den Jugendämtern oder den zentralen Adoptionsvermittlungsstellen an das Statistische Bundesamt weitergeleitet wurden (vgl. dazu Marx, 1993: 20ff.). In Bezug auf die Gesetzgebung merkt Happ-Margotte 1997 positiv an, dass die dort ausgearbeiteten Vorgaben zur statistischen Erfassung von Auslandsadoptionen im Wesentlichen „*umfassend* ausgearbeitet“ (Happ-Margotte, 1997: 132; i. O. kursiv) sind. Gleichwohl könnten exakte

²⁴Zur Präferenz ‚weißer Haut‘ vgl. auch Sichtermann/Leggewie (2003: 241).

²⁵In der von Selman (2006: 187) vorgelegten Tabelle „Receiving countries with highest number of intercountry adoptions, 1998-2004“ belegt das Empfängerland Deutschland im internationalen Vergleich nach den USA, Frankreich, Italien, Kanada, Spanien und Schweden den siebten Platz.

Angaben zur Auslandsadoption aus folgenden Gründen nicht erwartet werden: Zum einen seien die Zuständigkeiten für die Meldung von erfolgten Auslandsadoptionen nicht präzise geklärt, zum anderen bleibe bei der Angabe zu den Auslandsadoptionen unklar, ob die Adoption vor einem deutschen oder einem ausländischen Gericht vorgenommen worden sei (vgl. ebd.). Fendrich weist 2005 auf das Problem einer statistischen Untererfassung von Auslandsadoptionen hin. Gemäß § 2a des Adoptionsvermittlungsgesetzes müssen abgeschlossene internationale Adoptionen der Bundeszentralstelle für Auslandsadoptionen gemeldet werden,²⁶ eine Weiterleitung der Daten von dieser Stelle an das Statistische Bundesamt scheint anschließend jedoch nicht mehr in jedem Fall vorgenommen worden zu sein (vgl. Fendrich, 2005: 287). Auch gegenwärtig sind die statistischen Zahlen zur Auslandsadoption nicht eindeutig: Gemäß der telefonischen Auskunft einer Sachbearbeiterin des Statistischen Bundesamtes²⁷ werden von deutschen Ehepaaren rechtlich legal im Ausland durchgeführte Adoptionen, die keine Nachadoption in Deutschland erfordern, von der amtlichen Statistik nicht erfasst. Ergo gilt noch heute, was Marx bereits 1993 konstatierte, bei den statistischen Zahlen zur Auslandsadoption ist von einer Dunkelziffer auszugehen (vgl. Marx, 1993: 23).²⁸

In den 1970er- und 1980er-Jahren sind Rolf P. Bach zufolge jährlich zwischen 600 und 800 Auslandsadoptionen aus der Dritten Welt nach Deutschland erfolgt (vgl. Bach, 2006: 350), zwischen 1982 und 1990 lag die Zahl im Durchschnitt bei 744 Kindern.²⁹ Legt man zur Berechnung der Gesamtzahl der zwischen 1970 und 1990 aus dem Ausland adoptierten Kinder einen jährlichen unteren Mittelwert von 700 Fällen zugrunde und bezieht zudem die Angaben von Wacker (2006: 329) ein, der von annähernd 12.000 ausländischen Adoptierten für die Mitte der 1980er-Jahre ausgeht, so haben im Jahre 1990 schätzungsweise 14.700 ausländische Adoptierte in Deutschland gelebt. Um die weitere quantitative Entwicklung der Auslandsadoption zu beleuchten, wird im Folgenden ein Blick auf die mir vorliegenden Daten des Statistischen Bundesamtes zu internationalen Adoptionen geworfen, sie umfassen den Zeitraum von 1991 bis 2010.

²⁶ Diese Verpflichtung besteht seit dem Inkrafttreten der Haager Konvention für Deutschland im Jahre 2002.

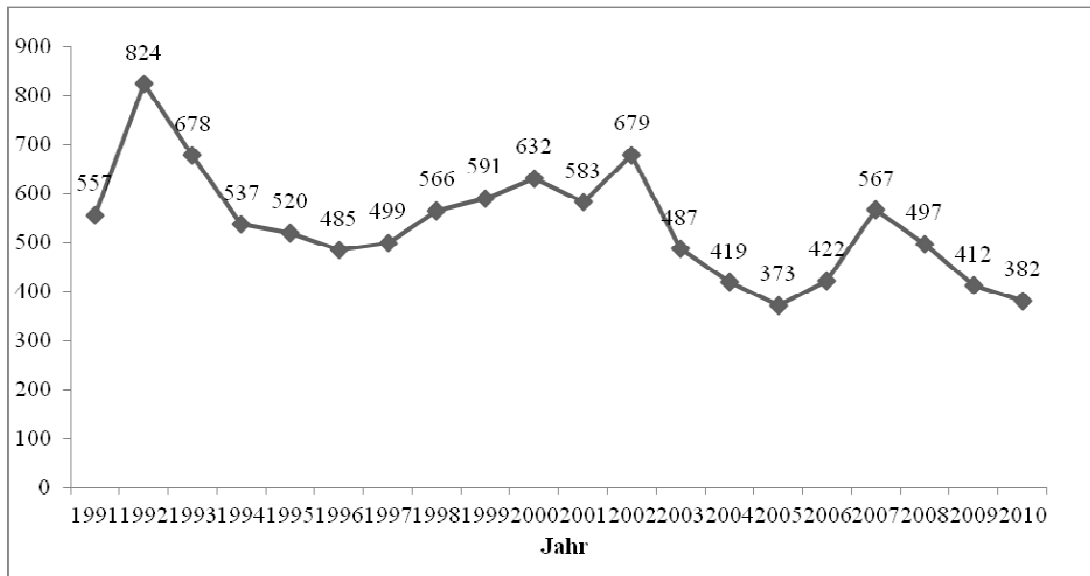
²⁷ Erfolgt am 17.08.2011.

²⁸ Bedauerlicherweise berücksichtigt die öffentliche Jugendhilfestatistik bei internationalen Adoptionen auch nicht das unterschiedliche Adoptionsalter der Kinder und Jugendlichen. Unter Bezugnahme auf die von Terre des Hommes zwischen 1967 und 1990 vermittelten Auslandsadoptionen legt Eisenblätter (1993: 37) folgende Zahlen vor: 1. Altersgruppe 0–2 umfasst 1532 Fälle (55,5%); 2. Altersgruppe 3–5 umfasst 780 Fälle (28,2%); 3. Altersgruppe 6–10 umfasst 405 Fälle (14,7%); 4. Altersgruppe 11–15 umfasst 45 Fälle (1,6%). Die staatlich anerkannte Adoptionsvermittlungsstelle „Eltern für Kinder e. V.“ hat zwischen 1989 und 2012 insgesamt 845 Adoptionen aus dem Ausland vermittelt, 32% dieser Adoptionen entfielen auf ältere Kinder (ab vier Jahre) (vgl. Vermittlungsstatistik EfK, 1989–2012).

²⁹ Eigene Berechnung auf der Grundlage des von Marx (1993: 22) vorgelegten Zahlenmaterials.

Abbildung 1:

Entwicklung der Auslandsadoption in Deutschland 1991 – 2010 (Angaben in absoluten Zahlen)



Quelle: Statistisches Bundesamt (Hrsg): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe Adoptionen, Jahrgänge 1991–2010 (Abbildung: eigene Zusammenstellung)

Nach einem 1991/92 deutlich sichtbaren Anstieg der internationalen Adoptionen um 267 Fälle, ein Plus von fast 48 Prozent, lässt sich in den Folgejahren bis 1996 ein Absinken der Anzahl internationaler Adoptionen um 339 Fälle, das sind mehr als 40 Prozent konstatieren. Gemäß Fendrich könnte diese rapide Abnahme vor dem Hintergrund unzureichender deutscher Adoptionsvermittlungsgesetze interpretiert werden, die, auf innerstaatliche Adoptionen ausgerichtet, „den besonderen Notwendigkeiten von Auslandsadoptionen nur eingeschränkt gerecht“ (Fendrich, 2005: 286) wurden. Im Widerspruch zu dieser Annahme Fendrichs steht freilich ein nach 1996 einsetzender umgekehrter Trend: In den Folgejahren stieg die Zahl der interstaatlichen Adoptionen jährlich an und erreichte 2002 eine Zahl von 679 Adoptionen, mithin eine Steigerung von 194 Fällen (+ 40%) seit 1996. Die Bundesrepublik Deutschland hat die Haager Konvention im Jahre 1997 unterzeichnet, in Kraft getreten ist sie allerdings erst 2002. Möglicherweise lässt sich vor diesem Hintergrund die nach 1996 und bis 2002 anhaltende Zunahme der Auslandsadoptionen erklären: Potenzielle Adoptiveltern hegen unter Umständen die Befürchtung, dass nach dem Inkrafttreten der Haager Konvention Auslandsadoptionen erschwert werden könnten. In der Folge könnten sie den Zeitraum zwischen Unterzeichnung und Inkrafttreten der Konvention genutzt haben, um sich noch ‚rechtzeitig‘ und eher ‚unkompliziert‘ den Wunsch nach einem Kind zu erfüllen. Legt man diese These

zugrunde, so könnte der zwischen 2003 und 2005 kontinuierlich zu verzeichnende Rückgang interstaatlicher Adoptionen um 114 Fälle, ein Minus von ca. 23,4 Prozent, mit dem Inkrafttreten der Haager Konvention und einer dadurch bedingten Unsicherheit bzw. Zurückhaltung potenzieller Adoptiveltern erklärt werden. Unter Bezugnahme auf Fendrich (ebd.: 287) lässt sich dieser Rückgang auch mit einer verschärften Gesetzeslage und einer dadurch bedingten restriktiveren Handhabung von Privatadoptionen in Verbindung bringen. 2006/07 war wiederum ein Anstieg interstaatlicher Adoptionen zu verzeichnen, dabei handelte es sich um 145 Fälle (+ 34,4%). Für das Jahr 2010 notiert das Statistische Bundesamt nur noch 382 Auslandsadoptionen – die niedrigste Fallzahl, bezogen sowohl auf die Angaben von Bach (vgl. weiter oben) als auch auf die Veröffentlichungen des Statistischen Bundesamtes seit 1991.³⁰ Wie ließe sich dieser Rückgang internationaler Adoptionen erklären? Denkbar wäre zum einen, dass sich – vor dem Hintergrund der ökonomischen Entwicklung bzw. einer veränderten Perspektive auf das Phänomen Adoption – in (potenziellen) Herkunftsländern von ausländischen Adoptivkindern mittlerweile in verstärktem Maße Ehepaare finden, die zu einer Adoption bereit sind.³¹ Weiterhin könnte auch ein Geburtenrückgang in diesen Ländern dazu beitragen, dass weniger Kinder für internationale Adoptionen zur Verfügung stehen. Darüber hinaus könnten Erfolge in der Reproduktionsmedizin zu einem Rückgang an Adoptivbewerbern in Deutschland geführt haben. Allerdings erscheint es verfrüht, bereits jetzt (Stand 2012) von einer Trendwende im Bereich Auslandsadoption zu sprechen. Erst die folgenden Jahre bzw. Jahrzehnte werden zeigen, wie sich das Phänomen Auslandsadoption quantitativ weiterentwickelt.

Es bleibt festzuhalten, dass offiziell von mehr als 25.000 Kindern und Jugendlichen auszugehen ist, die seit dem letzten Drittel der 1960er-Jahre im Zuge internationaler Adoptionen in die Bundesrepublik Deutschland gekommen sind. Breitinger schätzt dagegen, dass die Zahl ausländischer Adoptierter, die heute in Deutschland leben, bei 40.000 bis 50.000 Personen liegt.³² Weltweit haben ihm zufolge in den letzten 60 Jahren sogar über 800.000 Auslandsadoptionen stattgefunden, damit hat diese Form der Adoption „die Dimension einer Völkerwanderung erreicht“ (Breitinger, 2011: 166).

³⁰ Für das Jahr 2011 gibt das Statistische Bundesamt 386 Adoptionen aus dem Ausland an. Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.). Die Zahlen für 2012 lagen z. Zt. der Fertigstellung meiner Studie noch nicht vor.

³¹ Möglicherweise greift mittlerweile auch das 1993 zwischen zentralen Geber- und Empfängerländern verabschiedete Haager Übereinkommen zum Schutz von Kindern. Darin wurde festgelegt, dass vor einer Adoption in das Ausland erst im eigenen Land nach einer angemessenen Betreuung und Versorgung gesucht werden muss. Zum Übereinkommen vgl. Abschnitt 1.5 „Das Haager Übereinkommen (HAÜ) von 1993“.

³² Zu vermuten ist, dass Breitingers Angaben sich sowohl auf die offiziell erfassten als auch die statistisch nicht berücksichtigten Zahlen zur Auslandsadoption beziehen.

1.4 Zum Problem des Kinderhandels

Die Zunahme unfreiwilliger Kinderlosigkeit bei Ehepaaren ging mit einem Wandel in den Motiven einher, ein Kind aus dem Ausland zu adoptieren: Politische, soziale, altruistische oder auch religiöse Beweggründe verloren an Bedeutung, in den Vordergrund rückte der Wunsch nach einem eigenen Kind (vgl. Marx/Weitzel, 2006: 274). Vielfach scheiterte die Realisierung dieses Anliegens sowohl am Mangel an deutschen Adoptivkindern (vgl. dazu Fendrich, 2005: 287) als auch am Überschreiten der für die Adoption eines Säuglings oder Kleinkindes vorgesehenen Altersgrenze von 35 bis 40 Jahren. In der Folge bemühten Ehepaare sich deshalb vermehrt um die Adoption eines Kindes aus dem Ausland. In Deutschland der 1970er- und -80er-Jahre standen dieser steigenden Nachfrage jedoch nur drei für Auslandsadoptionen zugelassene staatliche Vermittlungsstellen gegenüber, die Wacker (2006: 329) zufolge am ehesten die Gewähr für eine am Kindeswohl orientierte Vermittlung boten: Terre des Hommes, Internationaler Sozialdienst (ISD) und Pro Infante.³³ Um sich den ersehnten Kinderwunsch dennoch erfüllen zu können, wichen Adoptivbewerber auf die Form der (legalen) Privatadoption aus.³⁴ Hatten sie den Sozialbericht des zuständigen deutschen Jugendamtes (home study) als offiziellen Nachweis ihrer Adoptionseignung erhalten,³⁵ mussten sie sich nicht an eine der in Deutschland zugelassenen Vermittlungsstellen wenden. Im gewünschten Adoptionsland konnten sie sich stattdessen direkt mit Privatpersonen, Heimen, kirchlichen Einrichtungen, humanitären Hilfswerken oder Rechtsanwälten in Verbindung setzen und diese um Hilfe bei der Vermittlung eines Kindes bitten. Diese Form der Privatadoption war, darauf weist Marx ausdrücklich hin, über etliche Jahre in vielen – insbesondere lateinamerikanischen – Ländern eine gängige und allgemein übliche Vorgehensweise (vgl. Marx, 1993: 62).³⁶

³³ Seit dem Ende der 1960er-Jahre vermittelte Terre des Hommes Deutschland (vor allem auch ältere, z. T. behinderte) Kinder aus Ländern der Dritten Welt nach Deutschland. Die Prävention der sozialen Verwaisung von Kindern stand bei Terre des Hommes jedoch im Vordergrund, dadurch sollten Adoptionen ins Ausland überflüssig werden (vgl. Kühl, 1985: 5; Kühl, 1989: 7f.). Der Internationale Sozialdienst, die deutsche Sektion des International Social Service, befasste sich mit Auslandsadoptionen nur dann, wenn ausländische Zweigstellen gezielt nach Adoptiveltern in der Bundesrepublik fragten. Der Verein Pro Infante, 1978 von einer Privatperson gegründet, vermittelte vorrangig Kinder aus Indien (vgl. Bach, 1986: 36ff.).

³⁴ Etwa zwei Drittel der Auslandsadoptionen wurden nicht über staatlich anerkannte Vermittlungsorganisationen durchgeführt (vgl. Hohnerlein, 1991: 31).

³⁵ Ohne Vorlage dieser behördlichen Bescheinigung war eine *l e g a l e* Adoption im Ausland nicht möglich.

³⁶ In meinem Kernsample wurde eine Auslandsadoption (Il-Kyu Choi) über Terre des Hommes durchgeführt. Die anderen beiden Adoptionen (Lena Steinmetz, Montaine Habermann) kamen über Kontakte zu Privatpersonen im jeweiligen Geburtsland des Kindes zustande. Zu den genaueren, teilweise prekären Umständen dieser privaten Vermittlungen und der daraus resultierenden Problematik für die Adoptierten vgl. die entsprechenden Interviewinterpretationen.

Mit Beginn der 1990er-Jahre nahmen sich verschiedene deutsche Adoptionsexperten der komplexen Thematik der legalen Privatadoptionen an, die sehr differierende Bewertungen erfuhr. Ausgesprochen skeptisch stand Bernd Wacker, zur damaligen Zeit ehrenamtlich in der Terre des Hommes Arbeitsgruppe ‚Verlassene Kinder‘ tätig, dieser Adoptionsform gegenüber. Er bezweifelte, dass eine umfassende Vorbereitung der Bewerber auf die Adoption eines ausländischen Kindes von deutschen Jugendämtern fachlich geleistet werden könne,³⁷ zudem sei nicht in jedem Falle garantiert, dass im Ausland behilfliche Rechtsanwälte und Sozialarbeiter zum Wohle des Adoptivkindes und seiner leiblichen Mutter bzw. Eltern handelten. Neben diesen Gründen erachtete er auch eine finanzielle Abhängigkeit von (kirchlichen) Heiminstitutionen, die auf Spenden ausländischer Adoptivbewerber angewiesen waren, als kritisch (vgl. Wacker, 1991: 191). Eine konträre Position vertrat dagegen Marx. Vor dem Hintergrund eines in vielen Entwicklungsländern kaum entwickelten Adoptionswesens und einer mangelnden Infrastruktur sah er legale Privatadoptionen als unverzichtbaren Bestandteil der Wohlfahrtspflege an (vgl. Marx, 1993: 62).

In der Bundesrepublik Deutschland häuften sich in den 1980er-Jahren Berichte über einen kriminellen und illegalen Handel mit Adoptivkindern aus der Dritten Welt: „10 000 Dollar für ein Baby aus Kolumbien“ (Der Spiegel Nr. 28, 1982), „Handelsware Babys“ (Stern, 02.10.1986) oder „Kinderhandel: Das Geschäft mit der Armut“ (Frankfurter Rundschau, 28.01.1988).³⁸ Nach Ceschi (1996: 43) kann von Kinderhandel dann gesprochen werden, wenn das Kind zu einer Handelsware wird, d. h., wenn sich seine Vermittlung nicht an fürsorglichen Prinzipien, sondern an kommerziellen Interessen orientiert.³⁹ Zu den „handfest kriminellen Methoden der Kinderbeschaffung“ (Bach, 1994a: 114) oder „Adoption’s ‘Dark Side’“ (Dubinsky, 2010: 100) zählten folgende illegale Praktiken: Der von kommerziellen Vermittlern betriebene Kauf von Kindern, deren Mütter sich in einer prekären, teilweise existenzgefährdenden ökonomischen und sozialen Notlage befanden, die Fälschung von Urkunden, die für die Abwicklung eines Adoptionsverfahrens benötigt wurden, die Bestechung von Behörden- und Gerichtsmitarbeitern sowie die Entführung als weitere Methode der Kinderbeschaffung. Als ungleich bedeutender für den profitorientierten Handel mit Kindern wertete Bach jedoch die „Grauzone des kommerziellen Kinderhandels“ (Bach, 1994a: 114). Gegen Entrichtung hoher Honorare agierten einheimische Rechtsanwälte sowie Ärzte und

³⁷ Zu den psychologischen, kulturellen und sozialen Besonderheiten, auf die Fachkräfte der Adoptionsvermittlung zukünftige Adoptiveltern ausländischer Kinder vorbereiten müssen, vgl. Lämmel/Hilpert (1994: 186ff.).

³⁸ Zum Kinderhandel vgl. auch Drucksache (1989); Schmidt (1992) und Wuttke (1996).

³⁹ Zu den fließenden Grenzen zwischen (noch) legaler Vermittlung und Kinderhandel siehe Ceschi (1996: 41ff.).

Hebammen als Adoptionsvermittler und Begleiter für das Gerichtsverfahren im Herkunftsland des Kindes. Konnten Ehepaare nach der Rückkehr in die Bundesrepublik die formal erforderlichen Dokumente vorweisen,⁴⁰ so stimmten die hiesigen Behörden der Adoption in der Regel zu. Als eine weitere Variante des Handels mit Kindern lässt sich die Vortäuschung einer Geburt anführen. Die jeweilige Adoptionsinteressentin reiste dafür in das Land ein und wurde in einer Privatklinik als leibliche Mutter eines fremden Säuglings in das Geburtsregister eingetragen (vgl. Lange, 2006: 65). Auch die rechtswidrige Anerkennung der Vaterschaft zählte zu den verbreiteten Methoden des Kinderhandels. Der Adoptionsinteressent bediente sich einer – in Deutschland nach § 169 StGB strafbaren – Personenstands Fälchung, indem er sich gegenüber den Behörden des Herkunftslandes als leiblicher Vater des Kindes ausgab. Die anschließende Ausreise verlief im Regelfall problemlos. In Deutschland konnte dann die Ehefrau zu einem späteren Zeitpunkt das ‚uneheliche‘ Kind ihres Mannes im Rahmen einer Stiefelternadoption annehmen (vgl. Wuttke, 1996: 36).

Bach zufolge wurde die Zunahme des internationalen Handels mit Kindern einerseits durch die psychische Not unfreiwillig kinderloser Ehepaare, andererseits durch eine neokolonialistische Sicht der Industriestaaten auf Länder der Dritten Welt gefördert. Bedenkenlos würden von dort preiswerte Industrieprodukte bezogen, Ehefrauen und Prostituierte erworben und eben auch die Ressource Kind gekauft (vgl. Bach, 1994b: 109f.).⁴¹

1.5 Das Haager Übereinkommen (HAÜ) von 1993

Mehrere weltweit tätige Organisationen wiesen bereits ab Mitte der 1950er-Jahre auf die besonderen Risiken hin, die mit Auslandsadoptionen verbunden sein können. Zum Schutz der betroffenen Kinder forderten sie international gültige Mindeststandards, die sich sowohl auf juristische Aspekte als auch die Ebene der fachlichen Begleitung beziehen sollten.⁴² Auf einem internationalen Expertentreffen, 1960 von den Vereinten Nationen in Leysin ausgerichtet, wurden zwölf am Kindeswohl orientierte Grundsätze formuliert.⁴³ Sie bildeten die Basis für die 1986 abgegebene UN-Erklärung über Jugendwohlfahrt und Adoption. Mit dem UN-Übereinkommen über die Rechte des Kindes (Kinderrechtskonvention) von 1989 wurden die bisherigen Empfehlungen in ein völkerrechtlich verbindliches Rechtsinstrument umgewandelt. Die adoptionsrelevanten Leitsätze des Übereinkommens inkludierten dabei fol-

⁴⁰ Dazu zählten die Einwilligungserklärungen der leiblichen Mutter bzw. der Eltern und gerichtliche Adoptionsbeschlüsse.

⁴¹ Zum Thema ‚Kinder als Kolonialwaren‘ vgl. auch den Aufsatz von Swientek (1988).

⁴² Zur Forderung nach internationalen Mindeststandards vgl. ausführlich Hohnerlein (1991: 259ff.).

⁴³ ‚Fundamental Principles for Intercountry Adoption set out by the Leysin Seminar 1960‘, nachzulesen bei Hohnerlein (1991: 321ff.).

gende Punkte: Adoption ist ein staatlicher Akt, welcher der privaten Dispositionsbefugnis entzogen ist (Fachlichkeitsprinzip); um dem Kind die kulturelle Identität seines Heimatlandes zu erhalten, steht dort zunächst die Suche nach angemessener Betreuung und Versorgung (beispielsweise in einer Adoptivfamilie oder bei Verwandten) im Vordergrund; erst wenn sich dies nicht realisieren lässt, kann eine internationale Adoption in Erwägung gezogen werden (Subsidiaritätsprinzip); die Vertragsstaaten haben zu gewährleisten, dass vergleichbare Schutzvorschriften und fachliche Standards wie bei Inlandsadoptionen auch bei internationalen Adoptionen eingehalten werden (Schutzmechanismus); die kommerzielle Kindervermittlung soll durch entsprechende innerstaatliche Maßnahmen, bi- oder multilaterale Verträge ausgeschlossen werden (Maßnahmen gegen Kinderhandel) (vgl. Marx/Weitzel, 2006: 273).

Für den Bereich der internationalen Adoption implementierte die UN-Kinderrechtskonvention bedeutende Standards, gleichwohl fehlten auf diesem Gebiet festgeschriebene Regeln für eine zwischenstaatliche Zusammenarbeit. Um einem dadurch möglichen Missbrauch entgegenzuwirken, wurde von Expertenkommissionen die Schaffung eines multilateralen Abkommens gefordert. Darin sollten neben internationalen privatrechtlichen Fragen (internationale Zuständigkeit, anwendbares Recht, Anerkennung und Vollstreckung von ausländischen Entscheidungen) insbesondere verbindliche rechtliche Verfahrensmuster für internationale Adoptionen konstituiert werden (vgl. Marx, 1993: 237; Marx/Weitzel, 2006: 273). Bei zahlreichen ab 1990 regelmäßig abgehaltenen Kommissionstreffen der Haager Konferenz für Internationales Privatrecht wurden – obwohl sie in der Regel keine Mitglieder der Haager Konvention waren – auch Herkunftsländer von Adoptivkindern als Mitgestalter eingebunden. Diese wichtige Maßnahme sollte die Akzeptanz der Konvention erhöhen. 1993 konnte das multilaterale Abkommen als „Haager Übereinkommen vom 29. Mai 1993 über den Schutz von Kindern und die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der internationalen Adoption“ (HAÜ) präsentiert werden. Nach der Ratifizierung durch die drei Staaten Mexiko, Rumänien und Sri Lanka – die beiden letztgenannten Staaten gehörten mit zu den Ländern, die am stärksten vom Handel mit Adoptivkindern betroffen waren (vgl. Siebert-Michalak, 2001: 333) – trat es im Mai 1995 in Kraft.⁴⁴

⁴⁴ Die Bundesrepublik Deutschland hat das Haager Adoptionsübereinkommen 1997 unterzeichnet. Nach Änderung der Strafvorschrift des § 236 StGB (Kinderhandel), adoptionsrechtlichen Änderungen im Zuge der Kindschaffsreform (1998) und der 2001 erfolgten Zustimmung zur Konventionsratifikation trat das Übereinkommen für Deutschland im März 2002 in Kraft. Zur deutschen Fassung des Haager Übereinkommens siehe Bundeszentralstelle für Auslandsadoption: Internationale Adoption (2011: 35ff.). Zum neuen Recht der internationalen Adoption und Adoptionsvermittlung nach der Übernahme des Haager Übereinkommens in das innerstaatliche Recht der Bundesrepublik Deutschland vgl. ausführlich Steiger (2002).

Die Präambel des Haager Übereinkommens umfasst bedeutende Hinweise zum Schutz von Kindern. Nach Möglichkeit sollen sie in ihrem Heimatstaat bleiben und behütet in ihren Herkunfts- oder Ersatzfamilien aufwachsen. Internationale Adoptionen sind nur dann durchzuführen, wenn sie dem Wohle des Kindes dienen; die Entführung und der Verkauf von Kindern ist zu verhindern.

In den mit Überschriften und Unterabschnitten (Artikeln) versehen Kapiteln I–VII sind die rechtlichen Normen aufgeführt: Der *Anwendungsbereich des Übereinkommens* (Kapitel I, Artikel 1–3) benennt die Voraussetzungen für den Einsatz des Abkommens. Es findet dann seine Anwendung, wenn ein Kind zum Zwecke der Adoption (Aufbau eines dauerhaften Eltern-Kind-Verhältnisses) einen Vertragsstaat (Heimatstaat) verlässt und in einen anderen Vertragsstaat (Aufnahmestaat) überwechselt. Dabei ist irrelevant, ob die Adoption im Herkunftsstaat des Kindes oder im Aufnahmestaat erfolgt und ob das Kind den Eltern vor oder nach seiner Adoption übergeben wird.

Die *Voraussetzungen internationaler Adoptionen* (Kapitel II, Artikel 4–5) umfassen folgende Punkte: Erst wenn aus der Überprüfung der Unterbringungsmöglichkeiten im Heimatstaat des Kindes hervorgeht, dass eine internationale Adoption dessen Wohl dient, kann diese vollzogen werden (Subsidiaritätsprinzip). Bei einer transnationalen Adoption ist die Überprüfung der Adoptionsvoraussetzungen für das Kind von den Behörden des Heimatstaates nach den dort geltenden gesetzlichen Regeln zu garantieren, die Adoptionseignung der Bewerber ist dagegen von den zuständigen Behörden des Aufnahmestaates nach dessen Rechtsordnung festzustellen und zu determinieren (Fachlichkeitsprinzip) (vgl. auch Marx/Weitzel, 2006: 277f.).

In den Kapiteln III (Artikel 6–13) *Zentrale Behörden und zugelassene Organisationen* und IV (Artikel 14–22) *Verfahrensrechtliche Voraussetzungen der internationalen Adoption* wird eine exakte Definition der Zuständigkeiten, Aufgaben und Verfahrensschritte vorgenommen. Primär obliegt die internationale Adoptionsvermittlung einer übergeordneten staatlichen Behörde. In Übereinstimmung mit dem jeweiligen nationalen Recht kann die Vermittlung aber auch von anderen staatlichen oder staatlich zugelassenen Organisationen wahrgenommen werden. Zu den Aufgaben der zentralen Behörden zählen der gegenseitige Informationsaustausch über das Adoptionsrecht und adoptionsrelevante Fragen, die wechselseitige Information über die Wirkungsweise des Abkommens, die Verhinderung kommerziell ausgerichteter Adoptionsvermittlung, die Förderung der Adoptionsberatung und der Austausch von Erfahrungsberichten. Um diesen Anforderungen zu genügen, sind auch die einzelfallbezogenen Aufgaben der zentralen Behörden in den beteiligten Vertragsstaaten detailliert aus-

formuliert – im Aufnahmeland beispielsweise die Zuständigkeit für die Entgegennahme des Adoptionsantrages, die Anfertigung des Adoptionseignungsberichts und im Herkunftsland die Erstellung eines Berichts über die Adoptionsfähigkeit des Kindes (vgl. ebd.: 278ff.).

Der Abschnitt *Anerkennung und Wirkungen der Adoption* (Kapitel V, Artikel 23–27) behandelt die Anerkennung und Rechtswirkung einer bereits vollzogenen Adoption in anderen Vertragsstaaten. Als liberales Grundprinzip (vgl. ebd.: 280) findet die folgende Regel Anwendung: Ist die Adoption in einem Vertragsstaat gemäß den Prinzipien der Haager Konvention zustande gekommen, so wird sie in allen anderen Vertragsstaaten anerkannt. Die Anerkennung kann nur verwehrt werden, wenn sie der öffentlichen Ordnung widerspricht, d. h. rechtlich unzulässig abgelaufen ist. In diesem Fall ist jedoch das Wohl des Kindes zu berücksichtigen.

Die *Allgemeinen Bestimmungen* (Kapitel VI, Artikel 28–42) schließen eine Reihe weiterer Vorschriften ein, die für den Kinderschutz bei internationalen Adoptionen unerlässlich sind. Herausgehoben sei an dieser Stelle Artikel 30, der die spezifische Identitätsproblematik Adoptierter ansatzweise berücksichtigt. Die zuständigen Behörden des Vertragsstaates sind gehalten, Angaben über die Herkunft des Kindes (Identität der leiblichen Eltern, Krankheitsgeschichte der Familie) aufzubewahren, um dem Kind oder seinem Vertreter den (späteren) Zugang zu diesen biographischen Daten zu ermöglichen, soweit das Recht des betreffenden Staates dies zulässt. Marx und Weitzel betonen den Kompromisscharakter dieser Regelung, da sie „kein schützenswertes Recht des Adoptierten auf Kenntnis seiner Abstammung“ (ebd.: 281) anerkennt. Ihrer Ansicht nach muss die Regelung als Zugeständnis an diejenigen Vertragsstaaten interpretiert werden, die den Schutz der abgebenden Mutter (Eltern) vor gesellschaftlicher Diskriminierung höher bewerten als „einen von Offenheit und Aufklärung getragenen Identitätsfindungsprozess des Adoptierten.“ (ebd.).

In den *Schlussbestimmungen* (Kapitel VII, Artikel 43–48) werden die Beitrittsbedingungen zum Übereinkommen, das Inkrafttreten sowie die Kündigungsmodalitäten aufgeführt.⁴⁵

⁴⁵ Zur aktuellen Liste der Vertrags- und Zeichnerstaaten der Haager Konvention (Stand 2012) vgl. http://www.bundesjustizamt.de/cln_115/nn_2043186/DE/Themen/Buergerdienste/BZAA/Vertragsstaaten/Vertragsstaaten__node.html?__nnn=true

1.6 Erfahrungsphänomene Auslandsadoption: Die Perspektive der Adoptierten

1.6.1 Doppelte Elternschaft

Steigende Scheidungsraten mit anschließender Wiederverheiratung, Fortschritte in der Reproduktionsmedizin, aber auch Auslandsadoptionen tragen dazu bei, dass immer mehr Kinder nur noch bei einem leiblichen Elternteil oder ohne jegliche biologische Bindung zu den Eltern aufwachsen (vgl. Peuckert, 2008: 212). Zwar hat sich nach Schweizer (2007: 108) das Bewusstsein vom Eigenwert sozialer Elternschaft tendenziell verstärkt, gleichwohl kann davon ausgegangen werden, dass das „westeuropäische Familienmodell“ (Functke/Hildenbrand, 2009: 30), markiert durch die Kernfamilie mit Vater, Mutter und (mindestens) einem leiblichen Kind, nach wie vor „normativ leitend“ (ebd.) ist. Der Diskurs über Elternschaft zeichnet sich in aller Regel folglich auch heute noch durch das Prinzip der biologischen Verbindung aus. Elternschaft wird in weiten Teilen der öffentlichen Meinung nur dann als ‚natürlich‘ und ‚wertvoll‘ anerkannt, wenn Reproduktions- und Sozialisationsleistungen in der Familie zusammenfallen, ihre Einheit demnach bio-sozial fundiert ist (vgl. Hoffmann-Riem, 1989: 11f.). Konstitutiv ist für die biologische Elternschaft, dass sie einerseits auf Zeugung und Geburt gründet, andererseits auf dem Filiationsprinzip beruht, d. h. entstanden ist „durch die Verknüpfung von Generationen entlang der Blutsverwandtschaft, also von Eltern und ihren leiblichen Kindern“ (Vaskovics, 1998: 49). Adoptierte wachsen dagegen bei Menschen auf, die nicht ihre leiblichen Eltern sind, Reproduktion und familiäre Erziehung sind folglich getrennt.⁴⁶

Bezug nehmend auf amerikanische Studien von Brodzinsky et. al (1986) geht Textor (2006) davon aus, dass sich bei Adoptierten das Verständnis von Adoption und doppelter Elternschaft sukzessive in einem ca. zehn Jahre währenden stufenförmigen Prozess entwickelt. Während vier- bis fünfjährige Kinder den Tatbestand der doppelten Elternschaft aufgrund ihres Entwicklungsstandes noch nicht verstehen können, haben ältere Kinder (etwa ab dem achten Lebensjahr) vor allem Probleme, dieses Faktum mit ihrer Vorstellung zu verbinden, dass Familie auf Blutsverwandtschaft beruht. Aus diesem Grunde beschäftigen sie sich intensiv mit der für sie relevanten Frage, welches ihre ‚richtige‘ Familie ist, die (biologische) Herkunfts- oder die Adoptivfamilie. Erst ab einem Alter von 13 bis 14 Jahren, also in der

⁴⁶ Unter Rückgriff auf René Königs Begriff der biologisch-sozialen Doppelnatur der Familie bezeichnet die Adoptionsforscherin Christa Hoffmann-Riem die Adoptivfamilie „als Familie sozialer Natur mit doppelter Elternschaft, der sozialen Elternschaft und – wie auch immer im Hintergrund der familialen Wirklichkeit – der biologischen Elternschaft“ (Hoffmann-Riem, 1989: 219)

Adoleszenz, verfügen die Betroffenen über ein differenziertes Verständnis der Adoption mit all ihren Implikationen.⁴⁷ In dieser Entwicklungsphase, die gekennzeichnet ist durch die Suche nach der eigenen Identität (vgl. Baer, 1988: 1), beginnen die meisten Adoptierten, sich mit ihrer Herkunft bzw. den leiblichen Eltern auseinanderzusetzen (vgl. Hoksbergen/Juffer/Textor, 1994: 342). Laut Brinich tragen bei Nichtadoptierten das Wissen um die Eltern und die mit ihnen gemachten Erfahrungen wesentlich zu einem stabilen Identitätsgefühl bei, auch wenn dieses sich nur „im Verwerfen des Bildes zeigt, dass der Jugendliche von seinen Eltern hat“ (Brinich, 1990: 81). Anders sieht die Situation für adoptierte Jugendliche aus, die zumeist nur wenig über ihre leiblichen Eltern wissen. Nach Hoffmann-Riem (1989: 245) nimmt bei ihnen die Klärung der genealogischen Zugehörigkeit eine zentrale Funktion bei der Identitätsfindung ein, folglich verstärkt sich ihr Interesse an den leiblichen Eltern.⁴⁸ Um ihren Ursprung konkretisieren zu können, begeben sich viele Adoptierte auf die Suche nach ihren Herkunftseltern (vgl. ebd.) bzw. insbesondere nach der biologischen Mutter (vgl. Ebertz, 1987: 145).⁴⁹

Während deutsche Adoptierte ab dem 16. Lebensjahr einen Anspruch auf Einsicht in die Geburtsurkunde haben – dadurch erfahren sie den Namen und die frühere Adresse der Eltern bzw. in der Regel zumeist den der Mutter – erweist sich für Auslandsadoptierte die Suche nach den leiblichen Eltern häufiger als problematisch. Bei Findelkindern liegen naturgemäß keinerlei Angaben zu den Eltern vor. In verschiedenen Ländern Lateinamerikas war es zudem bis in die 1980er-Jahre hinein üblich, die Geburtsurkunden zu vernichten (vgl. Baer, 1988: 2f.). Diese Adoptierten müssen unter Umständen mit einer Identitätslücke, d. h. der Unkenntnis über ihre Abstammung, leben. Sie können jedoch nach Wiemann (vgl. Wiemann, 2006: 188f.) versuchen, diese biographische Leerstelle zumindest teilweise zu füllen – durch Reisen in das Herkunftsland und gedankliche Imaginationen der biologischen Eltern.

1.6.2 Leben als ‚Andere Deutsche‘

Ausländische Adoptierte besitzen die deutsche Staatsbürgerschaft und haben (in wesentlichen Anteilen) eine deutsche Sozialisation durchlaufen, folglich kann Deutschland als ihre „kon-

⁴⁷ Aus psychoanalytischer Perspektive wird betont, dass das ‚Ich‘ des Adoptivkindes die Existenz zweier Elternpaare bewältigen muss (vgl. Rodriguez Drescher, 2006: 45). Zudem muss es „in sein Selbstbild die Tatsache integrieren, daß es von einem Elternpaar geboren, aber von einem anderen Elternpaar aufgezogen wurde“ (Brinich, 1990: 77).

⁴⁸ Das Wissen um die leiblichen Eltern und die eigene Abstammung kann Rodriguez Drescher zufolge einen Beitrag zur Entwicklung eines sicheren Identitätsgefühls bei Adoptierten leisten (vgl. Rodriguez Drescher, 2006: 54).

⁴⁹ Eine analoge Auffassung vertritt Szykowski. Ihr zufolge müssen Adoptierte psychisch eher eine ‚doppelte Mutterschaft‘ und nicht eine ‚doppelte Elternschaft‘ verarbeiten (vgl. Szykowski, 1997: 27).

krete Heimat“ (Mecheril, 2003: 64) bezeichnet werden. Gleichwohl werden diejenigen unter ihnen, die aufgrund phänotypischer Merkmale als Fremde bzw. als Migrant*innen wahrgenommen werden,⁵⁰ nicht in jedem Fall vorurteilsfrei als Deutsche anerkannt. Stattdessen sehen sie sich vielfach Erfahrungen des Othering (vgl. Goel, 2007: 206), d. h. des Anders-gemacht-Werdens, gegenübergestellt.⁵¹ Dabei werden sie häufig nicht als positive oder ‚neutrale‘ Andere bzw. Fremde, sondern als minderwertige, wenn nicht sogar als bedrohliche Personen wahrgenommen.⁵² So können sie bereits in der Kindheit mit Erfahrungen von Rassismus konfrontiert werden, wie der folgende Ausschnitt aus dem Interview mit der in Bolivien geborenen, im Alter von ca. fünf Monaten von ihren deutschen Eltern aufgenommenen Lena Steinmetz zeigt:

»dadurch dass ich und meine Schwester halt in den Augen so leicht ja so chinesisch oder so aussehen viele ham dann auch mal gerufen ah Chinese Chinese ja so shing shang shong oder auf m Kinderspielplatz halt uns auch mal so beschimpft« (2/43-2/46)

Der aus Korea stammende Il-Kyu Choi ist im Alter von sieben Jahren zu seinen deutschen Eltern gekommen. Auf meine Frage hin erzählt er im internen Nachfrageteil von rassistischen Attacken, denen er sich als Erwachsener ausgesetzt sah:

»du kommst ja ausm Entwicklungsland oder äh - auf der Straße oder was scheiß Ausländer was suchst du eigentlich hier du nimmst uns unsere Arbeitsplätze weg.« (iN 3/17-3/18)⁵³

Mit dem Terminus ‚Andere Deutsche‘ hat Paul Mecheril – zunächst gemeinsam mit Thomas Teo (vgl. Mecheril/Teo, 1994), später in modifizierter Form in alleiniger Verantwortung

⁵⁰ Zu diesen zählt Mecheril auch die ausländischen Adoptierten (vgl. Mecheril, 2004: 54). Im englischen Sprachraum wird im Zusammenhang mit internationalen Adoptionen von ‚quiet migration‘ (vgl. Selman, 2002), also ‚stiller Migration‘, gesprochen. Meines Erachtens ist dieser Ausdruck insofern zutreffender, als mit der Verwendung des Adjektivs ‚still‘ auf eine zentrale Komponente internationaler Adoptionen verwiesen wird. Die davon betroffenen Säuglinge und (Klein-)Kinder verlegen ihren räumlichen Lebensmittelpunkt über Staatsgrenzen hinweg nicht aus eigenem Antrieb. Ihre Adoption resultiert aus Außenleitung und institutionellen Vorgaben.

⁵¹ Die interaktive Konstruktion als ‚Fremde‘ schließt bei ausländischen Adoptierten unter Umständen eine vollständige emotionale Verortung in Deutschland aus bzw. kann umgekehrt auch eine Abwendung von Deutschland bewirken, wie der kurze Ausschnitt aus dem Interview mit der in Indien geborenen Lata Schöttler zeigt. Sie ist als Einjährige von einem deutschen Akademikerehepaar adoptiert worden und möchte nun nach Australien auswandern, denn *»an Deutschland häng ich nich das is mir zu kalt«* (15/6). Vordergründig verweist sie mit ihrer Äußerung auf eine von ihr wahrgenommene Unwirtlichkeit des deutschen Klimas. Im Hintergrund ihrer symbolträchtigen Metapher stehen dagegen ihre Erfahrungen, in Deutschland als Ausländerin wahrgenommen und damit als national nicht zugehörig betrachtet zu werden.

⁵² Die Umgangsformen mit dem Fremden sind in modernen Gesellschaften facettenreich; sie können von Multikulturalität über Kooperation und ein Nebeneinanderleben bis hin zum Ausländerhass reichen (vgl. Geenen, 2002: 15).

⁵³ Zu den im Fließtext aufgenommenen Interviewausschnitten vgl. Kapitel 9 „Biographische Fallstudie III: Lena Steinmetz (Ambivalenz-Typus)“ und Kapitel 7 „Biographische Fallstudie I: Il-Kyu Choi (Akzeptanz-Typus)“.

(vgl. Mecheril, 1997b; 2003b) – ein Konzept vorgestellt, das die Lebenssituation von Individuen beschreibt, die als äußerlich und sozial verschieden konstruiert werden und die Rassismuserfahrungen ausgesetzt sind. Es soll im Folgenden in seinen wesentlichen inhaltlichen Grundzügen und forschungsparadigmatischen Implikationen vorgestellt werden.

Der Begriff ‚Andere Deutsche‘⁵⁴ bezieht sich auf Personen, die in Deutschland aufgewachsen sind, hier ihren Lebensmittelpunkt haben, aber nicht über eine konventionelle ‚deutsche Geschichte‘ verfügen und aus diesem Grund als Fremde kategorisiert werden. Andere Deutsche werden von Mecheril gekennzeichnet als

„Menschen, die wesentliche Teile ihrer Sozialisation in Deutschland absolviert haben und die Erfahrung gemacht haben und machen, aufgrund sozialer oder physiognomischer Merkmale nicht dem fiktiven Idealtyp des oder der ‚Standard-Deutschen‘ zu entsprechen, weil ihre Eltern oder nur ein Elternteil oder ihre Vorfahren als aus einem anderem Kulturkreis stammend betrachtet werden.“ (Mecheril, 1997b: 177)

Entsprechend dieser Definition müssen Andere Deutsche nicht zwangsläufig in der Bundesrepublik geboren sein, ihr Lebensmittelpunkt befindet sich jedoch hier.⁵⁵ Sie haben einen Großteil ihrer (primären und sekundären) Sozialisation in Deutschland absolviert, als Erwachsene nehmen sie am hiesigen gesellschaftlich-kulturellen Leben teil. Vor dem Hintergrund der globalen Migration und eines zunehmenden Anstiegs des Ausländeranteils in Deutschland trat am 01. Januar 2000 die reformierte Staatsbürgerschaftsregelung in Kraft. Durch die Aufnahme von Elementen des Geburtsortsprinzips (*ius soli*) erweitert es das bisherige, allein auf dem Abstammungsprinzip (*ius sanguinis*) beruhende Verständnis von Staatsbürgerschaft.⁵⁶ Die von Deutschland bestehende Vorstellung als einem ethnisch definierten nationalen Kollektiv⁵⁷ hat auf der juristischen Ebene ihre Gültigkeit verloren (vgl. Mecheril, 2003b: 10). Unterhalb der gesetzlichen Direktiven sind jedoch nach wie vor alltagsweltliche Konzepte virulent, die ‚Deutsch-Sein‘ nicht mit dem Besitz der Staatsbürgerschaft, einem hiesigen Lebensmittelpunkt und kulturellem Vermögen verbinden, sondern ‚Deutsch-Sein‘ an Abstammung und Physiognomie koppeln (vgl. ebd.: 11). Deutsche, die dem fiktiven Idealtyp des Standard-Deutschen⁵⁸ nicht entsprechen, machen daher auch künf-

⁵⁴ Im Folgenden wird der Begriff in der Regel – wie von Mecheril (vgl. Mecheril, 1997b) – ohne Anführungszeichen verwendet.

⁵⁵ Der Logik dieser Definition entsprechend wendet Mecheril die Kategorie ‚Andere Deutsche‘ bereits 1997 auch auf ausländische Adoptierte an (vgl. Mecheril, 1997c: 295).

⁵⁶ Zur Reform des Staatsangehörigkeitsrechts siehe Storz/Wilmes (2005). Zur Bedeutung von *ius sanguinis* und *ius soli* im deutschen Staatsbürgerschaftsrecht vgl. Mecheril (2004: 48ff.).

⁵⁷ Terkessidis spricht in diesem Kontext vom Mythos einer eigentlichen, auf nationaler Blutsgemeinschaft basierenden Herkunft (vgl. Terkessidis, 2004: 181)

⁵⁸ Mecheril (1997b:177) betont, dass es einen Standard-Deutschen nicht gebe, aber ein Bild von ihm.

tig die Erfahrung, als abweichend und folglich nicht legitim zugehörig wahrgenommen und möglicherweise rassistisch diskriminiert zu werden.⁵⁹

Für die Verwendung der Bezeichnung Andere Deutsche sind nach Mecheril zwei Vorteile maßgeblich. Der Begriff kann erstens eine alternative Auffassung stützen, in der sich Deutsch-Sein nicht an Merkmalen der Physiognomie, Abstammung oder kulturellen Praxen bemisst, sondern von der konkreten Frage geleitet wird, ob das betreffende Individuum seinen Lebensmittelpunkt in der Bundesrepublik Deutschland hat. Legt man diese Auffassung zugrunde, kann der Terminus „auch als ein Beitrag zur Neufassung des Phänomens und des Begriffs Deutschsein“ (Mecheril, 1997b: 178) verstanden werden. Zweitens kann der Begriff Andere Deutsche den Blick auf die Gefühlwelt der betroffenen Personengruppe lenken. Externe Befremdungspraxen und das Integrieren in das jeweils eigene Wahrnehmungs- und Bewertungsurteil führen dazu, dass sich Andere Deutsche häufig als anders wahrnehmen und das im doppelten Wortsinne: Sie sind anders als ‚die Deutschen‘ und anders als ‚die Ausländer‘. Zusätzlich zu den bisher angeführten Vorzügen ist der Terminus Andere Deutsche Mecheril zufolge auch forschungsparadigmatisch von Interesse, ermöglicht er doch, dass unter ihm in entsprechenden Studien

„(inter-)subjektive Prozesse der Konstruktion, Bewältigung, Bewahrung und Veränderung des doppelten Andersseins auf der Ebene von Positionierung und Zuschreibung im Kontext national etikettierter ›Kulturen‹ in den Blick kommen.“ (Ebd.)⁶⁰

1.7 Anforderungen an die Adoptiveltern: Ein Entwicklungsabriss

In seinem Essay „Die Politik der Anerkennung“ (2009) betont der kanadische Philosoph Charles Taylor, dass das Individuum in der Ausbildung von Handlungsfähigkeit und Identität auf die Bestätigung durch seine Bezugspersonen, mithin sein engstes Lebensumfeld, angewiesen sei. In aller Regel sind diese ersten Vertrauten die leiblichen Eltern, in der vorliegenden Studie⁶¹ die Adoptiveltern. In Anlehnung an George Herbert Mead werden diese Personen von Taylor als ‚signifikante Andere‘ bezeichnet (vgl. Taylor, 2009: 20). In Bezug auf die psychosoziale und emotionale Entwicklung ihrer Kinder übernehmen nicht nur bio-

⁵⁹ Die diskursive Konstruktion eines (negativen) Unterschieds durch Angehörige der privilegierten Mehrheitsgesellschaft lässt bei den degradiert Betroffenen ein Selbstverständnis entstehen, dass durch eine äquivalente Haltung geprägt ist: Sie nehmen sich ebenfalls als abweichend wahr (vgl. Mecheril, 1997b: 178).

⁶⁰ Studien, die im Rahmen dieses Paradigmas entstanden sind, befassen sich u. a. mit der interaktiven Konstruktion von Fremdheit (vgl. Battaglia, 1995), mit Parallelen zwischen postmodernen und multikulturellen Identitätsanforderungen (vgl. Mecheril/Bales, 1994) und mit der Verstrickung Betroffener in den rassistischen Diskurs (vgl. Caspari, 1997).

⁶¹ Eine partielle Ausnahme bildet in meinem Kernsample der mit sieben Jahren aus Korea adoptierte Il-Kyu Choi. Zu den Auswirkungen dieser relativ späten Implementierung von *elterlichen*, identitätsrelevanten Bezugspersonen vgl. die Interpretation des Interviews in Kapitel 7.

logische, sondern auch soziale Eltern eine bedeutungsvolle, mit hoher Verantwortung verbundene Aufgabe, die zudem von langfristig prägenden Wirkungen begleitet ist, wie das folgende Zitat von Taylor verdeutlicht:

„Wir bestimmen unsere Identität stets im Dialog und manchmal sogar im Kampf mit dem, was unsere ‚signifikanten Anderen‘ in uns sehen wollen. Selbst wenn wir diesen Anderen über den Kopf wachsen – unseren Eltern etwa – oder wenn sie aus unserem Leben verschwinden, setzt sich das innere Gespräch mit ihnen unser Leben lang fort.“ (Ebd.)

Taylors These zufolge ist davon auszugehen, dass den Eltern als signifikanten Anderen sowohl im Prozess der kindlichen als auch der späteren Identitätsentwicklung eine zentrale und anhaltende Bedeutung zukommt. Die sukzessive Entfaltung und Etablierung von Identität als einem dialogischen, gelegentlich auch streitbaren Prozess vollzieht sich dabei zunächst direkt zwischen Eltern und Kind, im späteren Leben in einem wiederkehrenden inneren Monolog des Erwachsenen mit den Eltern. Um die eigene Identität bestimmen zu können, ringt das Kind mit dem Bild, das die Eltern sich von ihm machen (bzw. gemacht haben). In Abgrenzung von Kindern, die mit ihren Eltern biologisch verbunden sind und durch ihre Geburt die familiäre Generationskette fortsetzen, befinden sich ausländische Adoptierte in einer schwierigen Situation. Sie sind ihren Eltern nicht leiblich, sondern ‚nur‘ sozial verbunden, sie haben somit zwei Elternpaare und ihre Herkunft aus einem anderen Land geht – bei den in dieser Studie berücksichtigten Auslandsadoptierten – sowohl mit einer phänotypischen Abweichung vom Standard-Deutschen als auch den weißen Adoptiveltern einher. Wie die Interpretation der Interviews zeigen wird, ist es daher gerade für die psychosoziale Entwicklung dieser ausländischen Adoptierten von existenzieller Bedeutung, wie die Adoptiveltern ihr Kind „sehen wollen“ (ebd.), über welche Vorstellungen und Lebensmaximen sie insbesondere mit Blick auf die doppelte Differenz ihrer Kinder verfügen – gemeint ist einerseits die zweifache Elternschaft und andererseits eine durch phänotypische Merkmale sichtbare ‚fremde‘ Herkunft.⁶²

Was wollen die Adoptiveltern, um an dieser Stelle noch einmal auf Taylors Worte zurückzugreifen, in ihrem Kind sehen? Einem Kind, das sich durch eine besondere Lebensgeschichte auszeichnet, dessen Biographie durch Brüche, Bindungsverluste und möglicherweise traumatische Erfahrungen gekennzeichnet ist? Oder blicken sie gegebenenfalls aus einer Perspektive auf ihr Kind, unter der es an leiblichen Kindern gemessen wird und prekäre Aspekte, die aus der Adoption resultieren können, weitgehend verdrängt werden und die Adop-

⁶² Breitinger zufolge kommt, neben weiteren psychosozialen Voraussetzungen, den Adoptiveltern eine Schlüsselrolle bei der positiven Entwicklung ihrer Kinder zu; vgl. ausführlich Breitinger (2011: 188ff.)

tiveltern als signifikante Andere mithin die spezifischen Probleme ihrer auslandsadoptierten Kinder nicht oder nur partiell sehen wollen bzw. akzeptieren können?⁶³

Zu Beginn der internationalen Adoption nach Deutschland war das Wissen um die „Notwendigkeit einer qualifizierten vorbereitenden und nachgehenden Beratung der künftigen Adoptiveltern sowie einer sorgfältigen Elternauswahl und Platzierung der Kinder“ (Böcker/Krolzig, 1996: 9) bei nahezu allen Personen und Institutionen, die in der einen oder anderen Weise in den Themenkomplex Auslandsadoption involviert waren, noch wenig ausgeprägt. Die vorhandene pädagogische und emotionale Kenntnis der Adoptiveltern erschien prinzipiell ausreichend, um das Aufwachsen und die Entwicklung der angenommenen Kinder angemessen begleiten und fördern zu können. Ab den 1970er-Jahren wurde jedoch sowohl in Deutschland als auch in anderen europäischen Ländern, beispielsweise in den Niederlanden und in Belgien, zunehmend deutlich, dass die Anforderungen an die Adoptiveltern höher waren als gedacht. „Begeisterung, Einsatz und durchschnittliches pädagogisches Können der Adoptiveltern“ (Bleeker-de Vries, 1993: 204) reichten häufig nicht aus, um mit neuen, eventuell unerwarteten Herausforderungen und spezifischen Schwierigkeiten umzugehen, die aus einer Auslandsadoption resultierten. Zu diesen zählten z. B. psychische Probleme der angenommenen Kinder, die aus längeren, voradoptiven Heim- und Krankenhausaufenthalten im Geburtsland hervorgingen und Anpassungsschwierigkeiten bei Kindern, die zum Zeitpunkt ihrer Platzierung bereits älter waren (vgl. Hoksbergen, 1993: 77ff.).

Angesichts auftretender pädagogischer und psychologischer Probleme mit ihren adoptierten Kindern suchten Adoptiveltern ab den 1980er-Jahren vermehrt bei Sozialpädagogen und Psychologen Hilfe (vgl. dazu Bleeker-de Vries, 1993: 204). Fachkräfte aus diesen Bereichen waren zur damaligen Zeit jedoch nur vereinzelt in der Lage, den Adoptiveltern angemessenen Beistand zu gewähren und die in den Familien auftretenden Probleme zu reduzieren (vgl. Hoksbergen, 1993: 65). Auch eine intensive Vorbereitung weiterer Adoptionsbewerber, die ihre Bewältigungs- und Erziehungskompetenz steigern und damit zur späteren Minderung von familiären Problemen beigetragen hätte, konnte in dieser Dekade von den örtlichen Jugendämtern personell und fachlich nicht in der angemessenen Qualität erbracht werden (vgl. Wacker, 1994: 209f.). Erste Diskussionen, die problematische Aspekte von Auslandsadoptionen thematisierten, erfolgten bereits in den 1980er-Jahren und setzten sich im darauf

⁶³ Rech-Simon/Simon zufolge sind adoptierte Kinder „mit Herausforderungen in ihrer psychischen Entwicklung konfrontiert, die Kindern, die mit ihren biologischen Eltern aufwachsen, in der Regel (allerdings nicht in jedem Fall und nicht immer) erspart bleiben“ (Rech-Simon/Simon, 2008: 15). Für die Adoptiveltern bedeutet diese Ausgangslage, dass sie mit speziellen, ‚normale‘ erzieherische Strategien und Kompetenzen übersteigernden Aufgaben konfrontiert sein können (vgl. ebd.).

folgenden Jahrzehnt verstärkt fort. Sukzessive entstanden Vorstellungen darüber, wie die Vorbereitung zukünftiger Adoptiveltern im Idealfall auszusehen habe und welche langfristigen Aufgaben in Erziehung und Begleitung ihres Kindes auf sie zukämen. Diese wichtigen, nicht zu vernachlässigenden Anforderungskriterien sollen nachfolgend expliziert werden.

Angehende Adoptiveltern eines ausländischen Kindes sind bereits in der Vorbereitungs- und Entscheidungsphase gehalten, sich mit den politischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Besonderheiten in Ländern der Dritten Welt bzw. dem künftigen Herkunftsland zu befassen; auch die Situation von leiblichen Müttern und Vätern sollten sie in ihre voradoptiven Überlegungen einbeziehen (vgl. Obtmeier, 1997: 8; Ott, 1996: 38; van Tuyll, 1996: 54). Zudem wird betont, dass auch vorherige Besuche des ausgewählten Landes von Vorteil sind (vgl. Landschaftsverband Rheinland, o. Jg.: 19). Adoptiveltern sollten ferner über das Wissen verfügen, dass sie mit ihrem Kind „auch dessen persönlichen und kulturellen Hintergrund adoptieren“ (Siebert-Michalak, 2001: 332), denn, so führt sie weiter aus: „Kulturelle Prägung beginnt bereits im Mutterleib. Schon Säuglinge haben Erfahrungen mit der Landschaft, dem Klima, der Ernährung, all den Einflüssen der sie umgebenden Umwelt“ (ebd.).

In den Anfangsjahren der Auslandsadoption war es üblich, dass Adoptiveltern und -kind sich am Flughafen des Aufnahmelandes das erste Mal trafen. Ein derartiges Verfahren wird heute nicht mehr praktiziert. Die Vermittlungsorganisationen verlangen, dass die Eltern ihr Kind im Herkunftsland abholen. Damit soll u. a. sichergestellt werden, dass die neuen Eltern einen Einblick in die Herkunftskultur und die bisherigen Lebensumstände ihres Kindes erhalten; zudem berücksichtigt dieses Vorgehen, dass die sensible Phase der Kontaktabnahme im vertrauten Lebensumfeld des Kindes stattfinden kann (vgl. Lange, 2006: 82).

Nach der Ankunft des Kindes sind die neuen Eltern mit einer Reihe von Entwicklungs- und Erziehungsaufgaben konfrontiert.⁶⁴ Zu den unmittelbar zu bewältigenden Problemen zählen gegebenenfalls medizinische Probleme des Kindes (vgl. Riedle/Gillig-Riedle, 2003: 104ff.) und die Überwindung von Eingewöhnungsschwierigkeiten (vgl. Lange, 2006: 84ff.). Langfristig müssen sich die sozialen Eltern mit einer zweifachen Differenz zur biologischen Familie befassen: Dazu gehört zum einen die Existenz eines weiteren (leiblichen) Elternpaa-

⁶⁴ Zu den weitreichenden Auswirkungen des Faktors Erziehung durch die Adoptiveltern vgl. Hoksbergen (1991: 147ff.). Zu den besonderen Anforderungen an die Adoptiveltern international adoptierter Kinder vgl. auch Kühl (1985: 55) und Hoksbergen/Juffer/Waardenburg (1987: 92).

res, zum anderen die Herkunft des Kindes aus einem anderen ‚natio-ethno-kulturellen‘ Zugehörigkeitskontext.⁶⁵

Für die Adoptiveltern ist es unerlässlich, die Relevanz der Herkunftseltern anzuerkennen und die biologische Elternschaft – sukzessive und dem jeweiligen Lebensalter und Entwicklungsstand des Kindes angemessen⁶⁶ – wertschätzend in die Familiengeschichte zu integrieren (vgl. Hoksbergen/Juffer/Textor, 1994: 340; Textor, 2006). Hoffmann-Riem belegt einen ehrlichen und aufgeschlossenen Umgang mit dem Thema Adoption mit dem Begriff ‚offener Bewußtheitskontext‘ (vgl. Hoffmann-Riem, 1989: 220). Gegenüber dem adoptierten Kind zeichnet er sich durch die Strategie der ‚Normalisierung eigener Art‘ (ebd.) aus, d. h., die leiblichen Eltern werden im Leben der Adoptivfamilie berücksichtigt.⁶⁷ Entsprechende Fragen zu ihnen, ihren Lebensumständen und den Gründen für die Freigabe zur Adoption müssen, soweit sie bekannt sind, von den Adoptiveltern immer wieder einfühlsam beantwortet werden (vgl. Gaulty/Knobbe, 1993: 165; Funcke/Hildenbrand, 2009: 139; Wiemann, 2009: 167f.). Auch die Suche ihres Kindes nach seinen leiblichen Eltern sollten die Adoptiveltern explizit billigen (vgl. Wiemann, 2006: 179) und gegebenenfalls unterstützen (vgl. Landschaftsverband Rheinland, o. Jg.: 11; Ott, 1996: 40).

Unter Umständen sind sowohl die Adoptiveltern als auch ihr Kind von rassistischen Diskriminierungen betroffen. Dann müssen die Adoptiveltern sich der Realität des Rassismus in Deutschland stellen und ihre eigenen diesbezüglichen Ängste, Befürchtungen und Einstellungen überprüfen und gegebenenfalls revidieren (vgl. Ott, 1996: 38). Ihr Kind sollten sie behutsam auf die Probleme vorbereiten, die sich aus seinem ‚anderen Aussehen‘ möglicherweise ergeben können. Erlebte Diskriminierungen müssen mit ihm auf jeder Alterstufe neu und entsprechend seinem wachsenden Verständnis besprochen werden (vgl. Weyer, 1992: 67). Ebenso sollten die Eltern sowohl im schulischen als auch außerschulischen Bereich intervenieren, wenn ihr Kind von Rassismus betroffen ist (vgl. Wiemann, 2006: 175). Nicht zuletzt sind die Eltern gehalten, das Selbstbewusstsein ihres Kindes zu stärken und mit ihm

⁶⁵ Mecheril zufolge werden die Termini Nation, Ethnizität und Kultur im Sprachgebrauch in der Regel nicht analytisch scharf voneinander getrennt sondern verschwimmen ineinander. Um auf ihre wechselseitige Verwiesenseitigkeit aufmerksam zu machen, die zuweilen in einer diffusen und unklaren Verwendung zutage tritt, führt Mecheril das Kunstwort ‚natio-ethno-kulturell‘ ein. Zu diesem Attribut vgl. ausführlich Mecheril (2004: 20ff.; 2003: 24ff.).

⁶⁶ Vgl. dazu den Abschnitt 1.6.1 ‚Doppelte Elternschaft‘.

⁶⁷ Im Kontrast dazu steht der ‚geschlossene Bewußtheitskontext‘ (Hoffmann-Riem, 1989: 220). Hier wird die Existenz der leiblichen Eltern dethematisiert. Das adoptierte Kind wird wie ein leibliches Kind behandelt, die damit verbundene Strategie bezeichnet Hoffmann-Riem als ‚Normalisierung als ob‘ (ebd.). Zwischen der ‚offenen‘ und ‚geschlossenen‘ Umgangsform siedeln Funcke/Hildenbrand die halboffene Kommunikation über die Adoption an. Hier wird die biologische Herkunft zwar nicht verschwiegen, die Aufklärung des Adoptivkindes geschieht aber eher zögerlich und unvollständig (vgl. Funcke/Hildenbrand, 2009: 141f.).

konkrete soziale Strategien für den Umgang mit Diskriminierungen zu trainieren (vgl. Kühl, 1990: 105; Sichtermann/Leggewie, 2003: 222).

Die ausländische Herkunft des Kindes erfordert von den Adoptiveltern, dem Geburtsland des Kindes und seinem Kulturkreis gegenüber interessiert und aufgeschlossen zu sein. Winter-Stettin zufolge bewirkt diese Offenheit, dass die Adoptivkinder in ihrer Identitätsentwicklung „die Chance bekommen, langfristig die Tatsache der ausländischen Herkunft und deutschen Sozialisation in ihr ‚Ich‘ zu integrieren“ (Winter-Stettin, 1997: 30). Um das Kind beim Erwerb einer Identität zu unterstützen, in der beide Kulturkreise (Herkunfts- und Aufnahmeland) repräsentiert sind, wird Eltern empfohlen, z. B. Lieder, Speisen oder Bräuche der Herkunftskultur in die eigene familiäre Festkultur einzubinden (vgl. Oelsner/Lehmkuhl, 2005: 98), Unterstützung beim (Wieder-)Erlernen der ursprünglichen Muttersprache anzubieten (vgl. Gardell, 1980: 35; Textor, 1991: 48) und eventuell mit dem Kind bzw. Jugendlichen Reisen in sein Geburtsland zu unternehmen. Eine durch die Adoptiveltern initiierte positive kulturelle Identifikation mit dem Herkunftsland, von Kühl als ‚ethnischer Stolz‘ bezeichnet (vgl. Kühl, 1985: 36), fördert gemäß Oelsner und Lehmkuhl die Adoptiveltern-Kind-Beziehung (vgl. Oelsner/Lehmkuhl, 2005: 98). Zudem kann eine derart angeregte positive Identifikation nach Kühl auch als aufbauende und stabilisierende Kraft verstanden werden, die den Adoptivkindern hilft, Erfahrungen von Rassismus auszuhalten, entgegenzutreten und zu bearbeiten. Ethnischer Stolz kann dazu beitragen, dass „den Adoptivkindern die Entfaltung eines inneren Schutzschildes gegenüber etwaigen Diskriminierungen gelingt“ (Kühl, 1990: 104). Vorausgesetzt, sie werden von ihren Adoptiveltern einfühlsam begleitet, kann die Beschäftigung mit dem Herkunftsland nach Aussage von Sichtermann/Leggewie positive Auswirkungen haben. Im 21. Jahrhundert, so ihre Argumentation, kann dieses Wissen eine Ressource darstellen, ein Pfund, mit dem man im Zeitalter von Globalisierung und übergreifenden Kulturkontakten wuchern kann (vgl. Sichtermann/Leggewie, 2003: 221).

Zu Recht weist die amerikanische Adoptionsexpertin Lois Ruskai Melina allerdings auf einen in diesem Zusammenhang bedeutsamen Aspekt hin: Adoptiveltern sind zwar durchaus in der Lage, ihre Kinder mit gewissen kulturellen Aspekten des Herkunftslandes vertraut zu machen, die Vermittlung der dahinter stehenden grundlegenden Werte und Anschauungen dürfte ihnen jedoch schwer fallen. Um ein kulturelles Bewusstsein über das Geburtsland zu implementieren, müssten Adoptivkinder daher Teil einer Gemeinschaft werden, in denen diese Werte vermittelt werden können:

„They will have to live in neighbourhoods or attend schools or churches in which their ethnic group predominates, where the cultural values of that group influences

day life, and where they have mentors – teachers, ministers, or respected elders – who can transmit those values and practices.” (Melina, 2002: 215)⁶⁸

1.8 Der Blick der Forschung

Zu Themenkomplexen zusammengefasst⁶⁹ soll in diesem Abschnitt ein Überblick über wissenschaftliche Veröffentlichungen zum Thema internationale Adoption gegeben werden, der sowohl quantitativ als auch qualitativ angelegte Studien berücksichtigt. Die hier aufgenommenen Publikationen entstammen dem deutschen Sprachraum; Berücksichtigung finden gleichermaßen auch internationale Untersuchungen (Kanada, Niederlande, Schweden und Vereinigte Staaten von Amerika). Neben der Betrachtung von Einzelstudien werden auch Metaanalysen zum Komplex Auslandsadoption sowie Ergebnisse aus der allgemeinen, innerstaatlichen Adoptionsforschung einbezogen. Der vorliegende Blick der Forschung ist bemüht, die deutschsprachige Literatur so weit wie möglich zu erfassen; internationale Veröffentlichungen sind in einer Auswahl herangezogen worden.⁷⁰ Für den deutschsprachigen Bereich bleibt anzumerken, dass sich wissenschaftliche Studien zur Auslandsadoption vorwiegend auf Kinder und Jugendliche beschränken.

Zahlreiche Forschungen belegen, dass sich die Adoptiveltern von ausländischen Kindern in mehrfacher Hinsicht von anderen Elternkonstellationen (leibliche Eltern, Pflegeeltern) unterscheiden. Sie sind bei der Aufnahme des Kindes in vielen Fällen bereits in einem höheren Alter, zudem verfügen sie häufiger über einen gehobeneren sozio-ökonomischen Status (vgl. Weinwurm, 1977: 107f.; Schreiner, 1984: 75ff.; Kühl, 1990: 149ff.; Hoksbergen 1993: 73ff.; Simon/Altstein, 2002: 61f.). Der höhere Status der Adoptiveltern ist für die aufgenommenen Kinder mit Vor- und Nachteilen verbunden: Einerseits werden ihnen aufgrund der materiellen und sozialen Voraussetzungen gute Entwicklungschancen geboten, andererseits können sie aber auch mit einer übersteigerten Anspruchshaltung der Adoptiveltern im Hinblick auf ihre soziale, intellektuelle und emotionale Entwicklung konfrontiert werden (vgl. Hoksbergen, 1993: 73; Eggert-Schmid Noerr, 2007: 252f.). Diese Bedenken hegt Hoksbergen (1993: 73f.) insbesondere dann, wenn bereits leibliche Kinder in der Familie

⁶⁸ Im Rahmen eines Auslandsaufenthaltes hat meine mit sechs Monaten aus Korea adoptierte Interviewpartnerin Silke Gruber als Oberstufenschülerin ca. ein Jahr in Neuseeland gelebt, in einem Land, in dem »ja auch ziemlich viele Asiaten« (3/28) wohnen. Dieser Aufenthalt hat ihr partiell geholfen, Erfahrungen von Rassismus in Deutschland gedanklich zu bearbeiten und ein Gefühl von Zugehörigkeit in der Gruppe ihrer asiatischen Freunde zu erleben. Als Silke ungefähr 16 Jahre alt ist, vermittelt ihr eine in Deutschland lebende koreanische Lehrerin erste kulturelle Einblicke in das Herkunftsland; sie hat »Dias gezeigt« (3/5) und »koreanisch gekocht« (3/8).

⁶⁹ Diese Spezifikation erfolgte in Anlehnung an Textor (1991).

⁷⁰ Eine detaillierte Sicht auf in- und ausländische wissenschaftliche Literatur zum Themenkomplex Auslandsadoption bieten die Veröffentlichungen des Sozialdienstes katholischer Frauen (2002, 2004).

leben, deren intellektuelle und emotionale Entwicklung positiv verlaufen ist und die Eltern von ihren Adoptivkindern dasselbe erwarten.

Studien über die gesundheitliche Situation bzw. die physische und psychische Entwicklung ausländischer Adoptivkinder kommen zu dem Ergebnis, dass viele, vor allem ältere Kinder zum Zeitpunkt ihrer Aufnahme in der neuen Familie krank sind und darüber hinaus – insbesondere wenn sie über einen längeren Zeitraum in Institutionen (Kinderheim, Krankenhaus) untergebracht waren – an den Folgen von Deprivation und Traumatisierung leiden (vgl. Weinwurm, 1977: 24; Kühl, 1985: 45; Andersson, 1986: 28; Hoksbergen/Juffer/Waardenburg, 1987: 30ff.; Schulpen/Sorgedrager, 1993: 91ff.). Bei adäquater medizinischer Betreuung und elterlicher Zuwendung gesundet der größte Teil von ihnen jedoch schnell, gleicht Wachstumsstörungen aus und holt Entwicklungsverzögerungen auf (vg. Gardell, 1980: 22; Cederblad, 1982: 5; Kühl, 1985: 45; Triseliotis/Shireman/Hundleby, 1997: 27).⁷¹

Aus Untersuchungen zur familialen Integration der Adoptivkinder geht hervor, dass sie in der ersten Phase sowohl für die Adoptiveltern als auch die Kinder diffizil und kräftezehrend sein kann (vgl. Gardell, 1980: 25, Cederblad, 1982: 13; Andersson, 1986: 27; Textor, 1991: 43). Dies trifft vornehmlich bei der Annahme von kranken, aber auch älteren Kindern ab drei Jahren aufwärts⁷² zu, die zudem eine neue Sprache erlernen müssen. Nach Überwindung der nicht einfachen Eingewöhnungszeit verläuft die weitere Entwicklung in den meisten Fällen erfolgreich, und es bildet sich eine positive Eltern-Kind-Beziehung heraus (vgl. Gardell, 1980: 18ff.; Weyer, 1985: 11ff.; Kühl, 1990: 85ff.; Silverman/Feigelman, 1990: 198).⁷³

Vor dem Hintergrund ihres ‚ausländischen‘ Aussehens vollzieht sich die außerfamiliale Integration der Adoptivkinder uneinheitlich. In der Kindheit reagiert die Umwelt häufig positiv übersteigert durch unangemessene Neugier, Beschenken oder Streicheln des Kindes (vgl. Bach, 1986: 137, 142; Kühl, 1990: 99). Ab der Schulzeit ändert sich das Reaktionsmuster der Umwelt jedoch; nun kann der in der deutschen, aber auch in anderen Gesellschaften verwurzelte Rassismus durch verbale Diskriminierungen, aber auch körperliche Übergriffe in den Vordergrund rücken (vgl. Gardell, 1980: 43; Kühl, 1985: 35f.; Bach, 1986: 138; Simon/Altstein, 2002: 206; Lange, 2006: 118). Rassistische Degradierungen können dabei

⁷¹ Triseliotis/Shireman/Hundleby (1997: 28) gehen davon aus, dass „a loving and stimulating environment will help the child to overcome previous negative experiences“. Unter Umständen müssen traumatisierte Adoptivkinder allerdings therapeutisch behandelt werden (vgl. Schlichting-Heinze/Oeming-Schill, 2006: 76).

⁷² Zu dieser Altersangabe vgl. Selman (2003).

⁷³ Zur Bindungsqualität zwischen Adoptiveltern und Kind vgl. auch Hoksbergen/Juffer/Textor (1994: 340ff.). Hoksbergen (2003: 15) zufolge kann allerdings die Anwesenheit leiblicher Kinder in der Adoptivfamilie einen potenziellen Risikofaktor für den positiven Adoptionsverlauf darstellen.

institutionell bedingt sein – z. B. in der Schule durch Lehrer – (vgl. Schreiner, 1984: 73; Weyer, 1985: 37), aber auch von Mitschülern sowie dem sozialen Umfeld ausgehen (vgl. Gardell, 1980: 48ff.; Schreiner, 1984: 71ff.; Kühl, 1985: 35f.).⁷⁴

Hinsichtlich der personalen Identität dokumentieren Forschungen, dass ausländische Adoptierte als Kinder wenig über ihre biologische Herkunft sprechen. In der entwicklungspsychologisch bedeutsamen Phase der Adoleszenz gewinnt für Adoptierte das Thema Identität und damit auch „die Frage der genealogischen Zugehörigkeit“ (Golomb/Geller, 1992: 172) jedoch an Relevanz (vgl. auch Kühl, 1990: 117). Ihr Interesse an den leiblichen Eltern erwacht, und sie beschäftigen sich mit der Frage, warum sie zur Adoption freigegeben worden sind; ein Teil von ihnen möchte zudem die biologischen Eltern treffen (vgl. Kühl, 1985: 40).⁷⁵ Nach Aselmeier-Ihrig beinhaltet die Doppelerternschaft – Adoptiveltern und im Hintergrund mehr oder minder präsente leibliche Eltern – „ein Risiko für das Gelingen der Identitätsbildung“ (Aselmeier-Ihrig, 1984: 239).⁷⁶ Hoksbergen (1993: 44) zufolge weisen Forschungsergebnisse von Kirk (1981), Hoffmann-Riem (1984) und Knoll/Rehn (1985) darauf hin, dass die Entwicklung Adoptierter zufriedenstellender verläuft, wenn Adoptivfamilien ihren besonderen Status akzeptieren und im Sinne von Hoffmann-Riem eine ‚Normalisierung eigener Art‘ anstreben.

Die Herkunft aus einem anderen national-kulturellen Kontext und das Aufwachsen in einer weißen Mehrheitsgesellschaft stellt Auslandsadoptierte vor weitere essenzielle Entwicklungsaufgaben. Während sie im Kindesalter wenig Interesse an ihrem Geburtsland zeigen – sie verstehen sich eher als Deutsche (vgl. Kühl, 1985: 40) oder dethematisieren ihre nationalen und kulturellen Wurzeln (vgl. Schreiner, 1984: 151) –, stellt sich ihnen in der Zeit

⁷⁴ Der Terminus ‚Rassismus‘ wurde und wird in deutschen (wissenschaftlichen) Publikationen zur Auslandsadoption zur Beschreibung von Diskriminierungserfahrungen bis auf wenige Einzelfälle nicht verwendet. Zu den Ausnahmen zählte in den 1990er-Jahren Wiltrud Ott (vgl. Ott, 1996); sie gebrauchte den Ausdruck allerdings alternierend mit dem Begriff ‚Ausländerfeindlichkeit‘ und ohne theoretische Fundierung. In der im Jahr 2006 veröffentlichten Studie von Maureen Guelich „Adoptionen aus dem nicht-europäischen Ausland“ wird der Terminus Rassismus ebenfalls eingesetzt, dort allerdings wissenschaftlich eingebettet und abgesichert. Zum Rassismus siehe in der vorliegenden Studie Kapitel 2 „Rassismus“.

⁷⁵ Hoffmann-Riem (1989: 249f.) weist darauf hin, dass sowohl das genealogische Interesse der Adoptierten als auch die konkrete Suche nach den leiblichen Eltern nicht an eine defizitäre Eltern-Kind-Beziehung gekoppelt ist. Dagegen kommt Kühl in seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, dass eher diejenigen Adoptierten, die mit der Beziehung zu den Adoptiveltern unzufrieden sind, den Wunsch äußern, ihre biologischen Eltern wiederzutreffen (vgl. Kühl, 1985: 40).

⁷⁶ Psychoanalytiker, die den von Sigmund Freud im Kontext seiner Neurosenlehre entwickelten ‚Familienroman der Neurotiker‘ auf die Phänomene Adoption, Identität und biologische Eltern anwenden, gehen Ebertz zufolge davon aus, dass Adoptierte von einer spezifischen Identitätsproblematik betroffen sind; sie ist „durch psychopathologische Besonderheiten im Adoleszenzverlauf charakterisiert“ (Ebertz, 1987: 30). Kontrastierend verweist Ebertz auf die (erstmalig 1984 erschienene) Adoptionsstudie von Hoffmann-Riem. In ihr wird die Identitätsthematik, d. h. die Beschäftigung mit den leiblichen Eltern ebenfalls diskutiert, jedoch nicht als Ausdruck eines neurotischen Konflikts, sondern als ein ganz zentraler „Schritt in der kognitiven Verarbeitung des mit der Adoption gegebenen Sonderstatus“ (Ebertz, 1987: 34).

der Adoleszenz zunehmend die Frage, wie sie ihre kulturelle Identität gestalten wollen. Entsprechende Studien (und Empfehlungen), in denen dieser Aspekt fokussiert wird, sind durch differierende Aussagen geprägt. So hat Weyer ab Ende der 1970er- und noch bis zu Beginn der 1990er-Jahre die These vertreten, dass eine kulturelle Orientierung der Adoptierten, die sowohl Elemente des Herkunfts- als auch des Aufnahmelandes umfasst, abzulehnen sei. Ein damit verbundenes Leben „zwischen zwei Welten“ (Weyer, 1979: 57) gefährde die Integration in Deutschland und sei zudem der psychischen Stabilität Auslandsadoptierter abträglich (vgl. auch Weyer, 1992). Dagegen favorisiert eine von Kühl 1985 publizierte Studie in Bezug auf die kulturelle Orientierung auslandsadoptierter Jugendlicher eine abweichende Perspektive. Ihm zufolge stellt sich dem betreffenden Personenkreis die psychologische Entwicklungsaufgabe der Erarbeitung „einer spezifischen ethnokulturellen Identität“ (Kühl, 1985: 41). Weiterführende Forschungsergebnisse besagen, dass die meisten Adoptierten diese Aufgabe dahingehend lösen, dass sie auf das Geburtsland bezogene Anteile mit den auf das Aufnahmeland bezogenen Anteilen in höchst unterschiedlichen Mischungsverhältnissen verbinden. Dabei nehmen letztgenannte Teile in den Zugehörigkeitskonstruktionen der Adoptierten in der Regel das größere Gewicht ein (vgl. Kühl, 1990: 119; Textor, 1991: 46; Hoksbergen, 1993: 80f.).

Die psychosoziale Anpassung ausländischer Adoptierter erfährt eine differierende Bewertung. Während einige Studien (vgl. Feigelman/Silverman, 1983: 139f.; Bach, 1986: 144) von einer insgesamt eher guten Anpassung ausgehen, berichten andere Untersuchungen von schwerwiegenden Verhaltensproblemen im emotionalen und sozialen Bereich; dies trifft insbesondere auf Adoleszente in der sensiblen Phase ihrer Identitätsentwicklung, aber auch auf junge Erwachsene zu (vgl. Juffer/Rosenboom, 1997: 94; Selman, 2003). Insbesondere die schwedische Studie von Hjern/Lindblad/Vinnerljung (2002) verweist auf eine spezielle Gefährdung ausländischer Adoptierter. Im Gegensatz zu in Schweden geborenen Personen sind sie eher von Suizid und Suizidversuchen, psychiatrischen Erkrankungen und Drogenmissbrauch betroffen, zudem begehen sie häufiger gerichtsrelevante Straftaten. Die Ursachen dieser Persönlichkeits- und Verhaltensauffälligkeiten sehen die Autoren in frühen, vor der Adoption liegenden Störungen. Zu ihnen zählen soziale, emotionale und ernährungsbedingte Deprivationserfahrungen (vgl. ebd.: 447).

Eine von Kühl vorgelegte Untersuchung zum Adoptionserfolg⁷⁷, die den Grad der Zufriedenheit der Adoptiveltern und -kinder mit der Adoption ermittelt, belegt, dass ein großer Teil von ihnen die Adoption als Erfolg wertet (vgl. Kühl, 1985: 25ff.; Kühl, 1990: 81f.). Andere

⁷⁷ Zur Kritik am Begriff Adoptionserfolg vgl. Lange (2006: 124f.).

Forschungen, die sich ebenfalls dem Adoptionserfolg widmen, kommen zu ähnlich positiven Ergebnissen (vgl. dazu beispielsweise Andersson, 1986: 28, 30).

Der Blick der Forschung dokumentiert, dass die europäische und außereuropäische Forschung zur Auslandsadoption in den letzten Jahren Einheitliches aber auch Disparates vorgelegt hat. Viele Autoren verfolgen zudem ein interdisziplinär ausgerichtetes Ziel mit pädagogischer, psychologischer und/oder therapeutischer Ausrichtung. Des Weiteren weist der Blick der Forschung aus, dass in Deutschland eine Abkehr von der monokulturellen hin zu einer bikulturellen Identitätsformation stattgefunden hat. Eine Studie zur hybriden kulturellen Identität bei erwachsenen ausländischen Adoptierten, die das Phänomen Rassismus berücksichtigt und gleichzeitig dem biographischen Ansatz verpflichtet ist, liegt meines Wissens in Deutschland noch nicht vor.

2 Rassismus¹

2.1 Ausländerfeindlichkeit und Fremdenfeindlichkeit: Abgrenzungen

Während in anderen Staaten nach 1945 allmählich eine Diskussion über den innergesellschaftlichen Rassismus² stattfand und diese Bezeichnung fester Bestandteil der Diskurse wurde, war der Terminus in der Bundesrepublik lange umstritten und über Jahrzehnte mit einem Tabu belegt³ (vgl. Bielefeld, 1998: 12, Rommelspacher, 1998: 48f.; Broden/Mecheril, 2010:12). Er wurde und wird auch heute noch durch andere Begriffe wie Ausländerfeindlichkeit und bzw. oder Fremdenfeindlichkeit ersetzt (vgl. Haug, 2000: 78; Terkessidis, 2004: 8). Die Tabuisierung führt Rommelspacher (2009: 33) auf mehrere Gründe zurück. Zum einen wird das Wort Rassismus derart stark mit dem Nationalsozialismus und seinen eklatanten Verbrechen gegen die Menschlichkeit identifiziert, dass es in der (wissenschaftlichen) Diskussion als ungeeignet erscheint, rassistische Ausgrenzungspraxen zu beschreiben (vgl. auch Zerger, 1997: 28). Zum anderen trägt auch die fehlende Aufarbeitung der deutschen, eng mit dem Rassismus verknüpften Kolonialgeschichte zu diesem Vermeidungsverhalten bei. Neben diesen historischen Gründen beleuchtet Rommelspacher noch einen weiteren Aspekt. Unter Hinweis auf Studien zum Alltagsrassismus von Jäger/Jäger (1999) und Rechtsextremismus von Wippermann et al. (2002) verdeutlicht sie, dass die Uneindeutigkeit und Vielschichtigkeit des Terminus Rassismus ihn zu einem schwer zu bestimmenden Phänomen macht; auch dieser Faktor könne zu einer Begriffsvermeidung führen (vgl. Rommelspacher, 2009: 33). Rommelspachers Ausführungen kann entnommen werden, dass ihre drei Begründungen zur Tabuisierung des Begriffes Rassismus teilweise noch heute Gültigkeit besitzen. Auch Terkessidis geht von einer Meidung des Begriffes aus:

„Im Grunde möchte man den Begriff ganz vermeiden. Lieber verwendet man Ausdrücke wie ‚Ausländerfeindlichkeit‘ oder ‚Fremdenfeindlichkeit‘ – vor allem, wenn es um die weniger extremen Ausdrucksformen von ‚Feindlichkeit‘ geht. Auch in der Forschung dominieren diese Begriffe.“ (Terkessidis, 2004: 8)

¹ Im Kapitel 2 „Rassismus“ wird bei der Verwendung von moralisch und politisch inkorrekten Begriffen wie z. B. ›Rassereinheit‹, ›rassisch‹ oder ›arisch‹ – sofern sie nicht in Zitaten auftreten – als Zeichen der Distanzierung auf einfache Winkelklammern zurückgegriffen.

² Die Wortschöpfung ‚Rassismus‘ entstand in den 1920er-Jahren in westlichen Ländern in der kritischen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen ›Rassenlehre‹ (vgl. dazu Geiss, 1988: 17).

³ Die Nachhaltigkeit dieses Nachkriegstabus lässt sich u. a. mit der 1984 erschienenen Publikation von Hoffmann/Even belegen. Im vorletzten Kapitel („Theorien der Rechtfertigung und der Kritik der Ausländerfeindlichkeit“; ebd.: 155ff.) gehen sie zwar auf den Begriff Rassismus ein. Da sie ihn aber ausschließlich mit dem Nationalsozialismus verknüpfen, wehren sie sich konsequenterweise gegen seine Verwendung. Rassismus ist „nicht identisch mit dem ausländerfeindlichen Element des Gesellschaftsbildes“ (ebd.: 167). Terkessidis merkt dazu an, dass es Hoffmann/Even zum damaligen Zeitpunkt „einfach noch nicht möglich [war; E. B.-B.], den Begriff aus dem Konnex mit dem ‚Dritten Reich‘ zu lösen“ (Terkessidis, 2004: 28).

Wie die Überschrift des Kapitels verdeutlicht, habe ich mich – ungeachtet jener Argumentationskette – dazu entschieden, die Untersuchung aus einer rassismustheoretischen Perspektive vorzunehmen. Bevor der Begriff Rassismus unter verschiedenen Aspekten näher fokussiert wird, ist eine kurze Erläuterung zu den (auch alternativ gebrauchten) Ausdrücken ‚Ausländerfeindlichkeit‘ und ‚Fremdenfeindlichkeit‘ unabdingbar. Am Ende des jeweiligen Darstellungsabschnittes soll dann verdeutlicht werden, warum der Begriff für die Untersuchung meines empirischen Materials nicht geeignet erscheint.

Bezugnehmend auf den Beginn der 1980er-Jahre in Deutschland führt Terkessidis aus, dass „die Wirtschaftskrise, die politische Problematisierung des ‚Ausländerproblems‘, Vorbehalte in der einheimischen Bevölkerung und rechtsradikale Terroranschläge gegen Migranten“ (ebd.: 13) eine theoretische Beschreibung verlangten. Da der belastete Ausdruck Rassismus ungeeignet erschien, wurden an seiner Stelle Bezeichnungen wie Ausländerfeindlichkeit bzw. später Fremdenfeindlichkeit institutionalisiert. Auch wenn der im Zuge des ‚Wirtschaftswunders‘ ab Ende der 1950er-Jahre einsetzende Zustrom von Gastarbeitern 1973 durch einen Anwerbestopp reduziert werden sollte (vgl. Terkessidis, 2000: 17, 25ff.), konnten feindselige Einstellungen gegenüber dieser Personengruppe nicht mehr eingedämmt werden. Die in weiten Kreisen der Bevölkerung latent vorhandenen Vorurteile gegenüber den Gastarbeitern wurden sowohl durch politische Diskussionen über die Ausländerproblematik (vgl. Meinhardt, 1982: 7ff.) als auch die 1980 von der NPD initiierte Kampagne ‚Ausländer-Stopp‘ (vgl. ebd.: 67) verstärkt. In diesem historischen Kontext wurde der Begriff Ausländerfeindlichkeit als gesellschaftlich konsensfähig in die Alltagssprache integriert (vgl. Hoffmann/Even, 1984: 18).

Auch die Wissenschaft nahm sich in der Folge dieses Terminus an. In seiner 1983 erschienenen Publikation „Ausländerfeindlichkeit. Tatsachen und Erklärungsversuche“ legte der Sozialanthropologe Tsiakalos eine erste Definition vor. Einerseits sei die Ausländerfeindlichkeit eine feindselige Haltung, die durch generalisierte Vorstellungen bestimmt werde – als Beispiel führt er auf: „Ausländer seien für bestimmte angsteinflößende Zustände verantwortlich“ (Tsiakalos, 1983: 9) –, andererseits beinhalte sie „ein generalisiertes aggressives Handeln, das dem Wunsch, den vermuteten Urheber der angsteinflößenden Zustände zu beseitigen, entstammt“ (ebd.).

In ihrer 1984 erschienen „Soziologie der Ausländerfeindlichkeit“ befassten sich Hoffmann/Even ebenfalls mit der Thematik. Sie skizzierten ein den Inländern eigenes normatives „Gesellschaftsbild“ (Hoffmann/Even, 1984: 34), in dem die Anwesenheit von Ausländern unter bestimmten Bedingungen eine erhebliche Belastung darstelle und zu Irritationen führen

könne. Die Ausländer forderten im Verlaufe ihres Aufenthaltes die gesellschaftliche Teilhabe, diese werde ihnen durch die Inländer, die sich als „legitime Wächter nationaler Werte“ (ebd.: 181) begriffen, jedoch solange verweigert, wie die Zugezogenen nicht zu weitreichenden Vorleistungen bereit seien. Die für die gesellschaftliche Integration und eine damit korrespondierende Minderung von Diskriminierung notwendigen Zugeständnisse der Ausländer verorten die Autoren in zwei aufeinanderfolgenden Phasen. Zunächst müssten die Ausländer eine „Statuspassage“ (ebd.: 63) durchlaufen, die „das allmähliche Hinweinwachsen des Ausländers in den für die Inländer selbstverständlichen sozialen Status“ (ebd.: 64) umfasse. Hier rekurren die Autoren auf den Aspekt der sozialen Anpassung an die Aufnahmegesellschaft, zu diesem gehörten einerseits ausreichende Sprachkenntnisse, andererseits die Fähigkeit, mit den komplexen institutionellen Bedingungen der Gesellschaft umgehen zu können (vgl. ebd.: 66). Mit dieser Angleichung könne eine vollständige gesellschaftliche Integration der Ausländer freilich noch nicht erreicht werden, dazu müssten sie eine weitere ‚Grenze‘ überschreiten. Im Verlaufe einer anschließenden „Identitätspassage“ (ebd.: 66) seien sie aufgefordert, die eigenen kulturellen Traditionen abzulegen und die des Gastlandes zu übernehmen. Verweigerten die Ausländer diese Identitätspassage und blieben auch künftig ihren eigenen kulturellen Merkmalen verbunden, so würden sie – trotz des Durchlaufens der Statuspassage – weiterhin als „fremd und unvertraut“ (ebd.: 66) angesehen. Beharrten sie nun weiterhin auf vollständiger gesellschaftlicher Teilhabe, sei für die Inländer eine kritische Belastungsgrenze erreicht. Einen (erzwungenen) Wandel ihres auf nationaler Identität beruhenden Gesellschaftsbildes hin zu einem multikulturellen könnten die Inländer nicht akzeptieren und reagierten in dieser Situation mit Ausländerfeindlichkeit. Diese wird von Hoffmann/Even folglich definiert als „jede Weigerung, dem Ausländer dieselben Rechte einzuräumen, die die Inländer innehaben, solange die Ausländer nicht auch die bisher geltende Inländeridentität angenommen haben“ (ebd.: 179).

Man kann also konstatieren, dass diese Terminologie für die vorliegende Adoptionsstudie bestimmte Defizite aufweist: 1. Die ausländischen Adoptierten sind zwar im Ausland geboren, sie haben aber durch die Adoption die deutsche Staatsangehörigkeit erlangt. Folglich sind sie im juristischen Sinne keine Ausländer, sondern Deutsche. Aus diesem Grund können Diskriminierungen, denen sie – als Inländer – gleichwohl ausgesetzt sind, nicht mit dem Begriff Ausländerfeindlichkeit bezeichnet werden. 2. Mit Ausländerfeindlichkeit lassen sich nicht die wertenden Differenzierungen erklären, die zwischen verschiedenen ‚Ausländern‘ vorgenommen werden (z. B. zwischen Flüchtlingen und Touristen oder Westeuropäern und Schwarzafrikanern) (vgl. dazu Singer, 1997: 52). 3. Terkessidis (2004: 8) kritisiert an dem

Begriff Ausländerfeindlichkeit, dass er nur im deutschen Sprachraum geläufig sei und sich insofern der internationalen Forschung verschließe. Zudem führt Terkessidis an, die entsprechende Forschung sei theoretisch inkohärent und methodisch fragwürdig (vgl. ebd.: 9). 4. Kalpaka/Räthzel rücken die Überlegung in den Vordergrund, dass dem Terminus Ausländerfeindlichkeit beschönigende und verdeckende Tendenzen innewohnen: „Mit dem Begriff ‚Ausländerfeindlichkeit‘ wird also sowohl das Objekt wie auch der Mechanismus von Ausschließungspraxen und Diskriminierungen verschleiert“ (Kalpaka/Räthzel, 1990: 12).⁴

Für den Ausdruck Fremdenfeindlichkeit ist nach Terkessidis (2004: 44) keine exakte Genese möglich. Bereits in den 1980er-Jahren, als der Terminus Ausländerfeindlichkeit in Forschung und Alltagssprache nahezu omnipräsent zu sein schien, wurde vereinzelt parallel auch der Begriff Fremdenfeindlichkeit benutzt (vgl. beispielsweise bei Tsiakalos, 1983: 7). Ein erster Anstieg der wissenschaftlichen Forschung zur Fremdenfeindlichkeit lässt sich nach Scherr (1996: 98) ungefähr ab 1985 beobachten. Eine weitaus intensivere Auseinandersetzung zum Thema Fremdheit und Fremdenfeindlichkeit setzte dann in den 1990er-Jahren ein. Dafür waren nach Kleinert (2004: 13) zwei neue soziale Phänomene verantwortlich. Einerseits ließ sich in der Bundesrepublik nach dem Fall der Mauer ein Anstieg von gewalttätigen Ausschreitungen gegen Migranten, speziell der Asylsuchenden, verzeichnen,⁵ die sich ‚im Status ihrer Fremdheit‘ signifikant von denen der ehemaligen Gastarbeiter unterschieden, andererseits konnten rechtsextreme Parteien wieder größere Wahlerfolge verbuchen.

Die theoretische Forschung zu den Phänomenen Fremdheit und Fremdenfeindlichkeit ist Terkessidis (2004) zufolge durch Mängel gekennzeichnet. In Veröffentlichungen wird – im Kontrast zu den theoretischen Abhandlungen zur Ausländerthematik in den 1980er-Jahren – der Konstruktionscharakter des Eigenen und Fremden zwar betont. Diese bedeutsame Erkenntnis, Fremdheit als Produkt der Verhältnisse anzusehen, werde jedoch im Folgenden ad absurdum geführt. Der Andere erscheine nun als eine tatsächlich fremde Person, „die sich substantiell von ‚uns‘ unterscheidet“ (ebd.: 53). Die These der substantiellen Qualität von Fremdheit verifiziert Terkessidis, indem er Ausführungen Alois Hahns einbezieht. Dieser formuliert aus der Perspektive der Einheimischen: Treten fremde Personen in unserem Um-

⁴ Zur Kritik am Begriff Ausländerfeindlichkeit vgl. auch Butterwegge (1996: 16f.).

⁵ Die Bundesrepublik Deutschland wurde zu Beginn der 1990er-Jahre durch eine Reihe von gewalttätigen Anschlägen sowohl gegen Asylsuchende als auch gegen schon länger hier lebende Ausländer erschüttert. Zu ihnen zählen der rechtsextreme Angriff auf das Wohnhaus vietnamesischer Vertragsarbeiter in Hoyerswerder (1991), die Ausschreitungen gegen Asylbewerber in Rostock-Lichtenhagen (1992) und die Brandanschläge auf die Wohnhäuser türkischer Migrantenfamilien in Mölln (1992) und Solingen (1993). Bei diesen Angriffen verloren insgesamt acht Menschen ihr Leben.

feld auf, so sind dies „Fremde im Sinne von Menschen, die zumindest in vielerlei Bereichen von der Selbstverständlichkeit anderer Weltauffassungen ausgehen als wir selbst“ (Hahn, 1994: 155, zitiert nach Terkessidis, 2004: 53). Fremdenfeindlichkeit, so Terkessidis, entstehe nach Hahn dann, wenn die differierenden Lebensauffassungen in unserem Kulturkreis eine erhebliche Erschütterung auslösten:

„Hinter manchen politisch wie moralisch so abscheulichen und entsetzlichen Gewalttaten gegen Ausländer, Andersgläubige, Andersfarbige, Behinderte oder sexuelle Minderheiten steckt als tiefere Ursache die schwer überwindbare Angst vor der Alterität als solcher und der mit ihr grundsätzlich gegebenen Erschütterung der Selbstverständlichkeit unserer Annahmen über die Welt.“ (Ebd.)⁶

Wie die vorangegangenen Ausführungen zeigen, impliziert auch der Begriff Fremdenfeindlichkeit ähnliche Defizite wie der Terminus Ausländerfeindlichkeit. Als deutsche Staatsbürger können die Adoptierten nicht als Fremde im Sinne von Ausländern bezeichnet werden. Mark Terkessidis, ein bedeutender Kritiker des Begriffes Fremdenfeindlichkeit, führt weitere Argumente an, die gegen die Verwendung des Terminus im wissenschaftlichen Kontext sprechen: 1. Der Ausdruck ‚Fremde‘ erscheint ihm in der Regel als nicht differenziert genug, d. h. ohne historische oder lokale Spezifik. 2. Selbst wenn die Forschung diese Spezifik erfüllen sollte, so weist sie dennoch einen gravierenden Mangel auf. Dieser besteht in der einseitigen Konzentration auf die Situation des Neuankömmlings insofern, als das Verhältnis von Ausschluss durch Einbeziehung dethematisiert wird. 3. Der Konstruktionscharakter des Fremden wird in der Forschung zwar beleuchtet, aber letztlich erscheint das Fremde am Fremden dessen natürliche Qualität zu sein. 4. Die theoretische Diskussion über Fremdenfeindlichkeit wird aus einer autochthonen Perspektive geführt (vgl. ebd.: 70).

Singer befasst sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive ebenfalls mit der Frage, ob Diskriminierungen von Personen, die als Nicht-Dazugehörige markiert werden, mit dem Begriff Fremdenfeindlichkeit belegt werden können. Ihrer Meinung nach ist der Terminus insofern unbrauchbar, als er eher „anthropologische, psychologische oder ethologische Erklärungsweisen“ umfasst, die „strukturellen Voraussetzungen der Aggressionen gegenüber *bestimmten* Fremden“ dagegen „im gesellschaftspolitischen Dunkel“ (Singer, 1997: 52; i. O. kursiv) belässt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass insbesondere Terkessidis die Termini Ausländerfeindlichkeit und Fremdenfeindlichkeit für Diskriminierungspraktiken als ungeeignet

⁶ Angst als Motiv für Fremdenfeindlichkeit findet sich Terkessidis zufolge ebenfalls in psychologisch orientierten Veröffentlichungen, wie sie beispielsweise Bornewasser (1995) vorgelegt hat. Auch in dezidiert psychoanalytisch ausgerichteten Studien ist Fremdenfeindlichkeit an das Gefühl der Angst gekoppelt (vgl. Terkessidis, 2004: 53ff.).

einstuft. Auch in der vorliegenden Studie werden die Begriffe aus den angeführten Argumenten vermieden. In Anlehnung an die Überlegungen Singers⁷ und Terkessidis⁷ erweist sich der Begriff Rassismus als geeigneter, um Diskriminierungsphänomene von ausländischen Adoptierten zu beleuchten.

2.2 Rassismus: Historische Genese und Weiterentwicklung

Bei der Suche nach den Wurzeln des Rassismus greift Geiss aus historischer Perspektive auf den Beginn des indischen Kastenwesens zurück. Bereits zu diesem Zeitpunkt lassen sich seiner Auffassung nach in der dortigen Gesellschaft erste prorassistische Dispositionen erkennen. Hellhäutige Eroberer unterwarfen ab ca. 1500 v. Chr. die dunkelhäutigen Ureinwohner des Landes als Sklaven und zwangen sie „in die Apartheid einer Rassen-Kasten-Gesellschaft“ (Geiss, 1988: 49). Diese quasi-rassistischen Strukturen waren durch eine apodiktische Trennung zwischen Herren und Sklaven gekennzeichnet. ‚Reinheit‘ in jeder Hinsicht – Geiss rekurriert hier auf das ‚Blut‘ und strikt getrennte Lebensräume – habe die innere Logik der Gesellschaftsformation bestimmt. Eine schriftlich formulierte Theorie war für diese Form der praktizierten Rassenschranken allerdings insofern obsolet, als Übertretungen der Gebote religiös sanktioniert wurden.⁸

Weitere, ebenfalls historisch orientierte Publikationen konzentrieren sich bei ihrer Forschung nach den Anfängen des Phänomens Rassismus zunächst auf die Antike (vgl. z. B. Priester, 2003; Fredrickson, 2004; Geulen, 2007). Sie konstatieren den abwertenden Blick, mit dem in dieser Gesellschaftsepoche auf andere Kulturen geschaut wurde: Die Griechen fühlten sich den Barbaren kulturell überlegen, ebenso wurden ästhetische Unterschiede von ihnen wahrgenommen und bewertet. So merkt Priester an, dass die Hellenen „sich schöner als Menschen von anderer Hautfarbe und mit anderen körperlichen Merkmalen“ (Priester, 2003: 17) fanden. Während Geiss (1988) einen Protorassismus auch für die Antike erkennt, vertreten Priester, Fredrickson und Geulen die Position, dass dieser politisch-gesellschaftlichen Ordnung keine rassistische Dimension innegewohnt habe. Priester (2003: 19) argumentiert mit dem Fehlen einer auf ›Rassereinheit‹ beruhenden Rechtfertigungsdoctrin. Geulen betont seinerseits die gesellschaftliche Eingebundenheit und Akzeptanz der Bar-

⁷ Singer (1997: 53) konstatiert: „Denn im Gegensatz zu den oben angeführten Begriffen bringt der Terminus Rassismus am treffendsten auf den Punkt, worum es sich, auch bei sehr subtilen Formen der Ausgrenzung, aktuell zumeist handelt: nämlich um einen abwertenden, pauschalisierenden, vereinheitlichenden Diskurs über ‚erkennbar‘ gemachte Fremde, der mit einer Ausschließungs- und Diskriminierungspraxis gekoppelt ist.“

⁸ Menschen, die aus ihrer Kaste ausbrachen, wurden bei der Wiedergeburt dadurch bestraft, dass sie in (noch) niedrigere Formen der Existenz zurückgeworfen wurden (vgl. Geiss, 1988: 51).

baren in der Antike, denn „weder Aristoteles noch sonst ein Grieche wäre je auf die Idee gekommen, daß eine Welt ohne Barbaren eine bessere Welt wäre“ (Geulen, 2007: 21).⁹

Den Ursprung des modernen Rassismus verorten zahlreiche Autoren im 14. und 15. Jahrhundert (vgl. Geiss, 1988: 109; Butterwegge, 1996: 125; Terkessidis, 1998: 84f.; Priester, 2003: 20ff.; Fredrickson, 2004: 14). Priester ist sich der Prekarität einer dezidierten zeitlichen ‚Geburtsangabe‘ bewusst, gleichwohl stellt für sie das Jahr 1492 eine historische Zäsur dar: Diese Jahreszahl steht für einen geschichtlichen Moment der Verdichtung von Widersprüchen und kann folglich „als Entstehungsdatum für den Rassismus“ (Priester, 2003: 20) gelten.¹⁰ 1492 wurde die Reconquista durch die vereinigten Königreiche von Kastilien und Aragon mit der Rückeroberung des südlichen Teils Spaniens und der Vertreibung der Muslime erfolgreich abgeschlossen. Gleichzeitig wurden, um die innere Einheit Spaniens zu festigen, sämtliche Sepharden genötigt, entweder zu migrieren oder durch die Taufe zu konvertieren. Da die Authentizität des Glaubenswandels der Juden angezweifelt wurde (vgl. Bosson, 2008: 50), suchten die Spanier „nach einem neuen, unumstößlichen und unabänderlichen Ausschlusskriterium: der ›Reinheit des Blutes‹ (limpieza de sangre)“ (Priester, 2003: 33).¹¹ Ihre praktische Umsetzung erfuhr dieses Edikt im politisch-gesellschaftlichen Kontext insofern, als Staatsdiener ihre ›reinrassige‹ Abstammung nachweisen mussten. Die damit verbundenen ideologischen Grundannahmen wirkten auch in die Bevölkerung hinein. Die ‚reine‘ Abstammung, also die „›Raza‹“, „wurde allmählich zumindest nominell das entscheidende Kriterium in der spanischen Gesellschaft“ (Geiss, 1988: 118).¹²

Von dieser ersten Schlüsselszene des Rassismus, die das Binnenverhältnis des spanischen Staates betrifft, lässt sich eine zweite unterscheiden, die durch die koloniale Expansion initiiert worden ist (vgl. Eickelpasch/Rademacher, 2004: 84). Im Jahr 1492 entdeckte Christoph Kolumbus Amerika, das bald von den spanischen Conquistadoren unterworfen werden sollte. Die Geschichte der spanischen Kolonialmacht war durch „brutale Ausbeutung, Versklavung und Ausrottung fremder Völker“ (Butterwegge, 1996: 125) gekennzeichnet. Um diese Praktiken zu rechtfertigen, wurde aufgrund physiognomischer Unterschiede eine soziale

⁹ Butterwegge (1996: 125) zufolge wurden die (versklavten) Barbaren in der Antike ‚nur‘ als zivilisatorisch Zurückgebliebene und nicht als ›rassisch‹ Minderwertige angesehen.

¹⁰ Auch für Geiss (1988: 109) stellt dieses Epochenjahr insofern einen historischen Einschnitt dar, als es durch den Übergang vom Protorassismus zum modernen Rassismus gekennzeichnet ist. In kritischer Perspektive vgl. Hund (2007: 70f.).

¹¹ Somit trat an die Stelle des katholischen Glaubensbekenntnisses als des zentralen Merkmals von Zugehörigkeit dasjenige der Abstammung (vgl. Geulen, 2007: 35).

¹² Zur Kategorisierung und Einordnung von Menschen wurde in Deutschland bis ins 19. Jahrhundert das französische Wort ‚race‘ verwendet. Erst ab diesem Zeitraum wurde es mit dem Begriff ›Rasse‹ eingedeutscht (vgl. Geiss, 1988: 16). Zur Begriffs- und ideengeschichtlichen Entwicklung der Kategorie ›Rasse‹ vgl. Lerch (1950: 167ff.); Zenger (1997: 13ff.).

Trennlinie errichtet. Gegenüber standen sich die ‚makellosen‘ Spanier als weiße Herren und die minderwertigen Eingeborenen als zivilisationslose Kreaturen. Der Unterschied zwischen Herrschern und Beherrschten schlug sich auch in gelehrten Diskussionen nieder. In der Kontroverse von Valladolid (1550) vertraten der Philosoph und Humanist Juan Ginés de Sepúlveda und der Dominikaner Bartolomé de Las Casas, Bischof von Chiapas, ungleiche Positionen. Diese kreisten um die Frage, welche grundlegenden Unterschiede zwischen Spaniern und Eingeborenen bestünden. Dabei vertrat Sepúlveda die Meinung, Spanier seien vernunftbegabt, die Autochthonen dagegen zeichneten sich durch einen Mangel an Vernunft aus. Diese Auffassung rechtfertigte aus Sepúlvedas Sicht ihre Versklavung. Las Casas hingegen argumentierte auf theologischer Ebene; für ihn standen die gläubigen Spanier den ungläubigen Indianern gegenüber. Aus Las Casas’ Perspektive ließ sich dieses Defizit durch Bekehrung aufheben mit dem Ziel, die neuen Fremden dem eigenen, wahren Glauben zuzuführen (vgl. Todorov, 1985: 202).

Die Eroberung der ‚Neuen Welt‘ (Geulen, 2007: 44) erweiterte den Blick gläubiger Christen auf die göttliche Schöpfung und konfrontierte sie zugleich mit einer potenziellen Erweiterung der Christenheit. Um diese neue Vielfalt harmonisch in das Bestehende zu integrieren, begannen Geistliche damit, die fremden Völker und Kulturen in Bezug auf ihre physiognomischen und moralischen Merkmale und Werte zu beschreiben und zu kategorisieren. In Anlehnung an wissenschaftliche Klassifikationssysteme aus dem Tierreich beschäftigten sich ab dem 17. Jahrhundert zunehmend auch nichtklerikale europäische Gelehrte damit, das ‚System der menschlichen Arten und Rassen zu differenzieren und auszubauen‘ (ebd.: 45). Waren sie zu Beginn noch eher bemüht, ihre Kategorisierungen den tradierten kirchlichen Lehren anzupassen, rückte sukzessive eine naturwissenschaftliche orientierte Logik in den Vordergrund, ‚in der körperliche Merkmale und die sich vielfach ausdifferenzierenden Naturtheorien der Frühen Neuzeit eine immer wichtigere Rolle spielten‘ (ebd.).

Im 18. Jahrhundert wurden den verschiedenen ›Rassen‹ nicht nur unterschiedliche Charaktereigenschaften zugesprochen, sondern auch Schönheitsideale auferlegt. Den Prototypen des ‚idealen‘ Menschen verkörperte der Weiße, dem zugleich mit dieser Ästhetisierung auch sympathische Eigenschaften wie Weisheit und Klugheit attestiert wurden. Andere ›Rassen‹, die diesem Ideal nicht entsprachen, wurden als hässlich und ohne entsprechende Tugenden bezeichnet.¹³

¹³ Zur theoretischen Absicherung dieser ästhetischen Stilisierung wurden beispielsweise Schädelindexmessungen vorgenommen; vgl. die Abbildungen bei Mosse (2006: 136f.).

Im Zuge der fortschreitenden Entwicklung wissenschaftlicher Disziplinen wie beispielsweise der Anthropologie und der Geschichte wurden die rassentheoretischen Überlegungen zum Menschen erweitert. Als bekanntester Vertreter darf der Diplomat Joseph Arthur de Gobineau gelten, der „die Rasse zum Schlüssel für die Weltgeschichte machte“ (Mosse, 2006: 77). In seinem vierbändigen Hauptwerk „Essai sur l'inégalité des races humaines“ (1853–1855) (vgl. Lerch, 1950: 158) befasste er sich mit der Frage nach den Ursachen der Entwicklung, aber vor allem der Degeneration und des Zerfalls von Zivilisationen. Gobineau ging von drei ›Urrassen‹ aus, der weißen, gelben und schwarzen. Sie waren durch unterschiedliche Wertigkeiten und ihnen jeweils eigene spezifische Kulturen gekennzeichnet (vgl. Mosse, 2006: 77). Noch einem aristokratischen Gesellschaftsbild verhaftet, stülpte Gobineau die ständische Ordnung seinem geschichts- und kulturtheoretisch inspirierten Weltbild über und ethnisierte sie (vgl. Priester, 2003: 81). Die ›weiße Rasse‹ repräsentierte die Tugenden des Adels; sie war ›arisch‹ und durch jene Eigenschaften, die sie verkörperte – Liebe zu Freiheit, Ehre und Geistigkeit (vgl. Mosse, 2006: 77) – von Natur aus überlegen. Die ›gelbe Rasse‹ – bei Gobineau die Bourgeoisie – zeichnete sich durch Pedanterie und Materialismus aus; sie war prädestiniert, in Handel und Handwerk tätig zu sein. Die ›schwarze Rasse‹ hingegen – bei Gobineau das niedere, dienende Volk – erschien als wenig intelligenter entfesselter Mob (vgl. ebd.: 78). Nach Gobineau war die ›Rassenmischung‹ Voraussetzung jeder Zivilisation, gleichzeitig sah er sie jedoch als konkrete Gefahr an, da sie unabdingbar zur Degeneration der menschlichen Gattung, „zu ihrem Rückfall auf niedrigstes kulturelles Niveau und insgesamt zu einer Verringerung der Anzahl der Völker“ (Priester, 2003: 81) führte. Das Wort degeneriert bedeutete für Gobineau, auf ein Volk angewandt, „daß der innere Wert dieses Volkes nicht mehr seinem früheren gleicht, weil das Blut, das in seinen Adern kreist, durch die fortwährende Vermischung mit anderem Blut nicht mehr vom gleichen Werte geblieben ist“ (Gobineau, 1935: 19). Als Schutzmaßnahme zur Verhinderung von Degeneration schlug Gobineau die Schaffung einer ›arischen‹ Elite vor, diese sollte über die weniger wertvollen Massen herrschen.

Gobineaus Überlegungen fanden in Frankreich wenig Widerhall. In Deutschland wurden sie dagegen mit Interesse aufgenommen. Die deutsche Leserschaft identifizierte sich mit den Germanen als der körperlich und geistig höherwertigen ›arischen Herrenrasse‹ und wertete so ihren Nationalstolz auf (vgl. Lerch, 1950: 161). Gobineaus persönliche Beziehungen zu Richard Wagner sorgten dafür, dass seine Theorien auch in diesem Kreis rezipiert wurden. Nachhaltig wirkten sie auf Wagners Schwiegersohn, den Publizisten Houston Stewart Chamberlain, „im späten 19. Jahrhundert einer der populärsten Rassentheoretiker“ (Priester,

2003: 197). In seiner Veröffentlichung „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ (ebd.: 97) ging er über Gobineaus Überlegungen hinaus. Er stellte Gedanken zur Züchtung ›reiner Rassen‹ an und reduzierte zudem die von Gobineau vorgelegte Dreiertypologie der ›Grundrassen‹ auf nur noch zwei antagonistische Pole: „die germanisch-teutonische unter Einschluss von Kelten und Slawen und die jüdische ›Gegenrasse‹“ (ebd.).

Von entscheidender Bedeutung für die Geschichte des Rassismus war ein im späten 18. Jahrhundert neu auftretendes politisches Gebilde, die Nation (vgl. Geulen, 2007: 52). Mit dem Aufkommen der Nationalstaaten und den sich verschärfenden Auseinandersetzungen um Wohlstand und Status wuchs auch das Bewusstsein um die Bedeutung nationaler Einheit¹⁴ und Zugehörigkeit. Im Kontext rassistischer Ideologien waren Menschen, die dem Konzept Nation nicht entsprachen, der Gefahr ausgesetzt, als ›Unmenschen‹ oder ›Untermenschen‹ wahrgenommen und behandelt zu werden (vgl. ebd.: 53).

Im nationalsozialistischen Deutschland (1933–1945) erreichte der Rassismus schließlich seinen „grauenhaften Kulminationspunkt“ (Fredrickson, 2004: 101). Mit dem Erlass der Nürnberger Gesetze im Jahr 1935 institutionalisierten die Nationalsozialisten ihre antisemitische Ideologie auf der judikativen Ebene und schufen die Voraussetzung zur Diskreditierung und zum Ausschluss der Juden aus der Gesellschaft. Im Reichsbürgergesetz als Teil der Nürnberger Gesetze wurde festgelegt, dass Staatsangehörige nur Personen „deutschen oder artverwandten Blutes“ (Geiss, 1988: 284) sein konnten. Als Voraussetzung für den Fortbestand des deutschen Volkes wurde insbesondere Wert auf die „›Reinheit des deutschen Blutes‹“ (ebd.) gelegt und in der Folge wurden Ehen zwischen Deutschen und Juden verboten. Eine weitere Zuspitzung erfuhr der deutsche Antisemitismus ab 1939 mit der Verdrängung der Juden aus der deutschen Wirtschaft (vgl. ebd.: 285). Mit diesem Vorgehen korrespondierte ihre Ausstoßung aus der Gesellschaft. So durften sie in zahlreichen Geschäften nicht mehr einkaufen, die Teilnahme am kulturellen Leben war ihnen ebenso verwehrt wie der Besuch von öffentlichen Bildungseinrichtungen, zudem wurden sie mit Berufsverboten belegt (vgl. ebd.: 286). Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges eskalierte die Verfolgung der Juden nicht nur in Deutschland, sondern auch in zahlreichen anderen europäischen Ländern. Das Ziel der nationalsozialistischen Politik war nun nicht mehr die Unterordnung der Juden, „sondern ihre Eliminierung“ (Fredrickson, 2004: 128).

¹⁴ Der Begriff ‚nationale Einheit‘ war beispielsweise mit der Vorstellung einer gemeinsamen Sprache und Geschichte verbunden (vgl. Mosse, 2006: 118).

2.3 Rassismuskonzepte

2.3.1 Zum biologischen Rassismus: Der Prozess der rassistischen Bedeutungsproduktion

Anknüpfend an die Rassismusforschung, befasst sich der Soziologe Robert Miles (ehemaliger Leiter der Forschungsgruppe ‚Migration und Rassismus‘ an der Universität von Glasgow) zu Beginn der 1980er-Jahre systematisch mit dem Phänomen Rassismus.¹⁵ Ziel der differenzierten Untersuchung von Miles ist es, „die weitere Verwendung des Begriffs ›Rassismus‹ in der soziologischen Analyse exemplarisch zu verteidigen“ (Miles, 1992: 7). Miles kritisiert die Überdehnung des Begriffes, in deren Folge sich Rassismus beispielsweise nicht mehr von Nationalismus und Sexismus unterscheiden lasse (vgl. ebd.: 68f.). Gleichzeitig beanstandet er die Verengung des Terminus, in der Rassismus „als ein ausschließlich ›weißes‹ Phänomen definiert“ (ebd.: 72) wird. Um sich einer fundierten Definition des Rassismus nähern zu können, weist Miles einen induktiven Zugang zurück: Die Betrachtung singulärer empirischer Ereignisse, wie sie beispielsweise der Nationalsozialismus oder das Apartheidsregime in Südafrika darstellen, sei für eine theoretische Bearbeitung ungeeignet. Dieses Vorgehen verwirft er zugunsten eines analytischen Zugangs.

Seine Theoriearbeit rekurriert zunächst auf den Begriff ›Rasse‹. Dabei bezieht er sich auf Erkenntnisse aus Biologie und Genetik, in denen die Existenz von unterschiedlichen ›Rassen‹ eindeutig negiert wird: „›Rassen‹ sind gesellschaftliche Fiktionen, keine biologischen Realitäten“ (ebd.: 96).¹⁶ Ungeachtet wissenschaftlicher Feststellungen und offizieller politischer Verlautbarungen spielt nach Miles die Bedeutungszuschreibung von (vermeintlichen) biologischen Gruppenunterschieden sowohl in der sozialen Welt als auch in Alltagsdiskursen nach wie vor eine tragende Rolle:¹⁷ Die Annahme ist immer noch verbreitet, „daß ›Rassen‹ als besondere [sic!], biologisch definierte Gruppen existieren. Von daher wird die ›Rassen‹-Idee weiterhin als universelle und deskriptive Kategorie dazu benutzt, Gruppen zu bezeichnen“ (ebd.: 102).

¹⁵ Die wirkungsmächtigsten und in ihrer Rezeption als grundlegend anzusehenden Beiträge zum Thema Rassismus entstammen der angelsächsischen und französischen Forschung. Daher beziehe ich mich in der vorliegenden Studie insbesondere auf deren bedeutsame Repräsentanten.

¹⁶ Bereits 1963 hat die Vollversammlung der Vereinten Nationen in einer Erklärung betont, dass alle Menschen gleich an Würde und Rechten sind. Jegliche Form rassistischer Diskriminierung sei daher zu unterlassen (vgl. Italiaander, 1966: 7ff.).

¹⁷ Auch Taguieff betont die paradox anmutende Nachhaltigkeit rassistischer Diskurse: „als Pseudowissenschaft gestorben, zeigt der Rassismus eine starke Lebenskraft weit über die Grenzen der wissenschaftlichen Gemeinschaft hinaus“ (Taguieff, 1998: 222).

Bevor Miles sich seinen drei Schlüsselbegriffen ‚Rassenkonstruktion‘ ‚Rassismus‘ und ‚institutionellem Rassismus‘ zuwendet, führt er den Begriff der Bedeutungskonstruktion (Signifikation) ein. Dessen Erörterung soll – zunächst auf einer eher generellen Ebene – das Verständnis über Prozesse fördern, in denen Bedeutung hergestellt wird. Als zentraler Modus des Terminus Signifikation extrahiert Miles daher die Zuweisung von Bedeutung. Im Kontext eines ‚repräsentationalen Prozesses‘ (ebd.: 94) werden Objekte, Merkmale und Prozesse ausgewählt und anschließend mit einer besonderen Signifikanz ausgestattet. Hervorstechendes Merkmal dieses Verfahrens ist der Akt der Selektion, d. h., bei der Konstruktion von Bedeutungen treten bestimmte Kennzeichen in den Vordergrund des Interesses. Aus den zur Verfügung stehenden Merkmalen werden diejenigen biologischen ausgewählt, die zur Klassifizierung und Kategorisierung geeignet sind und somit ‚als Bedeutungsträger einer angenommenen Differenz zwischen Menschen‘ (ebd.: 95) fungieren können. Der Prozess der Signifikation ist in der Regel durch einen Determinismus gekennzeichnet, da die Zuschreibung signifikanter phänotypischer Merkmale die Existenz spezifischer kultureller Merkmale beinhaltet. Die Menschheit wird als ein Konglomerat von unterschiedlichen Gruppen gedacht, wobei jedes Individuum einer dieser Gruppen zugeordnet wird. Seine Ausführungen zur Signifikation beschließt Miles mit dem Hinweis, dass ihr eine ‚praktische Nützlichkeit‘ (ebd.: 96) innewohne. Sie sei – als Interpretationsangebot für gesellschaftliches Geschehen – ein probates Mittel, um Ausgrenzungspraktiken zu eröffnen.¹⁸

Um den Prozess der Konstruktion von Bedeutungen analytisch erweitern zu können, bezieht Miles zusätzlich zum Begriff der Signifikation – und anknüpfend an Frantz Fanon sowie Michael Banton – den der ‚Rassenkonstruktion‘ (racialisation) ein (vgl. ebd. 99). Diesen ersten Schlüsselbegriff verwendet er für diejenigen Konstellationen, ‚in denen gesellschaftliche Beziehungen zwischen Menschen durch die Bedeutungskonstruktion biologischer Merkmale dergestalt strukturiert werden, daß sie differenzierte gesellschaftliche Gruppen definieren‘ (ebd.: 100). Dabei kann die gedankliche Konstituierung von Kollektivgruppen sowohl durch eine formelle als auch informelle Präsenz des ›Rassen‹-Diskurses charakterisiert sein. Die mutmaßliche Parallelität der Termini Signifikanz und Rassenkonstruktion ist nur eine scheinbare: Im Gegensatz zur Signifikanz bezieht Miles den der Rassenkonstruktion explizit auf den Prozess der Konstitution von Kollektivgruppen, zudem spezifiziert er ihn mit zusätzlichen Determinanten. Dazu legt er in einem ersten Schritt dar, dass es sich bei dem Prozess der Rassenkonstruktion um einen ideologischen handelt. Unter Ideologie ver-

¹⁸ Pointiert formuliert Teo (1995: 28), dass ‚die Konstruktion von Bedeutungen zugunsten des Definierenden und zuungunsten des Definierten‘ stattfindet.

steht Miles jeden Diskurs, „der insgesamt (aber nicht notwendigerweise in bezug auf alle seine Bestandteile) Menschen und die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen in einer verzerrten und irreführenden Art und Weise darstellt. Als weiteres Kennzeichen spricht Miles dem Begriff Rassenkonstruktion eine „geschichtliche Variationsbreite“ (ebd.: 100) zu. So werden – je nach historischer Ausgangslage – unsichtbare Eigenschaften, in der Regel freilich sichtbare somatische Merkmale als Bedeutungsträger wirksam. Als dritte Komponente des Terminus nennt Miles den Prozess der Kategorisierung. Dieser ist dadurch gekennzeichnet, dass Menschen hinsichtlich somatischer Eigenschaften als Angehörige von ›Rassen‹ eingeordnet werden.¹⁹ Dem dermaßen definierten Kollektiv wird explizit oder implizit unterstellt, eine „spezifische, naturgegebene Einheit“ darzustellen, „die sich biologisch reproduziert“ (ebd.: 101). Mit seiner letzten, gleichwohl essenziellen Determinante weist Miles dem Terminus Rassenkonstruktion einen dialektischen Prozess der Konstruktion von Bedeutungen zu. Nicht nur der Andere wird in diesem Kontext anhand fiktiver oder realer Eigenschaften definiert und zugeordnet, auch „das Selbst, die je eigene Identität“ (ebd.) wird unter Bezugnahme auf die ausgewählten Kriterien bestimmt. Zur Veranschaulichung dieses dichotomischen Modells bezieht er sich auf die Kolonialzeit. Als Differenzmerkmal wurde von den Europäern die Hautfarbe der Afrikaner herausgegriffen und als ‚Schwarz‘ bezeichnet, im Gegenzug spiegelte dieses „›Schwarz-sein‹ des Afrikaners [...] das ›Weiß-sein‹ des Europäers“ (ebd.: 101). Die Totalität der Konstruktion von Bedeutungen offenbart auch sein zweites Beispiel: Als die Afrikaner später von den Europäern als „minderwertige ›Rasse‹“ (ebd.: 101) definiert wurden, sprachen die Europäer sich selbst (implizit) eine höhere Wertigkeit zu.²⁰

Mit dem Terminus ‚Rassismus‘ wendet sich Miles seinem zweiten Schlüsselbegriff zu. Verfügt er über eine ausreichende Trennschärfe, dann besteht der analytische Wert dieses Begriffes in einem „Nutzen für die Beschreibung und Erklärung gesellschaftlicher Prozesse“ (ebd.: 103). Um daher eine exakte Unterscheidung zu überdehnten Rassismusbegriffen vorzunehmen, die neben dem Aspekt der Ideologie auch Praktiken und Prozesse einbeziehen, kennzeichnet Miles die fundamentale Auffassung seines Verständnisses von Rassismus. Der Terminus soll ausschließlich als ein ideologisches Phänomen betrachtet werden, überdies

¹⁹ Terkessidis kritisiert Miles’ Reduzierung auf somatische Merkmale, da auch das Tragen eines Kopftuches oder ein sprachlicher Akzent Identifikationsprozesse initiieren könnten. Um diese Einengung zu überwinden, beruft er sich auf Colette Guillaumin (1991), die den Bedeutungskern der Vorstellung von ›Rasse‹ um soziologische, symbolische und imaginäre Kennzeichen erweitert (vgl. Terkessidis, 2004: 82).

²⁰ Auch wenn Miles den Terminus Rassenkonstruktion augenscheinlich aus einer eher ‚wertneutralen‘ Perspektive analysieren will, offenbart das zuletzt angeführte Beispiel, dass auch Rassenkonstruktionen wertende Beurteilungen enthalten können.

muss er durch spezifische repräsentationale Eigenschaften gekennzeichnet sein. In diesem Zusammenhang führt Miles den Begriff der Ausgrenzungspraxis (*exclusionary practice*) ein. Diese Praxis stellt zwar die Voraussetzung des Rassismus dar, kann aufgrund des ihr innewohnenden Überdehnungsaspektes aber nicht unter den Terminus Rassismus subsumiert werden.²¹ Den Begriff verwendet er zur Analyse derjenigen Fälle, „in denen eine näher bezeichnete Gruppe bei der Zuteilung von Ressourcen und Dienstleistungen nachweislich ungleich behandelt wird, oder in denen sie in der Hierarchie der Klassenverhältnisse systematisch über- oder unterrepräsentiert ist“ (ebd.: 103). Grundvoraussetzungen für das Auftreten von Ausgrenzungspraxen sind folglich zwischenmenschliche Diskriminierungsprozesse und Ressourcenknappheit. Der Terminus Ausgrenzungspraxis bezieht sich nach Miles „nur auf konkrete Handlungen und Prozesse“ (ebd.: 104), beinhaltet aber keinerlei Aussagen über die Ursachen dieser Handlungen und Prozesse.²² Als weitere Kriterien führt er an, dass der Begriff sich sowohl auf intentionale Handlungen als auch unbeabsichtigte Folgen bezieht. Abschließend verweist Miles im Kontext der Ausgrenzungspraxis auf die dialektische Beziehung zwischen Ein- und Ausgrenzung: So dienen ausgrenzende Handlungen oder Prozesse, durch die beispielsweise Migranten eine Arbeitsstelle verweigert wird, einerseits dazu, die Merkmale derjenigen Individuen zu bestimmen, die eine Anstellung finden. Andererseits führen auch eingrenzende Handlungen und Prozesse zur Definition der ausgrenzenden Kriterien.

Miles begreift den Rassismus also ausschließlich als ideologisches Phänomen. Dessen Gehalt umfasst folgende Komponenten:

1. Im Prozess der Rassenkonstruktion werden einer Kollektivgruppe biologische Merkmale derart zugeschrieben, dass sie als naturgegebene, unveränderliche Eigenschaften dieser Gruppe gelten,²³ durch diese ihr innewohnende Differenz unterscheiden sie sich fundamental von anderen Kollektiven. Zudem müssen der derart definierten sozialen Gruppe „zusätzliche, negativ bewertete Merkmale zugeschrieben werden und/oder sie muß so dargestellt werden, daß sie negative Konsequenzen für irgendeine andere Gruppe verursacht“ (ebd.: 105). Diese können sowohl biologischer als auch kultureller Provenienz sein. Rassismus unterscheidet

²¹ Zur Überdehnung des Begriffes Rassismus durch die Einbeziehung von Ausgrenzungspraxen vgl. Miles (1992: 69ff.).

²² Exemplarisch führt Miles die in England auftretende hohe Arbeitslosigkeitsrate an, von denen Menschen asiatischer oder karibischer Herkunft betroffen sind. Diese Ausgrenzungspraxis kann einerseits der überproportionalen Beschäftigung in von Rationalisierung bedrohten Branchen entspringen, andererseits kann sie aber auch auf der rassistisch motivierten Bedeutungskonstruktion somatischer Merkmale beruhen. Zur Vermeidung einer monokausalen Erklärung fordert Miles vergleichende Analysen (vgl. Miles, 1992: 104).

²³ Zur Naturalisierung des Rassismus merkt Wolf an: „Nach der Überzeugung der Rassisten liegen die Unterschiede in den Genen und seien daher unveränderbar“ (Wolf, 1997: 8).

sich folglich von der Rassenkonstruktion – der Voraussetzung für Rassismus – durch eine explizit negativ bewertende Komponente.²⁴ Die Gegenwart einer solchermaßen negativ charakterisierten Gruppe kann als derart problematisch interpretiert werden, dass sie in ideologischen Diskursen als Bedrohung dargestellt wird (vgl. ebd.: 106). 2. Des Weiteren ist der Rassismus durch ein dialektisches Prinzip gekennzeichnet. Die Vorgehensweise, einen anderen Menschen zu beschreiben, beinhaltet Reflexionen über das eigene Ich. Dieses Vorgehen von Individuen gilt ebenso für den Prozess der Gruppenkonstruktion. Mittels Ordnungskategorien (beispielsweise die Hautfarbe als Differenzmerkmal) können in der Folge Ein- und Ausgrenzungen stattfinden (vgl. ebd.). 3. Die Erscheinungsformen des Rassismus sind unterschiedlich: Er kann als relativ in sich geschlossene wissenschaftliche Theorie auftreten, aber auch in einer diffusen Konglomeration der im Alltagsleben verwendeten Klischees und Bilder bestehen (vgl. ebd.). 4. Der subjektive Sinn der Nützlichkeit der Ideologie des Rassismus besteht darin, dass sie für manche Individuen einen Beitrag zum ‚Verständnis der Welt‘ darstellen können (vgl. ebd.: 107). 5. Schließlich kann dem Rassismusbegriff kein spezifisch historischer Gehalt zugewiesen werden; er umfasst die übergeordneten Merkmale, die einen rassistischen Diskurs auszeichnen (vgl. ebd.: 109).

Mit seinem dritten Schlüsselbegriff, dem des ‚institutionellen Rassismus‘ (vgl. ebd.: 113), bezieht Miles sich auf Verhältnisse, in denen der rassistische Diskurs nicht mehr offen erkennbar ist. Um den Terminus präzise bestimmen zu können, gliedert er ihn in zwei Bereiche auf: Zum einen umfasst er Verhältnisse, in denen Ausgrenzungspraktiken zwar auf der Grundlage rassistischer Diskurse entstehen, diese Diskurse aber nicht mehr zu ihrer Rechtfertigung herangezogen werden. Zum anderen bezieht sich der Terminus des institutionellen Rassismus auf Verhältnisse, in denen rassistische Diskurse dergestalt transformiert werden, dass sie ihren genuin rassistischen Inhalt verlieren, die anfängliche Bedeutung jedoch in dem nun scheinbar rassismusfreien Diskurs erhalten bleibt.²⁵

2.3.2 Rassismus ohne ‚Rassen‘: Kultur als Schicksal?

Miles wird von verschiedenen Autoren (vgl. beispielsweise Zerger, 1997: 142; Weiß, 2001: 24) vorgeworfen, dass er in seiner Analyse des Prozesses der ›Rassen‹-Konstruktion eine zu starke – mittlerweile auch politisch überholte – Einengung auf phänotypische und biologische Merkmale vornehme, während er die aktuelleren kulturalistischen Formen des Rassis-

²⁴ Nach Terkessidis (2004: 82) wirkt Miles' Trennung zwischen Rassenkonstruktion und Rassismus künstlich.

²⁵ In seinen Erläuterungen zum institutionellen Rassismus verbindet Miles die ideologische Ebene mit Ausgrenzungspraktiken. Kritisch merkt Zerger (1997: 33f.) daher an, dass Miles damit seine zuvor postulierte strikte Trennung zwischen Ideologie und Praxis unterläuft.

mus vernachlässige. Um das Spektrum der Rassismuskonzepte angemessen vorstellen zu können, soll im Folgenden auf Theoretiker zurückgegriffen werden, die sich dezidiert mit dem kulturalistischen Rassismus befasst haben.

Frantz Fanon macht bereits 1956 in seiner Pariser Rede auf dem I. Kongress schwarzer Schriftsteller und Künstler zum Thema Rassismus und Kultur darauf aufmerksam, dass der „Vulgärrassismus in seiner biologischen Form“ (Fanon, 1972: 43) zugunsten eines kulturellen, den Lebensstil betonenden, sukzessive verschwinde: „Der Rassismus, der sich rational, individuell, genotypisch und phänotypisch determiniert gibt, verwandelt sich in einen kulturellen Rassismus. Das Objekt des Rassismus ist nicht länger der einzelne Mensch, sondern eine bestimmte Existenz-Form“ (ebd.: 40). In wissenschaftlichen Untersuchungen wurde in den folgenden Jahrzehnten wiederholt ein Nachlassen des biologischen Rassismus festgestellt, Fanons Hinweis auf ein verändertes rassistisches Wissen blieb jedoch weitgehend unberücksichtigt (vgl. Terkessidis, 1998: 101). Ab den frühen 1980er-Jahren wurde freilich immer offenkundiger, dass der traditionelle, von der ›Rassen‹-Idee abgeleitete Rassismusbegriff zur Analyse neu auftretender gesellschaftlicher Exklusionspraktiken nicht mehr geeignet war. Vor diesem Hintergrund griff die Forschung diese Veränderungen systematischer auf. So thematisierte der Soziologe Albert Memmi in seiner 1982 in Frankreich erschienenen Studie „Le racisme. Description, définition, traitement“²⁶ die Metamorphose mit den Worten:

„Sie [die Fremden; E. B.-B.] haben so viele andere negative Merkmale, die man ihnen vorwerfen kann! Die Psychologie, die Kultur, die Sitten, die Institutionen [...]. Die Rassisten verabscheuen die Araber jetzt nicht mehr wegen ihrer sonnenverbrannten Haut oder ihrer levantinischen Gesichtszüge, sondern weil sie [...] einer lächerlichen Religion anhängen, ihre Frauen schlecht behandeln, grausam oder einfach rückständig sind.“ (Memmi, 1992: 101)

Die Umformung des Rassismus illustriert Memmi in einer ironisch-sarkastischen, mit drastischen Beispielen versehenen Imagination. Er greift das Stimmungsgefüge der (französischen) Rassisten auf und konterkariert es zugleich. Mit seinen eindrucksvollen Exemplifikationen signalisiert er so die Umgestaltung von einem biologisch determinierten Rassismus hin zu einem, in dem tiefgreifende kulturelle Unterschiede in den Vordergrund gestellt werden.²⁷

Der Paradigmenwechsel von einer an historische ›Rassen‹-Theorien anknüpfenden Argumentationsstruktur hin zu einer kulturalistischen, authentische kulturelle und ethnische

²⁶ Deutsche Erstausgabe mit dem Titel „Rassismus“ 1987.

²⁷ Auch Stuart Hall (2000b: 11) geht davon aus, dass der genetische Rassismus im Postkolonialismus zugunsten eines kulturellen in den Hintergrund tritt.

Merkmale betonenden Begründung ist nach Etienne Balibar hauptsächlich mit dem Prozess der Entkolonialisierung seit 1945 verbunden (vgl. Balibar, 1992: 28). Die Befreiung der Länder der Dritten Welt von der kolonialen Vorherrschaft war von einer veränderten Bewegungsrichtung der Bevölkerung begleitet: Es fand eine Migration aus den ehemaligen Kolonien in die Länder der früheren Kolonialherren statt, sodass in der Folgezeit nicht mehr die koloniale Expansion, sondern die Abgrenzung auf dem eigenen Territorium im Zentrum stand. Der aus dieser globalen Entwicklung resultierende Neorassismus, von Balibar auch als „Rassismus ohne Rassen“ (ebd.) bezeichnet, ist durch zwei Besonderheiten gekennzeichnet: Zum einen steht nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit kultureller Differenzen im Vordergrund;²⁸ zum anderen ist jener Rassismus (scheinbar) nicht mehr durch das Postulat der Überlegenheit bestimmter Gruppen oder Völker gekennzeichnet.²⁹ Vielmehr beschränkt er sich darauf, „die Schädlichkeit jeder Grenzvermischung und die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen zu behaupten“ (ebd.).³⁰ Das Geburtsland bestimme die kulturelle Zugehörigkeit, Identität und Lebensweise von Menschen. Um ein intrakulturell friedliches soziales Zusammenleben zu gewährleisten, müssen die jeweiligen spezifischen Charakteristika erhalten bleiben und in möglichst unveränderter Form an die folgenden Generationen weitergegeben werden.³¹ Ein Aufeinandertreffen (zu) unterschiedlicher Kulturen gefährde diesen Vorgang und sollte daher vermieden werden (vgl. Morgenstern, 2001: 20f., Morawek, 1999: 9). Nach Balibar gibt es unterschiedliche länderspezifische Ausformungen des Neorassismus, gleichwohl handelt es sich aber um ein „transnationales Phänomen“ (Balibar, 1992: 23). In Anlehnung an Taguieff übernimmt Balibar den Terminus differenzialistischer Rassismus, um ihn als Synonym für die Termini Neorassismus und Rassismus ohne ›Rassen‹ zu verwenden.

Taguieff seinerseits benutzt die semantische Konstruktion differenzialistischer Rassismus, um mit ihr den Rassismus der französischen Neokonservativen „les ›Nouvelles Droites‹“

²⁸ Der Neorassismus meint, die kulturellen Differenzen auch an äußerlichen Merkmalen erkennen zu können: „beispielsweise an der Hautfarbe in Verbindung mit bestimmter Kleidung, Haartracht, Hinweisen auf die Religion, aber auch am Aussehen, am Namen oder anderen Eigenschaften“ (Morgenstern, 2001: 21).

²⁹ Wie Balibar kritisch anmerkt, offenbart sich der Anschein des Hierarchieverzichts einerseits in der Praxis neorassistischer Lehren, andererseits ist er in den Argumentationssträngen angelegt, die das Denkgebäude der „Differenz der Kulturen“ (Balibar, 1992: 33) stützen. Zur Dichotomie von Überlegenheit vs. Unterlegenheit vgl. auch die Ausführungen von Çinar (1999: 63ff.).

³⁰ Laut Balibar (1992: 31) ist der Rassismus ohne Rassen nicht das neue und alleinige Kennzeichen des Neorassismus. Historisch betrachtet stellt der mit der Epoche der Aufklärung einsetzende Antisemitismus den Prototypen des kulturalistischen Rassismus dar.

³¹ Aus der Perspektive Wolfs lässt sich eine Kontinuität zwischen biologistischem und kulturellem Rassismus insofern ableiten, als beide durch die gleichen naturalistischen Denkstrukturen geprägt sind: „Wenn Kultur als unveränderbar gedacht wird, sie einer Vererbung gleichkommt und als zum innersten Wesen eines Menschen gehörig gerechnet wird, erfüllt sie die gleiche Funktion wie ›Rasse‹. Kultur wird gleichsam in eine zweite Natur transformiert“ (Wolf, 1997: 9).

(Taguieff, 1998: 236) zu kennzeichnen.³² Die ethnopluralistisch³³ argumentierenden ‚Neuen Rechten‘ entwerfen im Rahmen ihrer „ideologischen Bastellei“ (ebd.) eine Argumentationsstruktur, mit der sie insbesondere auf Aussagen des Anthropologen Claude Lévi-Strauss zurückgreifen.³⁴ Lévi-Strauss’ Thesen besagen, alle Kulturen seien im gleichen Maße komplex und für das Fortschreiten des menschlichen Denkens verantwortlich (vgl. Balibar, 1992: 29). Damit sie aber nicht zugrunde gehen und die „ästhetischen und spirituellen Werte“ (Lévi-Strauss, 2008: 51) einer jeden Kultur erhalten bleiben, spricht er sich gegen die „fortschreitende Verschmelzung von Populationen“ (ebd.) und für eine „hinreichende physische Distanz“ (ebd.: 48) aus. Die Nouvelle Droite greift Lévi-Strauss’ Aussagen auf, und nutzt sie dazu, die eigenen Ansichten wissenschaftlich zu untermauern. Ihre Schlussfolgerung weist zwei wesentliche Merkmale auf: die Verteidigung kultureller Identität und das Recht auf Differenz (vgl. Taguieff, 1998: 236).³⁵ Kulturen bzw. Nationen werden gemäß dem ersten Merkmal als voneinander unabhängige, in sich geschlossene und ethnisch homogene Systeme interpretiert. Die Funktion der Segregation besteht darin, die jeweiligen konstitutiven Merkmale der Singularität, Tradition und der damit verbundenen kulturellen Identität zu bewahren. Eine Vermischung der Kulturen führe – folgt man dem Konzept der Neuen Rechten – zum Verlust ihrer Einmaligkeit und gefährde zudem ihr biologisches Überleben. Die Aufhebung natürlicher kultureller Grenzen und die damit einhergehende Immigration berge eine weitere Gefahr: Sie ruft Abwehrreaktionen gegenüber den eingewanderten Fremden hervor. Um diesen Rassismus zu vermeiden, müsse die ethnische Substanz der Bevölkerung gewahrt werden; dies geschehe durch die Einhaltung natürlicher Distanz und die Abgrenzung kollektiv-nationaler Zusammenhänge. Mit ihrer „Naturalisierung der Abwehr von ‚Fremden‘“ (Çinar, 1999: 60) versuchen die Neuen Rechten zum einen den Anschein zu er-

³² Die vom differenzialistischen Rassismus vertretenen Standpunkte sind weit verbreitet; theoretisch ausgearbeitet und zugespitzt ausformuliert sind sie Terkessidis zufolge jedoch in den Diskursen der Neuen Rechten vorzufinden (vgl. Terkessidis, 1998: 103).

³³ Ethnopluralismus als Theoriekonzept der Neuen Rechten geht von einem „Nebeneinanderleben der Völker in getrennter Entwicklung“ (Feit, 1987: 124) aus. Völker werden dabei als Schicksalsgemeinschaften verstanden, die ihre jeweilige kulturelle Identität in einem historischen Prozess erworben haben. Diese kulturelle Identität ist nicht universalisierbar, sondern an das jeweilige Volk und dessen nationales Territorium gebunden. Um die Eigenständigkeit und genetische Reinheit der Völker zu bewahren, müssen diese vor fremden Einflüssen geschützt werden. Nationen seien daher strikt voneinander zu trennen, zudem müsse ihre innere Homogenität bewahrt werden (vgl. ebd.: 90ff.).

³⁴ Lévi-Strauss hat 1971 anlässlich des internationalen Jahres des Kampfes gegen den Rassismus für die UNESCO einen Vortrag verfasst (vgl. Lévi-Strauss, 2008: 12ff.), der Missinterpretationen durchaus Raum bietet.

³⁵ In Bezug auf die jüngste Entwicklung des ideologischen Rassismus’ erkennt Taguieff, dass „die *Biologisierung* [...] zugunsten einer *Kulturalisierung* (Kultur transformiert in zweite Natur) verdrängt“ (Taguieff, 1998: 238, i. O. kursiv) wird. In „Schuld und Abwehr“ beschrieb Adorno diesen semantischen Wechsel bereits 1955: „Das vornehme Wort Kultur tritt anstelle des verpönten Ausdrucks Rasse, bleibt aber ein bloßes Deckbild für den brutalen Herrschaftsanspruch“ (Adorno, 1975: 277).

wecken, nicht rassistisch zu sein, zum anderen beabsichtigen sie, eine Theorie gesellschaftlicher Aggressivität vorzulegen, in der Abwehrreaktionen gegen Fremde als natürlich dargestellt und rassistisches Verhalten legitimiert werden kann. Balibar bezeichnet diesen Standpunkt des differentialistischen Rassismus als „Meta-Rassismus“ (Balibar, 1992: 30), in ihm wird *„nicht die rassische Zugehörigkeit, sondern das rassistische Verhalten zu einem natürlichen Faktor erklärt“* (ebd.; i. O. kursiv).³⁶ Das zweite Merkmal umfasst das Recht auf Differenz. Diese emanzipatorische Forderung war in Frankreich einerseits in der „linken< politischen Kultur“ (Taguieff, 1998: 236) tief verwurzelt, andererseits beruhte sie auf einem „alltäglich gewordenen, antirassistischen Gebrauch innerhalb eines neochristlichen Imperativs der ›Achtung für den anderen‹“ (ebd.). Die französische Nouvelle Droite griff diesen Anspruch auf und formulierte ihn für ihre Zwecke um. In ihrem Auslegungsmodus wurde aus dem ‚Recht auf Differenz‘ die ‚Pflicht zur Differenz‘, wie das folgende Zitat ihres Chefideologen Alain de Benoist offenbart: „Wie alle Rechte [gemeint ist das Recht auf Differenz; E. B.-B.] ist es aber dafür auch mit Pflichten verbunden: das Recht auf Verschiedenheit zu fordern, schließt die Verpflichtung mit ein, dieses Recht auszuüben“ (de Benoist, 1991: 198).

Die Überlegungen von Taguieff zur Nouvelle Droite hat in Deutschland beispielsweise Mathias Brodkorb (2005) aufgegriffen. Er analysiert den deutschen Rechtsextremismus und kommt zu dem Ergebnis, dass dieser postmoderne Rassismus exakt durch jene ideologische Metamorphose gekennzeichnet sei, die Taguieff Jahre zuvor bereits für die französische Neue Rechte konstatiert hat: 1. Ersetzung des Biologismus durch den Kulturalismus. In diesem Sinne werden Identitäten nicht mehr biologistisch sondern kulturalistisch begründet. 2. Wertigkeitsdiskurse werden durch relativistische Positionen ersetzt. (Post-)Moderne Rechtsextremisten gehen nicht mehr von der eigenen Überlegenheit gegenüber anderen Gruppen aus, sondern heben die radikale Andersheit ihrer Identität hervor. Aus dieser Konstruktion wird „ein Recht auf Differenz abgeleitet, das gerade als neue Basis von Exklusion und Separation fungieren kann“ (Brodkorb, 2005: 65).

³⁶ Die Proklamation eines als natürlich gedeuteten Abwehrgefühls gegenüber Fremden beschränkt sich nicht nur auf die Argumentationslogik der Neuen Rechten. Die Abwehr von Fremden wird auch in anderen politischen und wissenschaftlichen Disziplinen als ein naturgegebenes Phänomen interpretiert. Für den bekannten, aber umstrittenen Verhaltensforscher Eibl-Eibesfeldt sind Abwehrreaktionen gegen Fremde das Resultat eines existenziellen Bedürfnisses, die eigene genetische Gruppe zu erhalten (vgl. Eibl-Eibesfeldt, 1997: 61). Auch die sozio-biologische Wissensindustrie – so die kritischen Ausführungen von Dilek Çinar – stellt in ihren Analysen Xenophobie und Ethnozentrismus als ein genetisch programmiertes Verhaltensmuster dar (vgl. Çinar 1999: 65ff.).

2.4 Rassismuserfahrungen: Zumutungen der sozialen Umwelt

Nachdem in den vorherigen Abschnitten theoretische Dimensionen von Rassismus vorgestellt worden sind, soll nun die Erfahrung von Rassismus, als extreme Zumutungen der sozialen Umwelt, beleuchtet werden. Auch Mecheril (1995: 99) sieht im Rassismus ein gesellschaftliches Phänomen von Herrschafts- und Machterscheinung. Darüber hinaus zeichnet Mecheril sich dadurch aus, dass er aus psychologisch-psychotherapeutischer Perspektive die Erfahrungen von Rassismus in zahlreichen Publikationen thematisiert hat (vgl. beispielsweise Mecheril 1994, 1997a, 2003b, 2004). Rassismuserfahrungen beschreibt er als „eine psychologische Kategorie, in der gesellschaftlich vermittelte Erfahrungen und der sozial vorstrukturierte Umgang mit diesen Erfahrungen in den Blick kommen. Rassismuserfahrungen sind sozial kontextualisierte, subjektive Zustände“ (Mecheril, 2003b: 69). Jede Erfahrung von Angriff oder Geringschätzung der eigenen Person oder anderer Individuen bezeichnet Mecheril grundsätzlich als die Erfahrung von Rassismus. Zugrunde gelegt werden dabei willkürlich ausgewählte physiognomische (Hautfarbe, Haarfarbe) oder soziale (Kleidung, Sprache) Merkmale. Diese Differenzkonstruktionen dienen dem Angreifer als Rechtfertigung für die Verletzung der psychischen oder physischen Integrität des Anderen; zu ihr zählt Mecheril auch dessen Degradierung und Beschämung. Die Motive für die Attacken sieht er in „essentialisierenden Abstammungs- oder Herrschaftskonstruktionen“ (ebd.).

Zusätzlich zu seiner eher allgemeingültigen Aussage zu Rassismuserfahrungen hat Mecheril bereits 1994 (vgl. auch 1995) eine Klassifikation in unterschiedliche Formen vorgenommen. Er unterscheidet die Erfahrungen des groben, subtilen und antizipierten Rassismus. Die Erfahrung des groben Rassismus bezieht sich auf den Angriff³⁷ gegen die eigene Person oder nahestehende Personen durch andere. Jene bereits oben erwähnten körperlichen oder sozialen Merkmale werden als Indizien eines moralischen oder intellektuellen Unterschiedes herangezogen. Diese Differenzkonstruktion interpretiert der Angreifer zu seinen Gunsten und nutzt sie als Legitimationsbasis für sein Handeln. Die Erfahrung des subtilen Rassismus bezieht sich auf die Geringschätzung der eigenen Person oder nahestehender Personen durch andere, mit einer vergleichbaren Intention des Verursachers wie beim groben Rassismus. Die Erfahrung des antizipierten Rassismus bezieht sich auf die Vorwegnahme, Befürchtung oder Vorstellung eines Angriffs oder einer Geringschätzung der eigenen Person oder nahestehender Personen durch andere, wiederum mit einer analogen Intention des Verursachers wie beim groben und subtilen Rassismus.

³⁷ An dieser Stelle lässt Mecheril offen, ob er den physischen und/oder psychischen Angriff meint.

Eine differenziertere Betrachtung von Rassismuserfahrungen erfolgt im Jahr 2003, als Mecheril vier Ebenen sowie ihre jeweils dazupassenden spezifischen Dimensionen und entsprechend konkrete Beispiele vorstellt (vgl. Mecheril, 2003b: 70f.).

Tabelle 1:

Rassismuserfahrungen: Ebenen, Dimensionen, Beispiele. Eigene Zusammenstellung nach Mecheril (2003b: 70f.).

Ebenen	Dimensionen	Beispiele
• Ausprägungsart	<ul style="list-style-type: none"> • massiv • subtil 	<ul style="list-style-type: none"> • z. B. körperliche Gewalt • z. B. abfällige Blicke
• Vermittlungskontext	<ul style="list-style-type: none"> • institutionell • individuell 	<ul style="list-style-type: none"> • z. B. mit Verwaltungen, Polizei, Schule, am Arbeitsplatz • durch Handlungen einzelner Personen
• Vermittlungsweise	<ul style="list-style-type: none"> • kommunikativ • imaginativ • medial 	<ul style="list-style-type: none"> • in sozialen Interaktionssituationen • z. B. durch Träume, Befürchtungen • z. B. über Zeitungs-, Radio-, Fernsehberichte, Internet, Werbung
• Erfahrungsmodus	<ul style="list-style-type: none"> • persönlich • identifikativ • vikariell • kategorial 	<ul style="list-style-type: none"> • eigene Rassismuserfahrungen • Rassismuserfahrungen nahestehender Personen • Stellvertreter der Person machen Rassismuserfahrungen • die Gruppe, der die Person (vermeintlich oder ihrem Selbstverständnis nach) angehört macht Rassismuserfahrungen

Tabelle 1 verdeutlicht, dass Rassismuserfahrungen nicht allein aus angedrohten oder tatsächlichen körperlichen Attacken bestehen. Um diese Erfahrungen erschöpfend auszuleuchten, ist ihre Aufteilung auf vier Ebenen sinnvoll. Vor diesem Hintergrund kann die Vielzahl unterschiedlicher theoretischer Dimensionen entfaltet und durch praktische Beispiele anschaulich veranschaulicht werden. Im Kontext seiner Erörterungen gilt Mecherils besonderes Interesse denjenigen Menschen, die „in einem Erfahrungsklima von Rassismus großgeworden sind“ (Mecheril, 1995: 103). In Anlehnung an das von Hausser (1983) vorgelegte Konzept personaler Identität betont er, dass diese Personen in Bezug auf die Entwicklung ihres Selbstwertgefühls, ihres Selbstkonzeptes und ihrer sozialen Handlungsbereitschaft gravierend beeinträchtigt sein könnten (vgl. Mecheril, 1995: 103f.). Die umfassenden Erfahrungen von Bedrohung und Infragestellung der eigenen Person bewirkten Reaktionen, „die konstitutiv für die Qualität der Rassismus-Erfahrung sind: Wut, Entsetzen, Haß, Verbitterung, ‚reak-

tiver Rassismus‘ (Teo, 1993) sind Reaktions-Modi, ebenso wie Angst, Verzweiflung Unsicherheit, Schreckhaftigkeit und Scham. Letztere ist wohl eine der perfidesten Auswirkungen des Rassismus: Die Opfer schämen sich ihrer Haut und ihres Aussehens“ (ebd.: 104).³⁸ Aus der von Mecheril konzipierten umfangreichen Liste der subjektive Bedeutungen von Rassismuserfahrungen sollen hier ausschnittsweise vier Aspekte hervorgehoben werden:³⁹ Die Erfahrungen von Geringschätzung, Ohnmacht, nicht zugehörig zu sein, Minderwertigkeit. Folgende (idealtypische) Handlungstendenzen als Reaktionen auf das Aufwachsen in einem Erfahrungsklima von Rassismus arbeitet Mecheril heraus: 1. Rückzug aus der deutschen Öffentlichkeit; 2. sich ‚deutscher als die Deutschen‘ verhalten; mit diesem ‚überdeutschen‘ Verhalten in Sprache, Kleidung, Sitten und Karriere soll das Stigma des ausländischen Aussehens kompensiert werden; 3. sich antideutsch gegen alles Deutsche und die Deutschen wenden; 4. die eigene nicht deutsche Herkunftskultur betonen; 5. sich als Kosmopolit, d. h. als Mitglied einer transnationalen Weltkultur, verstehen; 6. sich als frei von jeglicher kulturellen Identität, Zugehörigkeit und Zwang ansehen (vgl. Mecheril, 1994: 62f.).

³⁸ Mecheril bezieht sich hier auf einen Vortrag von Thomas Teo, den dieser auf der 6. Tagung Friedenspsychologie 1993 in Berlin gehalten hat. In überarbeiteter Fassung ist er 1995 veröffentlicht worden. Unter reaktivem Rassismus versteht Teo „die Konstruktion eines Ensembles von ‚rassischen‘ Unterschieden und Bedeutungen durch die Opfer von rassistischen Konstruktionen und Gewaltakten, die Wertung dieser Unterschiede und Bedeutungen zugunsten der Opfer und zuungunsten der Täter, die Rassifizierung dieser Unterschiede und Bedeutungen (z. B. die ‚Schwarzen‘ sind qua ‚Schwarzsein‘ die besseren Menschen); die praktische Umsetzung dieser Konstruktionsprozesse zur Legitimierung, Anleitung oder Durchsetzung von Gewalt gegenüber ‚objektiven‘ Tätern oder anderen ‚Rassen‘“ (Teo, 1995: 29). Das Phänomen des reaktiven Rassismus hat bereits Memmi unter der Terminologie „*Rassismus des Unterdrückten selbst*“ (Memmi, 1992: 203; i. O. kursiv) analysiert: in unterschiedlichen Gesellschaften suchen Menschen andere Menschen einer niedrigeren gesellschaftlichen Rangstufe, denen sie sich als strahlende Herrscher entgegenstellen. Auch Hall betrachtet das Phänomen des reaktiven Rassismus, das er als „Rassismus der Subalternen“ (Hall, 2000b: 10) bezeichnet. Nach Hall ist Rassismus ein gesamtgesellschaftliches Problem und nicht nur dasjenige der herrschenden Klasse. Benachteiligte Menschengruppen, die als einer anderen ›Rasse‹ zugehörig definiert werden, machen die Erfahrung, dass sie von ihren ebenfalls benachteiligten Konkurrenten ausgeschlossen werden. Zum Rassismus innerhalb der dominierten Gruppe vgl. auch Hall (1994d: 135).

³⁹ Vollständige Liste bei Mecheril (1995: 104f.).

3 Hybride kulturelle Identität

3.1 Hybridität

3.1.1 Das ‚Unreine‘ als Gefahr und Bedrohung

Der Terminus ‚hybrid‘ ist kein Neologismus, sondern steht in etymologischer Verwandtschaft zum griechischen Wort ‚*hybris*‘.¹ Nach Ha (2005: 17f.) wurde *hybris* in den kulturphilosophischen Auseinandersetzungen der Hellenen benutzt, um das eigene menschliche Selbstbild und die (von den Göttern gesetzten) Grenzen des Menschseins zu thematisieren, sodass schließlich *hybris* als Synonym für Hochmut und Vermessenheit angesehen wurde. Das griechische *hybris* führte in der römischen Antike zur Bezeichnung ‚*hybrida*‘, mit der Halbgötter und Mischlingswesen gemeint waren. Sie stellten die bestehende göttliche Ordnung durch eine Regel- und Grenzüberschreitung infrage.² Obwohl antike Gelehrsamkeit im Mittelalter umfangreich rezipiert wurde, sind bemerkenswerterweise die Begriffe *hybris* und *hybrida* kaum in das abendländische Wissen aufgenommen worden. Stattdessen etablierte sich der des ‚Bastards‘ in mittelalterlichen Textcorpora. In Abkehr von der antiken Vorstellung der Hybris als einer Überschreitung göttlicher Ordnungsprinzipien verwies das Wort Bastard auf Regel- und Grenzverletzungen in einem durch hierarchische Abstufungen angelegten gesellschaftlichen Ordnungsgefüge. Als Bastard wurden zunächst Kinder bezeichnet, die ein Adelige mit einer sozial niedriger stehenden, also nicht standesgemäßen Frau zeugte – später alle unehelichen Kinder. Diese Kinder wurden stigmatisiert und ausgegrenzt. Im Zeitalter des Absolutismus verstärkte sich die Abwertung und Ausgrenzung der ‚Bastarde‘. Dazu trugen sowohl die Ideologie der Blutreinheit des Adels als auch die christliche Sexualmoral bei. Selbst in der Zeit der Aufklärung wurde dieses Sittengemälde tradiert. Zudem wurden uneheliche Kinder als gesellschaftlich dysfunktional und gefährlich bewertet. Auch die Philosophie widmete sich dem Thema. Kant (1977: 57) beispielsweise sah im Bastard eine heimtückische Gefahr, da er moralische und sittliche Werte unterminiere. In der Folgezeit wurden Bastarde als durch unsittliche soziale und kulturelle Vermischungen gekennzeichnete Personen betrachtet und waren zunehmend von Diskreditierung und Dämonisierung betroffen. Reinheit indes symbolisierte das positive Gegenbild: das Gute und Unschuldige ebenso wie die Sehnsucht nach Schönheit und Erhabenheit.

¹ Kluge (1989: 322f.) bezeichnet es als „frevelhafte Vermessenheit gegenüber den Göttern“.

² Antike Darstellungen zeigen diese Wesen „oft als furchterregende Dämonen und menschenähnliche Kreaturen“ (Ha, 2005: 18), die Angst und Bedrohung auslösten (Zentauren, Sirenen, Harpyien).

Eine semantisch andere Richtung schlug der Begriff Bastard mit dem im 16. Jahrhundert einsetzenden Kolonialismus ein. Bezeichnete er ursprünglich (wie bereits erwähnt) ein uneheliches Kind aus einer nicht standesgemäßen Verbindung, so wurde er im kolonialen Diskurs auch auf die Kinder von Kolonisatoren und einheimischen Frauen übertragen. Die Europäer waren von der Überlegenheit ihrer eigenen Zivilisation überzeugt und leiteten daraus die Legitimation und die Pflicht zur religiösen Missionierung ab. Als gefährlich erschien in diesem Kontext nicht vorrangig der ‚gute Wilde‘ (vgl. Ha, 2005: 25); er war durch christliche Missionierung, nötigenfalls auch durch gewaltsame Zivilisierung zu ‚erretten‘. Ein wesentliches Bedrohungspotenzial stellten dagegen die Bastarde oder – wie sie ebenfalls genannt wurden – ‚Mischlinge‘³ dar. Mit ihrer unreinen Hybridität, d. h. der physischen und kulturellen Ähnlichkeit zwischen Kolonisator und Kolonisiertem, untergruben sie die machtsstrukturierende Vorstellung einer eindeutigen ›Rassengrenze‹. Gerade ihre nur partielle Andersartigkeit konnte zu einer unerwünschten Verwechslung zwischen Eroberern und Erroberten führen. Um dieser Gefahr zu begegnen, wurde der ‚Mischling‘ pathologisiert. Unterstellt wurde ihm körperliche Anfälligkeit, verminderte Intelligenz, Kriminalität, psychische Defekte und – in Analogie zum Tierreich – Sterilität.⁴ Goetsch (1997: 135) referiert, dass die negative Besetzung des Begriffes Hybridität bis in den gegenwartsnahen kolonialen Diskurs⁵ hineinreicht. So beispielsweise bei Rudyard Kipling, der in seinem bekannten Indienroman „Kim“ (erstmalig erschienen 1901) vom „monstrous hybridism of East and West“ (Kipling, 1994: 222) sprach. Die elementare Dichotomie von eigener und fremder Identität sollte erhalten bleiben, und damit sollten Identitätsverlust und „raceless chaos“ (Young, 1995: 17) vermieden werden.

Mit dem 1859 erschienenen Werk des Naturforschers Charles Darwin „Über die Entstehung der Arten“ (Darwin, 1992) wurde der Begriff des Bastards in die Biologie und Botanik übertragen. Die bereits im kolonialen Kontext entwickelte Vorstellung vom unfruchtbaren Mischling wurde nachfolgend auch mit dem Terminus Bastard assoziiert (vgl. Arndt, 2004).

³ Vor dem Hintergrund von Rassentheorien etablierte die koloniale Benennungspraxis zahlreiche – negativ konnotierte – Neologismen, unter ihnen den Begriff Mischling (vgl. Arndt, 2004).

⁴ Die Tatsache, dass das aus zwei verschiedenen Arten entstandene Maultier steril ist, wurde im kolonialen Kontext auf den Menschen übertragen. Obwohl die Realität diese Annahme nicht bestätigte, blieb der Mythos Unfruchtbarkeit nach Ha (2005: 28) bis in das 20. Jahrhundert Bestandteil wissenschaftlicher und allgemeingeseellschaftlicher Diskurse. Als Reaktion auf die beobachtete Fruchtbarkeit der ‚Mischlinge‘ konstatiert Hein (2006: 54) dagegen eine Verschiebung der Unfruchtbarkeitsthese. Hybride Menschen waren demnach durchaus fertil, starben nach mehreren Generationen aber entweder aus oder kehrten zu dem jeweils ursprünglichen ›Rassentypus‹ zurück (vgl. dazu auch Aydin, 2003: 8).

⁵ Goetsch (1997: 135) bezeichnet den kolonialen Diskurs generalisierend als Versuch, „aus europäischer Perspektive den Kolonialismus zu rechtfertigen“. Dazu wurde u. a. auf Gegensatzpaare wie zivilisiert/unzivilisiert, christlich/heidnisch und rational/irrational zurückgegriffen. Zum kolonialen Diskurs, der Zerteilung der Welt in ‚zivilisierte Völker und Nationen‘ und ‚unzivilisierte Stämme‘ sowie den damit verbundenen Zuschreibungen vgl. auch Ziai (2004).

Der Botaniker Gregor Mendel hat mit seiner im Jahr 1866 erschienenen Arbeit „Versuche über Pflanzen – Hybriden“ (vgl. Mendel, 1983) ebenfalls zu dessen Bekanntheitsgrad beigetragen. Im Zuge seiner Verwissenschaftlichung wurde der Terminus als Synonym für Bastard verwendet. Vor dem Hintergrund der Mendel'schen Vererbungslehre wurde – abweichend vom bisherigen negativen Verständnis des Begriffes hybrid – davon ausgegangen, dass die Vermischung von Genen auch positiv sein könne und „die Kombination verschiedener Sorten ›hybride Lebenskraft‹ erzeuge“ (Nederveen Pieterse, 2005: 406; i. O. kursiv). Gleichwohl wurden in der Folge abwertende Zuschreibungen von ‚hybrid‘ in ihrer negativen biologischen Konnotation sukzessive auf „›Menschenrassen‹ und Kulturen“ (Ha, 2005: 30) übertragen. Der Philosoph Friedrich Nietzsche beispielsweise sah im Begriff hybrid eine Metapher für eine dunkle und unheilvolle Vermischung. Unter Bezugnahme auf antike Vorstellungen sah er das Hybride als etwas Katastrophales und dem Untergang Geweihtes an. Nur ein ‚Übermensch‘ könne (vgl. ebd.: 31) die Situation retten.⁶ Beeinflusst von den Schriften Nietzsches, lehnte der Österreicher Hugo von Hofmannsthal, bedeutendster Vertreter des deutschsprachigen Fin de siècle⁷, ebenfalls das Unreine ab.

Im Nationalsozialismus erfuhr die Figur des Hybriden als ‚Rassenbastard‘ eine unheilvolle Zuspitzung.⁸ Zentrale nationalsozialistische Zielvorstellungen waren der „›Schutz des Erbgutes‹ und ›der reingehaltenen Rassenzusammensetzung‹“ (Kühl, 1997: 121). Um diese wissenschaftlich abzusichern, griff die Politik gezielt auf eine rassistisch orientierte Eugenik und die anthropologische Rassenkunde als zwei sich ergänzende Konzepte zurück.⁹ Ziel eugenischer Rassenhygieniker war die ›Aufartung‹ bzw. Verbesserung einer nach ›rassischen‹ Grundsätzen bestimmten Gruppe. Ihre Auswahl orientierte sich an ›rassenkundlichen‹ Vorstellungen von der Überlegenheit der ›nordisch-arischen Rasse‹.

3.1.2 Das ‚Unreine‘ als postmoderne Bereicherung

In den vorangegangenen Ausführungen ist Hybridität fast ausschließlich mit negativen Konnotationen assoziiert worden, dort stand das ‚Unreine‘ für Gefahr und Bedrohung. Im Fol-

⁶ Dieser, vom Willen zur Macht getriebene Übermensch, zeichnet sich durch „Kraft für Schönheit, Tapferkeit, Kultur, Manier bis ins Geistigste“ (Nietzsche, 1954; zitiert nach Ha, 2005: 32) aus. Ha zufolge können Nietzsches ideengeschichtliche Auffassungen nicht durchgängig als ›rassentheoretisch‹ orientiert bezeichnet werden. Zur facettenreichen Widersprüchlichkeit in den Schriften Nietzsches vgl. Ha (2005: 32ff.).

⁷ Zum Fin de siècle vgl. Viering (1997: 602ff.).

⁸ Ausgehend von einer Ungleichheit und unterschiedlichen Wertigkeit von ›Rassen‹ sprach Hitler sich in „Mein Kampf“ gegen ihre Vermischung aus, da diese das Niveau der (höherwertigen) ›Rasse‹ senke. Hitler betonte den natürlichen Trieb zur ›Rassereinheit‹ und ging davon aus, dass Bastarde (bzw. Mischlinge) mit Unfruchtbarkeit gestraft seien. Aufgabe des Staates sei es, die Reinhaltung und Gesundung der Erbmasse des Volkes zu gewährleisten (vgl. Essner, 2002: 55ff.).

⁹ Einen informativen Einblick in die historische Entstehung und Einbettung von Eugenik und ›Rassenaufartung‹ liefert Kühl (1997: 20ff.).

genden sollen wissenschaftliche Disziplinen fokussiert werden, die eine positive Perspektive auf Hybridität entwickelt haben.

Goetsch (1997: 136) legt dar, dass eine erste Aufwertung des Begriffes Hybridität durch die postmoderne Diskussion eingeleitet wurde.¹⁰ Diese zeichnet sich dadurch aus, dass universell Gültigkeit beanspruchende Weltbilder ihre Legitimation verlieren. Aus kritischer Perspektive entlarvt postmodernes Wissen „Totalisierungen philosophischer, ökonomischer, technologischer Art“ (Welsch, 2002: 79) und wehrt damit den (unberechtigten) Anspruch auf Ausschließlichkeit ab, mit dem Partikulares zum vermeintlich Absoluten erklärt werden soll. An diese Stelle tritt, als allgemeine gesellschaftliche Grundverfassung, eine radikale Pluralität in Sinn- und Aktionsmustern (vgl. ebd.: 4ff.).¹¹ Mit der Konzeption des Rechts auf Verschiedenheit geht die Forderung einher, dass unterschiedliche Formen des Wissens, Lebens und Handelns gleichberechtigt nebeneinander stehen dürfen.

Vertraut mit der Postmoderne-Debatte, überträgt der amerikanische Architekt und Theoretiker Charles Jencks den Begriff ‚Postmoderne‘ 1975 auf die Architektur. Kritisch notiert er ihre bis dato vorherrschende einseitige Ausrichtung an elitären Kunstprinzipien und fordert eine erweiterte „Sprache der Architektur in verschiedene Richtungen – zum Bodenständigen, zur Überlieferung und zum kommerziellen Jargon der Straße“ (Jencks, 1994: 88). Ab Ende der 1970er-Jahre ist es üblich, diese „Doppelkodierung“ (ebd.) mit dem Terminus hybrid zu belegen. Mit ihm soll die bewusste Melange unterschiedlicher Stile, ihre Kollision und wechselseitige Geltungsrelativierung akzentuiert werden (vgl. Goetsch, 1997: 136). Ab ca. 1985 beziehen sich auch andere der Postmoderne verpflichtete wissenschaftliche Disziplinen auf den Begriff Hybridität. So erarbeitet der Kulturwissenschaftler Ihab Hassan, einer der Protagonisten der Postmoderne-Debatte, eine elf Positionen umfassende Merkmalsreihe der Postmoderne; zu dieser gehört auch der Begriff „*Hybridisierung*“ (Hassan, 1994: 52; i. O. kursiv). Hassan versteht ihn als eine Kategorie, in der sich ‚hohe‘ und ‚niedrige‘ Kultur mi-

¹⁰ Den Terminus Postmoderne versteht Welsch (1994: 2) nicht, wie das Präfix ‚post‘ vermuten lassen könnte, als eine der Moderne folgende Epoche. Zwar sei die Postmoderne von einigen Vorgaben der Moderne befreit, gleichwohl ihr aber weiterhin verpflichtet. Folglich könne die Postmoderne als „eine Erscheinungsform der Moderne“ (ebd.: 36) verstanden werden. Zum Terminus Postmoderne vgl. ausführlich Welsch (1994; 2002).

¹¹ „Die Postmoderne plädiert – auf Grund ihrer Erfahrung des Rechts auf Verschiedenheit und auf Grund ihrer Einsicht in den Mechanismus seiner Verkennung – offensiv für Vielfalt und tritt allen alten und neuen Hegemonie-Anmaßungen entschieden entgegen. Sie tritt für die Vielfalt heterogener Konzeptionen, Sprachspiele und Lebensformen nicht aus Nachlässigkeit und nicht im Sinn eines billigen Relativismus ein, sondern aus Gründen geschichtlicher Erfahrung und aus Motiven der Freiheit. Ihr philosophischer Impetus ist zugleich ein tief moralischer. Sie folgt der Einsicht, daß jeder Ausschließlichkeits-Anspruch nur der illegitimen Erhebung eines in Wahrheit Partikularen zum vermeintlich Absoluten entspringen kann. Daher ergreift sie für das Viele Partei und wendet sich gegen das Einzige, tritt Monopolen entgegen und decouvriert Übergriffe. Ihre Option gilt der Pluralität – von Lebensweisen und Handlungsformen, von Denktypen und Sozialkonzepten, von Orientierungssystemen und Minderheiten. Sie ist darin ersichtlich kritischen Geistes“ (Welsch, 2002: 5).

schen und Vergangenheit und Gegenwart eine vielfältige Verbindung eingehen können (vgl. ebd.).

Eine zweite Aufwertung erfährt der Terminus Hybridität durch die Rezeption des russischen Sprachphilosophen und Linguisten Mikhail Bakhtin (vgl. Goetsch, 1997: 137; Bachmann-Medick, 2009: 197). Im Kontext der von ihm seit den 1930er-Jahren entwickelten Theorie des Romans widmet sich Bakhtin ausführlich auch der Kategorie des Hybriden, verstanden als Gegenbegriff für das „Absolute, Reine, Puristische und auch das Zentralistische“ (Schneider, 1997: 20). Mit Hybridität beschreibt Bakhtin die Art und Weise, wie Sprache, selbst innerhalb eines einzelnen Satzes, zweistimmig sein kann. Da die divergierenden Meinungen oder Akzente dabei noch erkennbar sein müssen (vgl. Bakhtin, 2001: 304f.), kann Hybridität folglich nicht ohne Differenz gedacht werden (vgl. Nederveen Pietersee, 2005: 406; Hein, 2006: 56). Bedeutsam ist, dass für Bakhtin die Vorstellung einer allumfassend gültigen Form des Hybriden nicht existiert (vgl. dazu auch Schneider, 1997: 20), vielmehr ist die sprachliche Vermischung durch historische Rahmenbedingungen, soziale Differenzierungen oder andere Faktoren bestimmt (vgl. Bakhtin, 2001: 358). Bakhtin differenziert zwischen zwei Semantiken der Hybridität: einer organischen (unbewussten) und einer intendierten. Die organische Hybridität umfasst den historischen Prozess der Sprachentwicklung und -veränderung. Dieser ist durch Vermischung gekennzeichnet; bemerkenswerterweise wird sie vielfach jedoch nicht mehr wahrgenommen („the mixtur remains mute and opaque“; ebd.: 360), die Sprache folglich als organische, d. h. natürlich gewachsene Form erfahren. Auf der anderen Seite steht die intendierte Hybridität. Sie setzt die Kenntnis und bewusste Beherrschung heterogener Diskurse voraus, denn „Standpunkte werden hier nicht vermischt, sondern einander dialogisch konfrontiert“ (Bakhtin, 1979: 246). Bezug nehmend auf diesbezügliche Überlegungen Bakhtins, schlussfolgert Goetsch (1997: 137), dass intendierte Hybridität im Roman als literarisch-künstlerisches Verfahren mit der Intention eingesetzt wird, auf dialogische Widersprüche zwischen „verschiedenen soziokulturellen Systemen und Wertkonzeptionen“ zu verweisen. Die Bedeutung Bakhtins erklärt sich Goetsch zufolge nicht nur aus seinen romantheoretischen Überlegungen. Denn darüber hinaus spricht er gesellschaftspolitisch brisante Themen an, sodass Hybridisierung bei ihm „letztlich zu einem der Mittel [wird; E. B.-B.], die jene Heteroglossie in der Wirklichkeit veranschaulichen, die die monologische Sprache der Herrschenden bzw. der hegemonialen Kultur unterminiert“ (ebd.: 138).

Eine endgültige Aufwertung erfährt der Begriff Hybridität in den Postcolonial Studies (vgl. Bachmann-Medick, 2009: 197). Postcolonial Studies befassen sich „mit den Wirkungen

und Hinterlassenschaften von Kolonialismus auf Nationen, Gesellschaften und Kulturen vor und nach der Unabhängigkeit [...], was auch die entkolonialisierten Gesellschaften und die Gesellschaften der (Ex)-,Mutterländer‘ [sic!] mit einschließt“ (Lindner, 2011: 2). Eröffnet wird das Forschungsfeld 1978 mit Edward Saids Publikation „Orientalism“ (deutsch 1981); in ihr zeigt er den egozentrischen Blick des Westens auf den Orient auf und entlarvt ihn als einen „Stil der Herrschaft, Umstrukturierung und des Autoritätsbesitzes über den Orient“ (Said, 1981: 10). In der Folge greifen die in den USA bzw. Großbritannien tätigen Literatur- und Kulturwissenschaftler Homi Bhabha, Gayatri Chakravorty Spivak und Stuart Hall Überlegungen Saids auf und entwickeln das Konzept der Hybridität. Allgemein gesprochen sind in ihm kulturelle Phänomene von Überschneidung und Überlappung möglich, d. h., dass Hybridität die Fruchtbarkeit kultureller Verwobenheit erfasst und nicht mehr die kulturelle Reinheit fokussiert (vgl. Bachmann-Medick, 2009: 199f.). Das Konzept der Hybridität wird zunächst im Rahmen der Kolonisationsdiskurse verwendet. Gegenwärtig erfährt der Begriff insofern eine Bedeutungserweiterung, als er nicht mehr nur auf die koloniale Perspektive zurückgreift. Unter Bezugnahme auf Globalisierungs- und Migrationsphänomene hat sich insbesondere Stuart Hall ausführlich mit Fragen von Identität, kultureller Identität und Hybridität auseinandergesetzt. Sie umfassen zentrale Aspekte der vorliegenden Studie, auf seine Ausführungen greife ich im weiteren Verlauf daher zurück.

3.2 Subjektkonzeptionen im historisch-sozialen Wandel

Die Themen Identität und kulturelle Identität werden Stuart Hall zufolge seit dem späten 20. Jahrhundert kontrovers diskutiert. Alte Identitäten sind im Niedergang begriffen; strukturelle Wandlungsprozesse in gegenwärtigen Gesellschaften führen dazu, dass sie anderen, neu geformten Identitäten Platz machen müssen. Grundsätzlich sympathisiert Hall mit der Auffassung, dass moderne Identitäten in ihrer Subjektposition dezentriert, fragmentiert und zerstreut seien. Inwiefern auch die kulturelle Identität – sie umfasst Hall zufolge diejenigen Aspekte unserer Identität, „aus denen unsere ‚Zugehörigkeit‘ zu uns unterscheidenden ethnischen, ‚rassischen‘, sprachlichen, religiösen und vor allem nationalen Kulturen hervorgeht“ (Hall, 1994b: 180) – durch entsprechende Transformationsprozesse gekennzeichnet ist, wird weiter unten thematisiert (vgl. Abschnitt 3.4). Im Folgenden soll zunächst der historisch-soziale Wandel von Subjektpositionen beleuchtet werden.

Der strukturelle Wandel hat nach Hall dazu geführt, dass Individuen sich in ihrer Selbstwahrnehmung nicht mehr als einheitliches Subjekt verstehen müssen bzw. sogar können. Theoretisch wird dieser „Verlust einer stabilen Selbstwahrnehmung [...] seit einiger Zeit die

Zerstreuung (*dislocation*) oder De-Zentrierung des Subjekts genannt“ (ebd.: 181). Unter Rückgriff auf die Aussage Kobena Mercers „Identität wird nur in ihrer Krise zum Problem, wenn einiges von dem, was gesichert, kohärent und stabil erschien, durch die Erfahrung des Zweifels und der Unsicherheit verworfen wird“ (Mercer, 1990: 43; zitiert nach Hall, 1994b: 181), verweist Hall auf die kritischen Momente, die mit dem Verlust eines inneren Identitätskerns verbunden sind. Individuen finden sowohl in ihrer sozialen und kulturellen Umwelt als auch in ihrer eigenen Selbstwahrnehmung keine stabile und gesicherte Verankerung mehr. Diese zweifache Verschiebung bildet für das Individuum die Krise der Identität. Um ein Verständnis seiner Auffassung vom Subjekt, „dem sein ‚Wesen‘ und damit sein Zentrum genommen“ (Supik, 2005: 17) wurde, zu erreichen, werden nachfolgend die drei Definitionen der Identität von Hall nachgezeichnet.

Um sich seiner Dezentrierungsthese anzunähern, führt Hall – historisch geordnet – zunächst drei idealtypische Konzepte der Identität ein, die durch jeweils spezifische Subjekt-konstruktion gekennzeichnet sind: 1. das Subjekt der Aufklärung, 2. das soziologische Subjekt und 3. das postmoderne Subjekt. Während die Selbstwahrnehmung des Individuums in der Vormoderne durch die Einbindung in starre kulturelle und vor allem gottgegebene Bindungen bestimmt bzw. begrenzt ist, etabliert sich zwischen dem Renaissance-Humanismus und der Aufklärung sukzessive ein anderes Subjektverständnis: Das Individuum beginnt, sich durch eigene Handlungsfähigkeit, Vernunft und Bewusstsein wahrzunehmen und zu bestimmen. Mit dem Auftreten des „souveränen Individuums“ (Hall, 1994b: 188) in der Moderne ist die theoretische Annahme verbunden, dass das Individuum von Geburt an mit einem stabilen Kern des Ichs ausgestattet ist, um den herum es sich in der Folgezeit ohne Einwirkungen der Außenwelt entwickelt. Dieser wesentliche Mittelpunkt verkörpert die Identität der Person, die in ihrer individualistischen Konzeption sich selbst genügt. Das soziologische Subjekt ist durch weitreichende konzeptionelle Modifikationen gekennzeichnet. Im Zuge komplexer gesellschaftlicher Veränderungs- und Wandlungsprozesse wird die Auffassung korrigiert, der innere Kern des Individuums, d. h. sein identitäres Selbstverständnis, entwickle sich allein durch eigenes Wissen und Fähigkeiten. In das Zentrum der Betrachtungen rücken nun die Bedeutung und der Einfluss, den signifikante Andere auf die Identität des Subjekts haben. Zwar verfügt das Individuum immer noch über ein wirkliches Ich, aber dieser innere Kern wird nun „in einem kontinuierlichen Dialog mit den kulturellen Welten ‚außerhalb‘ und den Identitäten, die sie anbieten, gebildet und modifiziert“ (ebd.: 182). Als Klassiker dieser theoretischen Perspektive, die Identitätsbildung als Interaktion zwischen einem Ich und der Gesellschaft versteht, rekuriert Hall auf Mead, Cooley und die symboli-

schen Interaktionisten. Bedeutsam erscheint ihm, dass in dieser Identitätskonzeption der Graben zwischen dem Innen und Außen, dem mit sich selbst identischen Ich und der Gesellschaft überwunden wird, und eine Verzahnung von Subjekt und soziokultureller Struktur stattfindet. Ihr Gewinn kann in zweierlei Weise beobachtet werden: Sie stabilisiert sowohl das Subjekt als auch die kulturellen Außenwelten. Darüber hinaus macht sie beide Komponenten auf reziproke Weise „einheitlicher und vorhersehbarer“ (ebd.). Folgt man diesen Überlegungen, kann in Bezug auf das soziologische Subjekt konstatiert werden, dass es bei der Ausbildung seines inneren Identitätskerns auf die Stabilität der kulturellen Außenwelten angewiesen ist. Da diese Außenwelten gegenwärtig jedoch durch eklatante Umbruch- und Entstabilisierungsprozesse gekennzeichnet sind, ist auch das Individuum nicht mehr in der Lage, sich als Subjekt mit einer einheitlichen, kohärenten Identität zu verstehen. Vor diesem Hintergrund entsteht das postmoderne¹² Subjekt – so Halls Bezeichnung für die dritte Identitätsfigur. Diese, niemals eindeutige Identität, zeichnet sich – wie weiter vorne bereits eingeführt – durch die Komponenten ‚Zerstreuung‘ bzw. ‚De-Zentrierung‘ aus.¹³

Die Existenz und der Einfluss beträchtlich erweiterter Bedeutungssysteme und kultureller Repräsentationen eröffnet den identitären Möglichkeitsraum des Individuums sowohl in positiver als auch negativer Perspektive: Zum einen sind Identitätsbildungsprozesse variabler und offener geworden (Identität als ‚bewegliches Fest‘; vgl. ebd.), zum anderen wohnt ihnen freilich durch Widersprüchlichkeiten und Ungelöstheiten etwas Problematisches inne. Das Subjekt wird in seiner personalen Selbstwahrnehmung „mit einer verwirrenden Vielfalt möglicher Identitäten konfrontiert, von denen wir uns zumindest zeitweilig mit jeder identifizieren könnten“ (ebd.: 183). Die real existierende Ansicht, als Individuum über die gesamte Lebensspanne eine einheitliche Identität zu besitzen, weist Hall als illusionäre Vorstellung entschieden zurück. Sie stelle eine vom Individuum initiierte Konstruktion dar, die dem Zweck diene, sich selbst Trost zu spenden. Beeinflusst von den Sprechweisen des Feminismus und der Psychoanalyse (vgl. Hall, 1994a: 72) postuliert Hall ein neues Bewusstsein von individueller Identität. Dezidiert verwirft er die Vorstellung, dass Menschen im Grunde genommen bereits über ein eigentliches Selbst verfügten, dem sie in ihrer Entwicklung nur entgegenstreben müssten. Stattdessen versteht Hall Identität als eine Konstruktion, als einen Prozess, der niemals abgeschlossen ist, sondern sich in beständigen unbewussten Verläufen über die Lebensspanne immer wieder neu formiert. Um diesem Fließen der Identität gerecht

¹² Ungeachtet seiner ambivalenten Einstellung zum Terminus Postmoderne (vgl. Hall, 2000a: 52ff.) benutzt Hall ihn wiederholt. Zur Position Halls zum Begriff Postmoderne siehe ebd.

¹³ Die Destabilisierung der Identität bzw. die ‚De-Zentrierung des Subjekts‘ hat nach Hall ihren Ursprung in fünf Bereichen des spätmodernen Denkens im 20. Jahrhundert (vgl. dazu ausführlich Hall, 1994b: 193ff.).

zu werden, schlägt er vor, den Terminus Identität durch ‚Identifikationen‘ zu ersetzen. Dabei darf dieser Begriff nicht als ein substantiell festgehaltener Moment definiert werden, sondern als prozesshaftes Gebilde. Die Struktur der Identifikation ist durch Ambivalenzen bzw. Spaltungen konstruiert. Das Ich kann sich in dieser Sprechweise nicht mehr als ein vom Anderen vollständig getrenntes verstehen. Der Andere ist immer ein Teil von uns selbst, wie auch wir in den Blick des Anderen eingeschrieben sind (vgl. ebd.: 73).¹⁴ Vor diesem Hintergrund verweist Hall darauf, dass Identität nicht mehr in der Form zweier unterschiedlicher, voneinander getrennter Geschichten – „eine hier, die andere dort“ (ebd.) – erzählt werden kann. In einer zunehmend globalisierten Welt ist es erforderlich, dass beide miteinander kommunizieren, Differenz steht somit nicht im Widerspruch zur Identität sondern ist ihr eingeschrieben. Der Terminus Differenz nimmt für Hall eine zentrale Stellung in seiner Vorstellung von Identität ein. Den gebräuchlichen Sinn von Differenz im Verständnis von ‚verschieden sein‘ lehnt er ab. Unter Berufung auf Derridas Différance-Begriff favorisiert er eine Auffassung von Differenz in der Bedeutung von ‚aufschieben‘. Derridas Gedanken eines endlosen, ohne Unterbrechung stattfindenden Gleitens lehnt Hall allerdings ab. Sinn kann von Individuen nur dann produziert werden, wenn sie innehalten und die Kontinuität des Gleitens unterbrechen. In den Phasen der Interruption können Individuen positioniert sein, um zu sprechen (vgl. ebd.: 77f.).

3.3 Die Frage der kulturellen Identität

3.3.1 Zum Begriff Kultur

Der Kulturbegriff ist nach Straub durch eine hohe Komplexität gekennzeichnet, von ihm wurde und wird „in der Lebenswelt sowie in zahllosen, zum Beispiel wissenschaftlichen, politischen, ethischen und ästhetischen Diskursen“ (Straub, 2007: 7) gesprochen. Eine umfassende Würdigung und Aufarbeitung des Begriffes Kultur ist an dieser Stelle nicht zu leisten. Vor dem Hintergrund der später zu diskutierenden Perspektive der hybriden kulturellen Identität im Sinne von kultureller Vermischung und Verkettung soll der Terminus daher zu-

¹⁴ Diese doppelte Perspektive – d. h. die Notwendigkeit des Anderen für das eigene Ich, das Eingeschriebensein der Identität in den Blick des Anderen – illustriert Hall am Beispiel des in Martinique geborenen französischen Arztes und Gesellschaftskritikers Franz Fanon. Dieser erkennt seine eigenes Schwarz-Sein bzw. seine eigene Identität erst, als das weiße Kind zu seiner Mutter sagt: „Sieh nur Mama, ein schwarzer Mann“ (Fanon, 1980; zitiert nach Hall, 1994a: 73). Die kritische Macht des Gegenübers verdeutlicht Hall mit der Struktur des rassistischen Diskurses, der Individuen symbolisch zu vertreiben sucht, indem er sie an den Rand, d. h. „da drüben in die Dritte Welt“ (Hall, 1999: 93), setzt. Zu Fanon und seinem konkreten Wissen über Rassismus vgl. auch Terkessidis (2004: 174).

nächst in seiner traditionellen, teilweise bis heute wirksamen Auffassung von Kultur als einem monolithischen und kristallisierten Gebilde fokussiert werden.

Das Substantiv Kultur leitet sich etymologisch vom Verb *colere* (‚hegen, pflegen, bebauen‘) ab (vgl. ebd.: 11). Bis in die frühe Neuzeit ist das Wort Kultur ein Individualbegriff, der sich nur auf einzelne Tätigkeiten bezieht. Im ausgehenden 17. Jahrhundert wird es durch Samuel von Pufendorf (1632–1694) umgeformt. Kultur versteht er als Leistung von Individuen, mit denen diese gegenüber der Natur selbstverantwortlich ihre eigene, spezifisch menschliche Realität gestalten (vgl. Welsch, 2005: 315; Hejl, 2004: 357). Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erweitert Johann Gottfried Herder (1744–1803) den Kulturbegriff entscheidend: Über den Aspekt der materiellen Kultur hinaus integriert er in sein Verständnis von Kultur auch soziale und ideelle Gegebenheiten. Damit versieht Herder den Kulturbegriff bereits damals mit jener modernen und komplexen inhaltlichen Substanz, die „bis heute überaus einflussreich geblieben ist“ (Straub, 2007: 12; vgl. auch Welsch, 2005: 316). In Bezug auf den Kulturbegriff nimmt Herder eine entscheidende Verschiebung der Aufmerksamkeitsrichtung vor. In Abwendung von der bis dahin dominierenden Auffassung von Kultur, die persönlichkeitsorientiert lediglich Erziehung und Bildung umfasst, rückt er insbesondere die Komponenten ‚Geschichte‘ und ‚Kollektive‘ in den Fokus des Interesses (vgl. Straub, 2007: 12). Kultur umfasst für Herder¹⁵ folglich nicht nur ganz allgemein die menschliche Lebensweise, sondern ist auch als Lebensform von Völkern, Nationen und Gemeinschaften zu verstehen. Diese Lebensgestalt versteht Herder nicht als naturgegeben, sondern vielmehr als ein gedankliches Konstrukt, das von den Mitgliedern der Kultur sowohl real als auch emotional erlebt und erfahren wird (vgl. ebd.: 13). In Abgrenzung vom aufklärerischen Verständnis von Kultur und Geschichte, demzufolge versucht wird, die Entwicklung der Menschheit mit Europa als Maßstab „auf einen einzigen Nenner zu bringen“ (Welsch, 2005: 316), entwickelt Herder ein für seine Zeit fortschrittliches Kulturkonzept. Jedes nationale Kollektiv verfüge über eine individuelle, in einem historischen Prozess entstandene und damit auch veränderbare Kultur und unterscheidet sich durch sie von derjenigen anderer Völker: „jede Nation hat ihren *Mittelpunkt* der Glückseligkeit *in sich*, wie jede Kugel ihren Schwerpunkt!“ (Herder, 1967: 44; zitiert nach Welsch, 2010: 41; kursiv bei Welsch). Mit dem von Herder vorgelegten zeit- und raumbezogenen Kulturbegriff, der als „Ausdruck eines einheitlichen vergangenen oder gegenwärtigen Geschichtskörpers“ (Pflaum, 1967: 291; zitiert nach Hejl, 2004: 357) verstanden werden kann, war ein differenzierter Zugang zum

¹⁵ Herder verwendet die Begriffe ‚Kultur‘, ‚Volk‘ bzw. ‚Völker‘ und ‚Nationen‘ oft synonym. Für das einzelne Individuum spricht er von der jeweils besonderen Art des ‚Sehens, Deutens und Verstehens der Welt‘ (vgl. Straub, 2007: 13).

Phänomen Kultur möglich, denn die Lebensweisen in unterschiedlichen Nationen konnten nun deskribiert, analysiert und verglichen werden (vgl. ebd.).

Die Verschiedenheit der Kulturen führte Herder auf externe, die Individuen prägende Einflüsse zurück, zu diesen gehörten beispielsweise das Klima und die Geographie. Auch wenn Herder durchaus von einer befruchtenden Wirkung der Völker untereinander ausging (vgl. Straub, 2007: 13), lehnte er eine Vermischung von Kulturen ab. Er befürchtete den damit verbundenen Verlust nationaler Identität¹⁶:

„Die Natur hat Völker durch Sprache, Sitten, Gebräuche, oft durch Berge, Meere, Ströme und Wüsten getrennt. [...] Die Verschiedenheit der Sprachen, Sitten, Neigungen und Lebensweisen sollte ein Riegel gegen die anmaßende *Verkettung* der Völker, ein Damm gegen fremde Überschwemmungen werden; denn dem Haushalter der Welt war daran gelegen, daß zur Sicherheit des Ganzen jedes Volk und Geschlecht *sein* Gepräge, *seinen* Charakter erhielt. [...] Völker sollten nebeneinander, nicht durch- und übereinander drückend wohnen.“ (Herder, 1991: 687; i. O. kursiv)

Gegenwärtig steht das Wort Kultur hoch im Kurs und nimmt sowohl im öffentlichen Bewusstsein als auch in wissenschaftlichen, politischen, ethischen und ästhetischen Diskursen eine zentrale Stellung ein (vgl. Straub, 2007: 7f.). Der Facettenreichtum seiner praktischen und theoretischen Lesarten kann hier nicht referiert werden, zu unterschiedlich sind die (wissenschaftlichen) Zugangsweisen und Interpretationen. Gleichwohl sei darauf hingewiesen, dass sich, bei aller Komplexität, auch gegenwärtige Kulturbegriffe vielfach (wenn auch nicht immer dezidiert ausformuliert) noch an die Herder'sche Vorstellung von Kulturen als jeweils einheitlichen und voneinander separierten Gebilden anlehnen. Gemäß diesem Verständnis kann Kultur intern und extern bedeutungsvoll aufgeladen werden: Nach innen dient sie der „Identitätsbildung und Selbstaffirmation“ (Böhme, 1996: 61), nach außen, gegenüber anderen nationalen Kulturen, der Abgrenzung. Diese Demarkation findet allerdings nicht nur im Sinne eines ‚wertneutralen‘ Nebeneinanders der Kulturen statt, sondern auch als pejorativ besetztes Gegeneinander. In letzterem Verständnis werden Rivalitäten und Konflikte auf wesenhafte kulturelle Gegensätze zurückgeführt (vgl. Bachmann-Medick, 1999: 18).¹⁷ Zusammenfassend lässt sich mit Böhme konstatieren, dass eine derartige Auffassung von Kultur auf ein heute noch vielfach verfolgtes Konzept von Kultur hindeutet, das „nach innen integrativ, nach außen hin hierarchisch und ausgrenzend funktioniert“ (ebd.).

¹⁶ Den von Herder vertretenen Vorstellungen wohnte zu seiner Zeit durchaus ein emanzipatorischer Charakter inne. Mit seinem Konzept der autonomen Einzelkulturen wehrte er sich gegen ein Verständnis von Kultur und Geschichte, „das die Entwicklung der ganzen Menschheit auf einen einzigen Nenner zu bringen suchte – mit Europa als Maß“ (Welsch, 2005: 316).

¹⁷ Als Beispiel für die ‚natürliche‘ Festschreibung von Kulturen und die Voraussage eines weltumspannenden Kulturkrieges verweist Bachmann-Medick (1999: 18) auf Samuel P. Huntingtons Publikation „Clash of Civilization“.

Welsch weist darauf hin, dass die Verfasstheit heutiger, durch Globalisierung und Internationalisierung gekennzeichneter Kulturen nicht mehr dem Kugelmodell entspricht. Eine essenziellistische Kulturauffassung, beruhend auf den Elementen „soziale Homogenisierung, ethnische Fundierung und interkulturelle Abgrenzung“ (Welsch, 2005: 317), kann gegenwärtige Konstellationen aus mehreren Gründen nicht mehr angemessen beschreiben. Dazu gehört zum einen die Vielfalt an Lebensformen in modernen Gesellschaften,¹⁸ zum anderen der Umstand, dass – entgegen Herders Vorstellung – keine Deckungsgleichheit in Bezug auf „die sprachlich-kulturelle und die politisch-geographische Extension eines Volkes“ (ebd.: 318) besteht. Des Weiteren ist das Kugelmodell der Kultur durch eine deutliche Konzentration auf das Eigene und eine dezidierte Abwehr des Fremden charakterisiert,¹⁹ eine derartige separatistische Vorstellung erachtet Welsch als „normativ gefährlich“ (ebd.: 319). In einem alternativen Kulturkonzept, so seine Schlussfolgerung, müsse daher die globale Interdependenz, d. h. die dynamische, hochkomplexe Verbundenheit, Vernetzung und Verflochtenheit von Kulturen betont und aufgezeigt werden. Ähnlich argumentiert der Soziologe Jan Nederveen Pietersee; er lehnt die traditionelle Auffassung von Kultur – als ortsgebunden, organisch, einheitlich authentisch und nach innen gerichtet – ab. Stattdessen favorisiert er die globalen Dimensionen translokal, heterogen, Übersetzung und nach außen gerichtet. Im Vordergrund steht dabei die wechselseitige, fließende und sich gegenseitig durchdringende Beeinflussung der Kulturen. Die dabei neu entstehenden kulturellen Formen bezeichnet Nederveen Pietersee als hybrid (vgl. Nederveen Pietersee, 1998: 115f.).

3.3.2 Kulturelle Identität

Bräunlein/Lauser (1997) gehen davon aus, dass die ‚Erfindung der Nation‘ (vgl. Anderson, 1988)²⁰ Ende des 18. Jahrhunderts sowie die politische Umsetzung dieses europaweit fungierenden Ideenkonstruktes im 19. Jahrhundert die (wissenschaftliche) Einführung des neuen Identitätskonzept der ‚kulturellen Identität‘ begünstigt habe. In das Zentrum der Aufmerk-

¹⁸ Welsch unterscheidet hier zwischen einer vertikalen und einer horizontalen Ebene: Erstere bezieht sich auf spezifische Lebensformen in unterschiedlichen sozialen Milieus (Arbeitersiedlung, Villenviertel, Alternativszene), die Zweite umfasst Divergenzen in kulturellen Lebensmustern, die aus geschlechtsspezifischer Zugehörigkeit und sexueller Orientierung resultieren (vgl. Welsch, 2005: 317).

¹⁹ Als Beleg für seine These beruft sich Welsch auf Herder und zitiert ihn mit den folgenden Worten: „Alles was meiner Natur nach *gleichartig* ist, was in sie *assimiliert* werden kann, beneide ich, strebs an, mache mirs zu eigen; *darüber hinaus* hat mich die gütige Natur mit *Fühllosigkeit*, *Kälte* und *Blindheit* bewaffnet; sie kann gar *Verachtung* und *Ekel* werden“ (Herder, 1967; zitiert nach Welsch, 2005: 318; kursiv bei Welsch).

²⁰ Anderson (1988: 15ff.) definiert den Begriff Nation durch die Zuschreibung folgender Merkmale: Sie ist vorgestellt, begrenzt, souverän und stellt eine Gemeinschaft dar. Er verweist auf Johann Gottfried Herder; dessen Vorstellung einer unnachahmbaren nationalen Individualität („Denn *jedes* Volk ist Volk; es hat *seine* National Bildung wie *seine* Sprache“; Herder; zitiert nach Anderson, ebd.: 72; kursive Hervorhebungen bei Anderson) beeinflussten im 19. Jahrhundert in erheblichem Ausmaß europäische Konzeptionen des Nations-Seins.

samkeit rückte, wie weiter oben bereits angeführt, die Vorstellung einer gemeinsamen, nach außen abgeschlossenen Kultur. In dieser wird Identität als ein gegebenes Faktum verstanden, das anschließend durch kulturelle Praktiken repräsentiert wird. In diesem Sinne ist das Selbstverständnis von Kulturgemeinschaften oder Nationen von der Auffassung geprägt, dass sie mit jeweils spezifischen und umfassenden identitätsstiftenden Merkmalen ausgestattet sind. Zu diesen gehören beispielsweise die Sprache, Vorstellungen über ein gemeinsam geteiltes nationales Territorium, eine gemeinsame Geschichte, ethnische Zugehörigkeit und kulturelle Bräuche (vgl. Hall, 1994c: 27; Singer, 1997: 132, 134).

Neben der Betrachtung der kulturellen Identität als Merkmal von sozialen Gruppen (z. B. Nationen), kann der Begriff auch in für Einzelpersonen verwendet werden. Die Entwicklung der kulturellen Identität erfolgt bei Menschen durch das Hineinwachsens und Erlernens der sie umgebenden Kultur und bezieht sich auf die kulturellen Überlieferungen, wie sie in Werten, Normen und Symbolen einer Gesellschaft repräsentiert sind. Dieser Vorgang wird in der Kulturanthropologie als Enkulturation bezeichnet (vgl. Raithel/Dollinger/Hörmann, 2009: 59). Mit diesem Begriff sind sowohl bewusste als auch unbewusste Lernprozesse gemeint (vgl. Reinhold, 2000: 140), in deren Verlauf das Kind – zunächst in der Familie, später auch in anderen soziokulturellen Umfeldern – die für seine jeweilige Kultur charakteristische kulturelle Lebensform kennen lernt und Kompetenzen im Umgang mit kulturbezogenen Aufgaben erwirbt.²¹ Der sukzessive Erwerb identitätsstiftender kultureller Säulen stellt Individuen „einen stabilen, gleichbleibenden und dauerhaften Referenz- und Bedeutungsrahmen zur Verfügung“ (Hall, 1994c: 27). Er ermöglicht auf der einen Seite Orientierung im Handeln, auf der anderen vermittelt er Gefühle von Verbundenheit und Zugehörigkeit.

Unter Bezugnahme auf die bisherigen Ausführungen kann festgehalten werden, dass kulturelle Identität keine angeborene individuelle Eigenschaft darstellt, sondern erst durch die Bereitstellung eines Systems von nationalen kulturellen Repräsentationen ermöglicht wird. Zu diesen zählen, wie weiter oben bereits teilweise erwähnt, eine Reihe von gemeinsam geteilten kulturellen Eigenschaften wie Sprache, Religion, Traditionen und Gebräuche (vgl. Hall, 1994b: 207). Des Weiteren gehören dazu aber auch als symbolische Markierungen benutzte äußerliche Merkmale, die sich sowohl auf das Aussehen (Haar-, Haut- und Augenfarbe) als auch den Besitz bestimmter, für dieses Kollektiv als typisch geltende Objekte (z. B. Kleidung) beziehen (vgl. Singer, 1997: 134f.; Hein, 2006: 70). Für die hier interessierende

²¹ Auf einen weiteren Aspekt im Zusammenhang mit dem Phänomen der Enkulturation weisen Raithel/Dollinger/Hörmann hin. Ihnen zufolge zeichnet sich Enkulturation auch durch ein Erneuerungs- und Entwicklungspotenzial aus, bewirkt sie doch „die Aktivierung kultureller Produktivität und Kreativität, wie sie über das Nachschaffen hinaus zum Neuschaffen kultureller Gebilde erforderlich ist“ (Raithel/Dollinger/Hörmann, 2009: 59).

Personengruppe der ausländischen Adoptierten kann kulturelle Identität dann als prekär erlebt werden, wenn sie sich aufgrund ihrer Enkulturation selbst als zugehörig zu Deutschland empfinden, aus der Perspektive ihrer Interaktionspartner aufgrund physiognomischer Merkmale jedoch als ‚Fremde‘ konstruiert und letztlich ausgegrenzt werden. So erzählt meine in Bolivien geborene Interviewpartnerin Lena Steinmetz von entsprechenden, bereits in der Kindheit einsetzenden und sich später wiederholenden Erfahrungen des ‚physiognomischen Auffallens‘ (*»es is halt immer aufgefallen«*; 1/46). Wie problematisch diese Erlebnisse in Bezug auf Zugehörigkeitskonstruktionen sein können, welche Gefühle von Ohnmacht und in gewisser Weise auch Resignation damit verbunden sein können, verdeutlicht sie mit den Worten:

»Das is halt immer so dieser Punkt wo man merkt man gehört doch nich so ganz dazu weil ich bin ja eigentlich hier aufgewachsen ich bin ja eigentlich auch hier mehr oder weniger sag ich mal zu Hause wie alle andern auch so hab aber fall aber eigentlich schon von vornherein irgendwie auf« (2/4-2/8)

An dieser Stelle wird überdeutlich, dass kulturelle Identität für Individuen, die in einem ‚weißen‘ Umfeld durch ‚Andersheit‘ auffallen, nicht in einem Vakuum existiert. Stattdessen wird sie von der symbolischen Macht²² anderer beeinflusst, „jemanden oder etwas auf eine bestimmte Art und Weise zu repräsentieren“ (Hall, 2004a: 145). In ihrer Entstehung und weiteren Entfaltung bewegt sich kulturelle Identität folglich immer in einem umkämpften Bereich von Repräsentationen und Bedeutungen. Aus der Sicht der Mehrheitsgesellschaft entsprechen die in dieser Studie zu Wort kommenden ausländischen Adoptierten, auch wenn sie in die kulturellen Werte und Normen der deutschen Gesellschaft einsozialisiert worden sind, nicht den Vorstellungen von nationaler Kultur als ursprünglicher, reiner Einheit und können infolgedessen einer ablehnenden Haltung der Autochthonen ausgeliefert sein.²³

3.4 Globalisierung und kulturelle Identität

3.4.1 Homogenisierte und partikularistische Identitäten

Weltweit wirksame Globalisierungsprozesse haben widersprüchliche Effekte in Bezug auf Identitäten. Einerseits bewirken sie, so Singer (1997: 14), ein Aufweichen der national zent-

²² Der Begriff Macht sollte Stuart Hall zufolge nicht nur als ökonomische Ausbeutung oder physischer Zwang definiert werden. Er schlägt eine Begriffserweiterung vor; derzufolge sollte der Terminus Macht in einem „umfassenderen kulturellen oder symbolischen Sinne verstanden werden“ (Hall, 2004a: 145). Die Macht der Deutung ist ungleich verteilt. Der dominierenden Seite, den ‚Privilegierten‘, ermöglicht sie Aussagen darüber zu treffen, wer als kulturell zugehörig und anerkannt bestimmt wird; vgl. Peripherie 104 (2006: 411).

²³ Einen ähnlichen Sachverhalt konstatiert Sylvia Keim (2003) für junge, in Deutschland geborene oder bis zum elften Lebensjahr eingewanderte Personen mit Migrationshintergrund, die in Anlehnung an das Eingliederungsmodell von Esser (1980) als integriert bezeichnet werden können.

rierten kulturellen Identitäten, andererseits zeichnen sie sich durch die Tendenz aus, Traditionen zu stützen, das Recht auf Differenz einzufordern und an nationalen, ethnischen oder religiösen Zugehörigkeiten festzuhalten. Auch Hall (1994b: 217) konstatiert diese gegensätzliche Wirkung. Einige Identitäten akzeptieren, dass sie der Geschichte, der Politik, den Spielen der Repräsentation und der Differenz unterworfen sind und nie wieder einheitlich oder ‚rein‘ sein können; andere wiederum versuchen gerade diese verlorene Reinheit und Sicherheit vermittelnde Einheitlichkeit wieder herzustellen. Nohlen (2003: 189) interpretiert den seit den 1990er-Jahren in der Öffentlichkeit stark präsenten Begriff Globalisierung: Zunächst wurde er vorrangig unter dem ökonomischen Aspekt verwendet, um die zunehmende globale Verflechtung der Ökonomien und Finanzmärkte begrifflich auf den Punkt zu bringen. Mittlerweile bezeichnet er auch Entwicklungsprozesse, die sich auf die Bereiche Kommunikation, Produktion von Wissen und Gütern, aber auch auf Problemfelder, wie internationale Sicherheit, Kriege und Migration, beziehen. Für Stuart Hall (1994b: 208) umfasst Globalisierung universell wirkende Veränderungen. Sie beziehen sich auf die Auflösung nationaler Grenzen, die Integration von sozialen Gebilden und Organisationen in neuen Raum-Zeit-Verdichtungen und die zunehmende Vernetzung der Welt. Insbesondere der Raum-Zeit-Verdichtung kommt eine besondere Bedeutung zu. Sie bewirkt die Beschleunigung globaler Prozesse, in dem jene in ökonomischer, technologischer und politischer Ausrichtung verknüpft werden.²⁴ Weltweite intensive Beziehungen werden möglich und die Verkürzung von Kommunikationsdistanzen erlaubt das unmittelbare Erleben von Ereignissen an anderen Orten. Hall (ebd.: 209) betont, dass im Kontext der Globalisierung die klassische soziologische Idee von Gesellschaft als einem genau abgegrenzten System nicht mehr tragfähig sei. Sie müsse stattdessen durch eine Sichtweise ausgetauscht werden, die der Frage nachgehe, wie das soziale Leben über Raum und Zeit hinaus geordnet werde.

Dem mit der Globalisierung verbundenen Phänomen der Raum-Zeit-Verdichtung schreibt er unmittelbare Auswirkungen auf das Konzept der kulturellen Identität zu. Die erste mögliche Konsequenz besteht in der Erosion nationaler Identitäten und einer kulturellen Homogenisierung. Gekennzeichnet ist dieses Phänomen „durch die globale Vermarktung von Stilen, Räumen und Vorstellungen, durch internationale Reisen, global vernetzte Medienbilder und Kommunikationssysteme“ (ebd.: 212). Identitäten lösen sich in diesem gesellschaftlichen Transformationsprozess zunehmend von bedeutsamen Zeiten, Orten, Vergangenheiten und Traditionen und werden durch globale Identifikationen ersetzt. Diese Auffassung kritisiert

²⁴ Das Tempo des Globalisierungsprozesses hat sich nach Hall (1994b: 209) seit den 1970er-Jahren beschleunigt.

Hall aus mehreren Gründen als zu einseitig und einschränkend. 1. Neben dem Einfluss des Globalen gibt es ein wiedererwachtes Interesse am Lokalen, sodass von einer neuen Artikulation zwischen Lokalem und Globalem gesprochen werden kann. 2. Die Globalisierung ist sehr ungleich zwischen Regionen und unterschiedlichen Bevölkerungsschichten verteilt. 3. Sie erscheint eher als ein westliches Phänomen, da Identitätswechsel im Zentrum des globalen Systems stärker zunehmen als an seiner Peripherie. Eine zweite Folgeerscheinung der Raum-Zeit-Verdichtung in Bezug auf das Konzept der kulturellen Identität kann nach Hall die nachstehenden, sich teilweise überlappenden Aspekte umfassen: Partikularistische Identitäten formieren sich als Widerstand gegen die Globalisierung, reine Identitäten werden wiederbelebt, sie sind durch Kohärenz, Schließung und Tradition gekennzeichnet. Derartige Stärkungen nationaler Identitäten, die als Verteidigung gegen die Bedrohung durch andere Kulturen zu deuten sind, können beispielsweise in der Rückkehr des Nationalismus in Osteuropa und im Aufstieg des Fundamentalismus in den islamischen Staaten beobachtet werden (vgl. ebd.: 209ff.).

Jan Nederveen Pieterse (1999), der sich dem Thema Globalisierung und Kultur widmet, verwendet anstelle des von Hall benutzten Begriffes der kulturellen Homogenisierung den der kulturellen Konvergenz. Beispielhaft verweist Nederveen Pieterse auf die McDonaldisierungs-These von Ritzer; diese impliziert, dass die McDonaldisierung, ein unausweichlicher, überall auf der Welt stattfindender Prozess sei, der sich nicht nur auf die Gastronomie sondern auf alle gesellschaftlichen Bereiche auswirke.²⁵ Halls zweite begriffliche Umschreibung – Wiederbelebung reiner Identitäten als Kampf gegen Globalisierung – wird von Nederveen Pieterse mit dem Begriff des kulturellen Differenzialismus belegt. Unter Bezugnahme auf Samuel Huntingtons vielbesprochenes und kontrovers diskutiertes Werk „Kampf der Kulturen“ kennzeichnet Nederveen Pieterse den kulturellen Differenzialismus als eine Perspektive, die von Kulturen als tektonischen Platten ausgeht und „an deren Verwerfungslinien Konflikte, die nicht länger unter Ideologien subsumiert werden können, zunehmend wahrscheinlich werden“ (ebd.: 168).

3.4.2 Hybride kulturelle Identität

Ein dritter Aspekt, der sich Hall zufolge aus der Raum-Zeit-Verdichtung im Zeitalter der Globalisierung ergibt, nimmt für die vorliegende Studie eine zentrale Stellung ein. Für den

²⁵ Diese These von Ritzer wird von Nederveen Pieterse kritisiert. Die McDonaldisierung kann nicht als Wegbereiter einer weltweiten kulturellen Angleichung verstanden werden, im Gegenteil, sie fördert gerade Differenz und Vielfalt im Sinne einer globalen Lokalisierung. Globale Prinzipien werden zwar importiert, vor Ort jedoch – in einer globalisierenden Vielfalt – den lokalen Bedingungen angepasst (vgl. Nederveen Pieterse, 1999: 174ff.).

Bereich der kulturellen Landschaft vertritt Hall die Auffassung, dass Identitäten, die mit einer eindeutigen, stabilen Verortung in den Kategorien „Ethnizität, ‚Rasse‘ und Nationalität“ (Hall, 1994b: 180) einhergehen, im gegenwärtigen Migrationskontext nicht mehr haltbar sind. Stattdessen werden Identitäten gebildet, die Grenzen durchschneiden und starre Konzepte von Kultur durchbrechen:

„Überall entstehen kulturelle Identitäten, die nicht fixiert sind, sondern im Übergang zwischen verschiedenen Positionen schweben, die zur gleichen Zeit auf verschiedene Traditionen zurückgreifen und die das Resultat komplizierter Kreuzungen und kultureller Verbindungen sind, die in wachsendem Maße in einer globalisierten Welt üblich werden.“ (ebd.: 218)

Wie das voranstehende Zitat zeigt, kann nicht mehr von kultureller Identität als Einheit gesprochen werden. Mit dem Oszillieren zwischen herkömmlichen und neuen Standorten wohnt der – nun hybriden – kulturellen Identität eine Vielzahl von Möglichkeiten und neuen Positionen der Identifikation inne. Identitäten gestalten sich folglich „positionaler, politischer, pluraler und vielfältiger sowie weniger fixiert, einheitlich und transhistorisch“ (ebd.: 217).

Unter Berücksichtigung der Diasporaerfahrungen von Migranten, die sich sowohl gegen Versuche einer kulturellen Homogenisierung als auch einer Exklusion durch die Mehrheitsgesellschaft wehren, beschreibt Stuart Hall die identitären Verständnis- und Entwicklungsaufgaben dieser Personengruppe: Menschen, die nationale Grenzen überschreiten, also ihre Heimatländer verlassen (müssen), behalten trotzdem Bindungen an die Orte ihrer Herkunft und Tradition. Bewusst ist ihnen, dass sie nicht zur Vergangenheit zurückkehren können. Insofern müssen sie den Traum oder die Ambition aufgeben, die verlorene kulturelle Reinheit wiederzuerlangen. Migranten sind im Gegenteil angehalten, mit der neuen Kultur zurechtzukommen. Diese Aufgabe sollen sie freilich nicht durch ‚einfache‘ Assimilation, d. h. vollständige Aufgabe ihrer kulturellen Identität bewältigen. Stattdessen sollen sie „die Spuren besonderer Kulturen, Traditionen, Sprachen und Geschichten, durch die sie geprägt wurden“ (ebd.: 218) bewahren. Infolgedessen können die betreffenden Individuen – als Produkt „mehrerer ineinandergreifender Geschichten und Kulturen“ (ebd.) – nicht als einheitliche, kulturell reine verstanden werden. Mit der Zugehörigkeit zu mehreren Heimaten gehören sie zu den Kulturen der Hybridität. In Anlehnung an Homi Bhabha bezeichnet Hall diese Personen als Übersetzer. Als Produkte der neuen Diaspora zeichnen sich diese hybriden, über die Welt verstreuten Übersetzer durch folgende Charakteristika aus: „Sie mußten lernen, mindestens zwei Identitäten anzunehmen, zwei kulturelle Sprachen zu sprechen, um zwischen

ihnen zu übersetzen und zu vermitteln“ (ebd.). Diese in der Spätmoderne entstandenen hybriden Kulturen können eindeutig als neue, ständig anwachsende Typen der Identität angesehen werden.

Unter Bezugnahme auf Salman Rushdie und seinen Roman „Die satanischen Verse“ weist Hall (1994b) auf die Bereicherung hin, die eine hybride kulturelle Identität in der Spätmoderne darstellen könne: Hybridität sei eine Veränderung durch Mischung und eine Veränderung durch Vereinigung. Sie trage nicht zur Schwächung und Zerstörung der eigenen Kultur bei. Vielmehr entstünden neue und unerwartete Verbindungen zwischen Menschen, Kulturen und Ideen. Inwieweit Stuart Halls oben skizzierte These zur Identitätsentwicklung bei Migranten auf ausländische Adoptierte übertragbar ist, muss die Analyse des empirischen Materials aufzeigen.

4 Zur Forschungsperspektive Biographie¹

4.1 Rückblende: Die biographische Methode in den USA und Polen

Die Anfänge der soziologischen Biographieforschung werden in erster Linie mit der prominenten, zwischen 1918 und 1920 von William Isaac Thomas und Florian Znaniecki an der University of Chicago durchgeführten Migrationsstudie „The Polish Peasant in Europe and America“² verbunden (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 86; Kohli, 1981: 274; Alheit/Dausien, 2009: 288). Die Folgen des Ersten Weltkrieges und die prosperierende Wirtschaft im Nordosten der USA führten zu starken Immigrationenschüben, insbesondere nach Chicago. Die daraus entstehenden sozialen Spannungen bedrohten nachhaltig die ökonomische Stabilität dieser Wirtschaftsregion.³ Im Rahmen einer Vernetzung von sozialreformerischen Kräften der wirtschaftlichen Elite Chicagos und der dortigen Universitätsspitze – letztere erwartete von entsprechenden Forschungen einen Beitrag zur Lösung der sozialen Migrationsfolgeprobleme⁴ – griffen die Wissenschaftler Thomas und Znaniecki die sich rasch ändernde soziale Struktur mit ihren unvorhersehbaren Auswirkungen auf und nahmen sie zum Anlass, sich mit Einwanderern und Integrationsproblemen zu beschäftigen (vgl. Paul, 1987: 26f.; Fischer-Rosenthal, 1995a: 253f.; 1995c: 115). Da in Chicago zahlreiche Einwanderer aus Polen lebten, konzentrierte sich das besondere Interesse der beiden Forscher auf diesen Personenkreis. Die polnischen Immigranten, im Herkunftsland zuvor sicher in einem ländlich-bäuerlichen Milieu verwurzelt, wurden nach ihrer Ankunft in der Neuen Welt mit den chaotischen, sich rasch verändernden Lebensumständen der Großstadt Chicago konfrontiert. Um Gesetzmäßigkeiten der daraus resultierenden migrationsspezifischen Veränderungen und Schwierigkeiten theoretisch darlegen zu können, widmeten sich Thomas und Znaniecki in ihrer epochemachenden Polish-Peasant-Studie „der biographischen und milieubezogenen Neukonfiguration der Lebensverhältnisse“ (Kromrey, 2009: 59). Damit berührten sie bereits zu jener Zeit Problembereiche, die in der heutigen, globalisierten Welt von eminenter Bedeu-

¹ Der Terminus ‚Biographie‘ geht auf das spätgriechische Wort *biographía* in der Bedeutung von *bíos* (= Leben) und *gráphein* (= (be)schreiben) zurück; im Wortsinn bedeutet er ‚Lebensbeschreibung‘. Dausien zufolge verweist er „zugleich auf eine kulturelle Praxis des ‚Leben (Be-)Schreibens‘ und auf das beschriebene, gelebte Leben konkreter Individuen in spezifischen historisch-sozialen Kontexten“ (Dausien, 2010: 362). Alltags-sprachlich ist der Ausdruck ‚Biographie‘ weit verbreitet und wird – wenig trennscharf – teilweise auch mit den Begriffen ‚Memoiren‘ oder ‚Lebenslauf‘ gleichgesetzt (vgl. Alheit/Dausien, 1990: 405).

² Zu den Autoren der Studie und ihrem wissenschaftlichen Profil siehe Paul (1987: 27) und Fischer-Rosenthal (1995c: 116).

³ Amerikanische Sozialarbeiter konstatierten zwar den Verfall von (polnischen) Migrantenfamilien, konnten diesen aber mit den konventionellen Methoden der Sozialarbeit nicht eindämmen (vgl. Apitzsch, 1999: 472).

⁴ Ein hintergründiges Forschungsmotiv ist nach Peter Alheit und Bettina Dausien evident: „Es geht um die soziale Integration fremder Lebensstile, um wirksame Instrumente sozialer Kontrolle“ (Alheit/Dausien, 1990: 414).

tung sind. Zu ihnen gehören sowohl Fragen nach dem Verlauf von Eingliederungsprozessen im Ankunftsland und dem Umgang mit den kulturellen Wurzeln als auch die Auseinandersetzung mit ethnischer Identität und ethnischen Subkulturen (vgl. Keller, 2009: 35, auch Apitzsch, 1999: 472).

In einer methodologischen Anmerkung zu Beginn ihrer Studie⁵ umreißen Thomas und Znaniecki die von ihnen gewählte handlungsorientierte Zugangsweise, sie zeichnet sich durch zwei bemerkenswerte methodologische Innovationen aus. Während qualitative Dokumente in der empirischen Sozialforschung bis dato eine eher randständige Position einnahmen – allenfalls wurden sie zu Beginn einer Untersuchung eingesetzt oder dienten der illustrierenden Ausschmückung statistischer Daten – erfahren sie in dem Konzept von Thomas/Znaniecki eine beachtliche Aufwertung. Das erhobene empirische Material wird ausgewertet und interpretiert und erst auf dem Wege dieses forschenden Umgangs mit den Quellen erfolgt die Generierung von Hypothesen und theoretischen Konzepten (vgl. Lamnek, 1995: 331f.). Als weitere Neuerung binden die beiden Wissenschaftler in ihre Studie einen spezifisch biographischen Blickwinkel ein, „bei dem der individuelle und subjektive Faktor bei der Betrachtung sozialer Phänomene betont“ (ebd.: 331) wird.

Thomas und Znaniecki weisen darauf hin, dass die bis dahin vorherrschenden statistischen Methoden ungeeignet seien, die in Chicago auftretenden Integrationsprobleme zu erklären. Den etablierten akademischen Verfahren werfen sie allgemeine Spekulation und Oberflächlichkeit vor (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 88). Vor dem Hintergrund sozialstruktureller Veränderungen sei „ein objektivistisches Verständnis von den Kausalbeziehungen im sozialen Leben“ (ebd.: 91) obsolet. Menschen lebten mittlerweile nicht mehr in stabilen, ihnen nur bedingt individuelle Entscheidungen abverlangenden Ordnungen, sondern in modernen Gesellschaften. In diesen seien die Subjekte als Handlungsträger gefordert, eigene Initiative zu ergreifen und individuelle Entscheidungen zu fällen. Das persönliche Element ist für Thomas und Znaniecki „ein konstruktiver Faktor von allem sozialen Geschehen“ (Thomas/Znaniecki, 1958, II, 1834; zitiert nach Fuchs-Heinritz, 2000: 88), folglich könne soziale Wirklichkeit bzw. sozialer Wandel nur erklärt werden, wenn man die Interdependenz zwischen Individuum und Gesellschaft berücksichtige. Mit ihrer innovativen Auffassung entwerfen die beiden Forscher für die (zukünftigen) Sozialwissenschaften eine theoretische Perspektive, die „ausdrücklich objektive *und* subjektive Elemente des sozialen Lebens“

⁵ Allgemein werden Thomas' und Znanieckis Forschungsziele von Jan Szczepanski wie folgt charakterisiert: Sie „wollten feststellen, wie sich die Formen der Familie, der Nachbarschaftsgruppen, die Eigenarten ihres Verhaltens, die Systeme der Lebensgewohnheiten und Sitten der Bauern, die aus Polen nach den Vereinigten Staaten emigrierten, unter dem Einfluß dieser Wanderung veränderten“ (Szczepanski, 1967: 551f.).

(ebd.: 91; i. O. kursiv) umfasst. Erst mit der Einbeziehung realer menschlicher Erfahrungen, mithin der persönlichen Sicht von Individuen auf ihre eigene Lebensführung, könne erklärt werden, warum Menschen auf objektive Phänomene unterschiedlich reagierten.⁶

Um die ‚objektiven‘ und ‚subjektiven‘ Wirkfaktoren zu entschlüsseln, die sich ihnen in der fremden sozialen Lebenswelt des ‚brodelnden Laboratoriums Chicago‘ (vgl. Keller, 2009: 25) darbieten, greifen Thomas und Znaniecki auf bereits vorhandenes Material von ‚gewöhnlichen‘ Menschen zurück (vgl. Adamski, 1981: 31). Eigene Daten, etwa in Form von Befragungen und Beobachtungen, erzeugen sie im Verlauf ihres Forschungsprozesses (mit einer Ausnahme) hingegen nicht. Zu den Dokumenten, auf die die beiden Autoren zurückgreifen, zählen alltägliche Materialien wie Familienbriefe polnischer Emigranten, Dokumente von (gemeinnützigen) Organisationen (Emigrationsbüro, Zeitungen, Kirchengemeinden, karitativen Einrichtungen, Gerichte) sowie Tagebuchaufzeichnungen. Gegen finanzielle Vergütung beauftragen Thomas und Znaniecki außerdem einen arbeitslosen polnischen Immigranten mit der Abfassung seiner Lebensgeschichte. Mit Hilfe dieser (einen) Autobiographie und der weiteren Materialien ist es den beiden Wissenschaftlern möglich, „einen tiefen Einblick in die subjektive Erfahrung sozialen Wandels“ (Sackmann, 2007: 9) zu erhalten.⁷ Allerdings bleibt anzumerken, dass die Polish Peasant-Studie bereits gegen Ende der 1930er-Jahre in Bezug auf ihre Durchsetzung und Realisierung auf Widerspruch stößt. So wird – beispielsweise von Blumer (1939) und Allport (1942) – kritisiert, die theoretischen Konzepte seien nicht, wie von Thomas/Znaniecki konzeptuell eingefordert, erst aus dem empirischen Material emergiert. Stattdessen, so die Mutmaßung, seien sie bereits vorab und auf der Basis anderer Informationsquellen zustande gekommen (vgl. dazu insgesamt Lamnek, 1995: 335; Fuchs-Heinritz, 2000: 98). Ca. 50 Jahre später beanstandet auch Kohli den Umgang der beiden Forscher mit den empirischen Unterlagen, da sie nicht darlegen, nach welchen Kriterien das umfangreiche Material selektiert und in die Publikation aufgenommen worden ist (vgl. Kohli, 1981: 278).

⁶ Dieser Ansatz ist später als ‚Thomas-Theorem‘ – „Wenn die Menschen Situationen als real definieren, so sind auch ihre Folgen real“ (Keller, 2009: 31) – bekannt geworden (vgl. dazu auch Paul, 1987: 29; Fuchs-Heinritz, 2000: 91).

⁷ Thomas und Znaniecki waren davon überzeugt, dass derartige Unterlagen ihnen den perfekten Rahmen für ihre wissenschaftliche Forschung böten: „Wir sind uns sicher, wenn wir sagen, daß persönliche Lebensbeschreibungen, wenn sie so vollständig wie möglich sind, die vollkommenste Art soziologischer Arbeitsmaterials darstellen und daß, wenn die Sozialwissenschaft auch auf anderes Material zurückgreifen muß, dies nur aus der praktisch bedingten Schwierigkeit resultiert, zu einem gegebenen Zeitpunkt eine genügende Anzahl derartiger Lebensbeschreibungen zu erhalten, die den ganzen Bereich soziologischer Probleme abdecken, sowie daraus, den enormen Aufwand an Arbeit zu leisten, der für eine adäquate Analyse all dieser persönlichen Aufzeichnungen nötig ist, wenn man das Leben einer sozialen Gruppe darstellen will. Wenn wir gezwungen sind, Massenphänomene als Material zu benutzen oder irgendeine andere Art von Ereignissen ohne Bezug zu den Lebensgeschichten der daran beteiligten Individuen, so ist das kein Vorteil sondern ein Mangel unserer gegenwärtigen soziologischen Methode“ (Thomas/Znaniecki, 1958 II: 1846f.; zitiert nach Adamski, 1981: 33).

Die Migrationsstudie von Thomas und Znaniecki motiviert die am Chicagoer Department of Sociology tätigen Wissenschaftler zu weiteren biographisch orientierten Studien. Dabei wird die Palette der zu Forschungszwecken erhobenen Daten um teilnehmende Beobachtungen, Interviews und Selbstzeugnisse erweitert (vgl. dazu Fuchs-Heinritz, 1998: 3f.). Die persistierenden Migrationsfolgeprobleme bewirken, dass die ‚Chicago School‘ sich vorrangig mit den Themenkreisen Immigration, Prostitution, Suizid, Kriminalität und familiäre Desorganisation befasst (vgl. Alheit, 1990a: 95f.).

Neben der klassischen Studie „The Polish Peasant in Europe and America“ gelten als weitere frühe Glanzleistungen der biographischen Methode zwei in der Kriminologie angesiedelte Arbeiten von Clifford R. Shaw, die zu Beginn der 1930er-Jahre publiziert werden. Sie unterscheiden sich von der Untersuchung über die polnischen Einwanderer durch einen bedeutsamen Aspekt: „ihnen gelingt eine methodisch klarere Beziehung zwischen autobiographischem Zeugnis und anderen Forschungsdaten, als dies der Studie über den polnischen Bauern möglich war“ (Fuchs-Heinritz, 2000: 94). Die zuerst 1930 erschienene und 1966 wieder aufgelegte Untersuchung „The Jack-Roller: A Delinquent Boy’s Own Story“ ist als Einzelfallstudie konzipiert und befasst sich mit einem jugendlichen Straftäter, der im Buch Stanley genannt wird (vgl. ebd.).⁸ Shaw begleitet den delinquenten Stanley über mehrere Jahre und ist daher in der Lage, Verhalten, Verhaltensprobleme sowie den sozialen Hintergrund des Probanden intensiv zu analysieren. Mit seinem Forschungsbeitrag „The Jack-Roller“ verbindet Shaw insbesondere die Absicht, den Verdienst der *Own Story* – gemeint ist die Erzählung der eigenen Lebensgeschichte durch die Untersuchungsperson – für das Studium und die Behandlung straffälliger Jugendlicher zu demonstrieren. Neben der selbsterzählten Lebensgeschichte fließt in die Fallstudie weiteres umfangreiches Material ein, wie z. B. die Geschichte der Familie des Probanden, medizinische, psychiatrische und psychologische Untersuchungsergebnisse sowie offizielle Stellungnahmen über Vorstrafen. Diese ergänzenden Dokumente tragen wesentlich dazu bei, die Analyse der *Own Story* auf eine fundierte und überprüfbare wissenschaftliche Basis zu stellen, denn ohne dieses Zusatzmaterial könnten Interpretationen von Lebensgeschichten „in dieser oder jener Weise fraglich“ (Shaw, 1966: 2; zitiert nach Fuchs-Heinritz, 2000: 95) sein.

Vor dem Hintergrund eines ökonomischen Wiedererstarkens und der sich komplementär entwickelnden Parsons’schen Theorie des Strukturfunktionalismus wird die Wissenschaftlichkeit soziobiographischer Forschung in den USA in den 1930er-Jahren zunehmend ange-

⁸ Der ‚Jack-Roller‘ Untersuchung nahezu identisch angelegt ist auch Shaws zweite, 1931 erscheinende Studie „The natural history of a delinquent career“ über einen kriminellen Jugendlichen namens Sydney (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 94).

zweifelt (vgl. Adamski, 1981: 36; Alheit, 1990a: 96; Fuchs-Heinritz, 2000: 97). Als Hauptkritiker des biographischen Paradigmas tritt die quantitative, einem statistischen Denken verhaftete Sozialforschung auf. Der biographischen Methode wirft sie subjektive Verzerrung vor und erklärt „alle Auswertungs- und Schlussverfahren, die nicht dem statistischen Kalkül folgen, für unwissenschaftlich oder degradiert sie zur explorativen Vorstufe einer eigentlichen (nämlich quantitativen) Untersuchung“ (Fuchs-Heinritz, 2010: 86). Da die Befürworter der qualitativen Methode dieser Kritik nur verhalten begegnen und ihre wissenschaftliche Herangehensweise zudem nicht durch methodische Standards und explizite Validierungsstrategien abgesichert ist (vgl. Kelle, 1997: 35), verschwindet die biographische Forschung in den 1940er-Jahren aus der amerikanischen Soziologie.

Eine konträre Entwicklung nimmt die biographische Methode in Polen. Maßgeblich initiiert durch den 1920 in das Land zurückgekehrten Florian Znaniecki erlebt die soziobiographische Forschung einen Aufschwung. Znaniecki gründet in Posen ein soziologisches Institut und schreibt 1921 einen Memoirenwettbewerb aus. Dieser richtet sich an Arbeiter, die, angespornt durch Geldpreise und Auszeichnungen, ihre Autobiographie gemäß spezifischen Richtlinien verfassen sollen. Der Aufruf ist fruchtbringend und zeigt sich in den weit mehr als hundert teilweise sehr ausführlichen Textbeiträgen, die eingereicht werden. Mit seinen Ausschreibungen begründet Znaniecki eine neue methodische Variante der biographischen Forschung, von Kohli als „biographische Bewegung“ (Kohli, 1981: 273) bezeichnet; sie etabliert sich aufgrund ihres durchschlagenden Erfolges bis heute fest in der polnischen Soziologie.⁹ In den Folgejahren organisieren Znanieckis Schüler Chalasinski und Krzywicki sowie die Leiter anderer Institute zahlreiche Wettbewerbe auch in anderen sozialen Gruppierungen (Frauen, Arbeitslose, Bewohner Posens, junge Landbewohner), sodass schließlich eine stattliche Memoirensammlung vorliegt. Im Gegensatz zu den sozialpathologisch ausgerichteten Forschungen in den Vereinigten Staaten steht in Polen freilich das Interesse an normalen und durchschnittlichen Menschen (vgl. Adamski, 1981: 43) im Vordergrund. Da der überwiegende Teil der Studien nur nationale Phänomene Polens berührt, sie zudem fast ausschließlich in polnischer Sprache publiziert werden, finden diese Untersuchungen bei Soziologen in westlichen Ländern wenig Resonanz (vgl. Adamski, 1981: 36ff.; Paul, 1987: 29f.; Fuchs-Heinritz, 2010: 86).

⁹ Zur weiteren Entwicklung der Memoirenwettbewerbe in Polen vgl. Adamski (1981: 36ff.) und Paul (1987: 29f.).

4.2 Biographische Methode und Biographieforschung im deutschsprachigen Raum

4.2.1 Frühe Ansätze

In Deutschland liegen zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchaus beachtenswerte biographische Materialien vor. Dazu zählen insbesondere die von dem Theologen und Sozialdemokraten Paul Göhre ab 1903 herausgegebenen Arbeiterbiographien, sie waren jedoch „nicht primär wissenschaftlich motiviert“ (Alheit, 1990a: 98). Den Selbstzeugnissen aus der Arbeiterschaft wird im Bürgertum Beachtung geschenkt – vorrangig freilich, wie Alheit/Dausien (2009: 295) kritisch anmerken, nicht aus politischer Solidarität sondern vor dem Hintergrund sozialromantischer Ambitionen. Die damalige deutsche Soziologie reagiert auf die Arbeiterbiographien ausgesprochen reserviert und kritisch. Sie beanstandet zum einen, dass das literarische Schreiben von Autobiographien nicht der Klassenlage und Lebensauffassung von Arbeitern entsprechen würde und zum anderen, dass die vorliegenden lebensgeschichtlichen Erzählungen insgesamt nicht repräsentativ seien (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 106f.). Auch die Arbeiten der US-amerikanischen ‚Chicago School‘ finden in der deutschen Soziologie keinen Widerhall, sie ist an makrotheoretischen Problemen interessiert.

Eine Blüte erlebt die biographische Methode in den 1920er- und 30er-Jahren in der Pädagogik und der Psychologie. Der Psychoanalytiker und Pädagoge Siegfried Bernfeld greift für seine biographieorientierte Jugendforschung auf Tagebuchaufzeichnungen Adoleszenter zurück, und die beiden Forscher Dehn und Dinse analysieren Aufsätze Jugendlicher. An der Hamburger Universität stützen sich Clara und William Stern bei der Ausarbeitung einer Psychologie des Kindes- und Jugendalters auf qualitatives Material (vgl. Krüger/von Wensierski, 1995: 187; Krüger/Deppe, 2010: 62). Charlotte Bühler, am psychologischen Institut der Universität Wien tätig, bedient sich in ihren Forschungen ebenfalls der biographischen Methode. Im Anschluss an Studien zur Kleinkinder- und Jugendpsychologie widmet sie sich in ihrem bekannten Werk „Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem“ dem Lebenslauf als Ganzem. Bühlers besonderes Interesse gilt dabei der „Analyse einzelner Handlungen im Gesamtrahmen der Lebensspanne und vor allem eine[r] Ausweitung der Entwicklungspsychologie auf die gesamte Lebensspanne“ (Rosenthal, 2001: 269).

In der Zeit des Nationalsozialismus spielt die biographische Methode keine Rolle. Dieser Umstand ist zum einen darauf zurückzuführen, dass viele Sozialwissenschaftler von den Nationalsozialisten vertrieben werden, zum anderen widerspricht das biographische Denken der nationalsozialistischen ›Rasse‹- und Vererbungsideologie (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 108).

In den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg hat es im deutschsprachigen Wissenschaftsraum nur marginale Ansätze biographisch orientierter Forschungstätigkeit gegeben,¹⁰ ihr wurde „allenfalls der Status eines ergänzenden Beitrags zur Materialgewinnung, Hypothesenfindung und eines methodischen Hilfsinstruments zugebilligt“ (Kröll, 2000: 68).

4.2.2 Die (Wieder-)Entdeckung im späten 20. Jahrhundert

Vor dem Hintergrund sozialstruktureller Veränderungen nimmt in den 1970er-Jahren in der Bundesrepublik Deutschland das Interesse an biographischen Themen und biographischer Forschungstätigkeit wieder deutlich zu.¹¹ Zeitgleich lässt sich eine ähnliche Entwicklung auch in anderen Ländern beobachten, dazu zählen Frankreich, England, Italien, Kanada, die Schweiz und Polen (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 114).

Gemäß Ulrich Beck sind für den „>Gestaltwandel< [...] im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft“ (Beck, 1986: 205) ab den 1950er-Jahren einsetzende Individualisierungsprozesse verantwortlich. Diese führen dazu, dass der Mensch sein Leben selbst in die Hand nehmen, es individuell entsprechend seinen Wünschen, Zielen, Orientierungen und Fähigkeiten gestalten muss. Der Lebensweg ist für den Einzelnen nicht mehr weitgehend vorgezeichnet, stattdessen muss er seine Biographie selbstreflexiv herstellen: „sozial vorgegebene Biographie wird in selbst hergestellte und herzustellende transformiert und zwar so, daß der einzelne selbst zum ‚Gestalter seines eigenen Lebens‘ wird“ (Beck, 1983: 58).¹²

Neben der Individualisierungsdebatte trägt – ähnlich wie in der Ära Thomas' und Znanieckis – auch ein „*tendenzielles Unbehagen*“ (Alheit, 1990a: 112; i. O. kursiv) gegenüber dem standardisierten Regelwerk einer statistisch-empirischen Sozialforschung zur Renaissance der biographischen Methode bei. Das formalisierte Frage-Antwort-Spiel dieser Methodenlehre erregt Missfallen, denn es schaffe, so lautet die Kritik, eine künstliche Interviewsituation jenseits von echten, alltäglichen Kommunikations- und Umgangsformen. Ein anderer

¹⁰ Dazu gehören in den 1950er-Jahren Arbeiten, die unter Leitung des Entwicklungspsychologen Hans Thomae verfasst werden, zu Beginn der 1960er-Jahre eine Veröffentlichung von Günter Clauser zur medizinischen Biographik sowie eine von Jürgen Henningsen vorgelegte methodologische Erörterung zu Autobiographie und Erziehungswissenschaft (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 109f.).

¹¹ Zu den wissenschaftlichen Disziplinen, in denen die biographische Methode nun Anwendung findet, zählen neben der Soziologie auch die Altersforschung, Erziehungswissenschaft, Psychologie, Literaturwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Volkskunde, Ethnologie, Kriminologie und die Theologie (vgl. Nittel, 1991: 10; Krüger/von Wensierski, 1995: 184).

¹² Werner Fuchs spricht in diesem Zusammenhang von einer „*Biographisierung der Lebensführung*“ (Fuchs, 1983: 366; i. O. kursiv). Darunter versteht er, dass Lebenswege von Menschen nicht mehr gradlinig verlaufen, sondern durch Unterbrechungen, Krisen und Wendungen gekennzeichnet sind. Zudem finden reflexive Überlegungen zur eigenen Biographie nicht erst am Lebensende, sondern bereits zu einem früheren Zeitpunkt und wiederholt statt.

Vorbehalt bezieht sich auf die Ausblendung einer zeitlichen Dimension, d. h. das Verständnis dafür, dass nahezu jede Beurteilung einer aktuellen Situation durch frühere Erfahrungen beeinflusst ist (vgl. ebd.).

Den ersten Anstoß für die Hinwendung zur biographischen Methode gibt die Industriesoziologie. Sie ist in ihren Analysen bis zu diesem Zeitpunkt einseitig auf das ‚Arbeiterbewusstsein‘ fokussiert; nun erweitert sie in Beiträgen und empirischen Studien von Osterland (1973; 1978), Bahrtdt (1975)¹³ und Deppe (1987) das Forschungsinteresse auf den Untersuchungsgegenstand ‚Arbeiterleben‘. Mit ihrem soziobiographischen Ansatz kann sowohl die Bedeutung subjektiven Handelns in jeglichen Bereichen des Arbeiterlebens als auch die Entstehung subjektiver Handlungsdispositionen erforscht werden (vgl. Kohli, 1981: 288; Alheit, 1990a: 100; Fuchs-Heinritz, 2000: 15). Ebenso wie die Industriesoziologie bedient sich die Frauenforschung relativ zeitig biographischer Ansätze. „Weibliche Biographien“, so lautete der Titel einer 1982 erschienenen Tagungsdokumentation, in der im Rahmen zahlreicher Beiträge eine kritische Auseinandersetzung mit dem von René Levy (1977) propagierten Konzept der weiblichen Normalbiographie erfolgt (vgl. Mayring/Faltermaier/Ulich, 1987: 267f.; Alheit/Dausien, 1990: 415; Siebers, 1996: 20).

Des Weiteren tragen auch die Vertreter einer phänomenologisch ausgerichteten interpretativen Soziologie in den 1970er-Jahren zur Verbreitung des biographischen Ansatzes bei. Sie stellen neue Instrumente zur Datenerhebung und -gewinnung zur Verfügung, die den empirischen Zugang zu biographischen Erzählungen ermöglichen – zu nennen ist hier vor allem Fritz Schützes Methode des narrativen Interviews aber auch die von Schütze mit dem Linguisten Werner Kallmeyer rezipierte Konversationsanalyse (vgl. Alheit, 1990a: 100f.; Knoblauch, 2003: 584).¹⁴

Ähnlich wie die ‚Chicago School‘ in den 1920er-Jahren in Amerika konzentriert sich die neu einsetzende deutsche Biographieforschung in der Auswahl ihrer Forschungsthemen zunächst auf klassische gesellschaftliche Problemlagen. Im Fokus stehen dabei Untersuchungen zu marginalen Gruppen, beispielsweise Drogenabhängigen oder jugendlichen Straftätern (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 118f.). In den vergangenen drei Jahrzehnten hat sich das Unter-

¹³ Bahrtdt betont die zentrale Bedeutung, die (im Kontrast zu schriftlichen Ausführungen) bei Arbeitern das alltägliche Erzählen von erlebten Begebenheiten für die Reflexion und Aktualisierung von Identität einnimmt. In Abgrenzung von der quantitativen, nur zu Momentaufnahmen fähigen empirischen Sozialforschung, fordert er, das spezifische Potenzial der Arbeiter für die Forschung zu nutzen. Die soziologische Forschung solle erkennen, „wie fruchtbar es auch für die Wissenschaft ist, sich von Angehörigen sozialer Schichten, die in schriftlicher Äußerung ungeübt sind, sich die Geschichte ihres Lebens mündlich erzählen zu lassen“ (Bahrtdt, 1975: 18).

¹⁴ Als technische Innovation trägt das Tonband ebenfalls dazu bei, die biographische Methode zu etablieren. Mit ihm ist es möglich, lebensgeschichtliche Erinnerungen zu konservieren und einer Interpretation zuzuführen (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 118).

suchungsspektrum der sozialen Phänomene jedoch außerordentlich erweitert;¹⁵ dies kann als Beleg für das mittlerweile erreichte Maß an Selbstbewusstsein und Normalität der Biographieforschung gelten (vgl. Fuchs-Heinritz, 2010: 96).¹⁶

Die vorangegangenen Ausführungen verdeutlichen, dass die biographische Forschung seit den 1970er-Jahren durch theoretische Erörterungen und Bemühungen in unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen einen wesentlichen Innovationsschub erhalten hat. Von daher erscheint es plausibel, dass der begrenzte, nur auf das methodisch-instrumentelle Potenzial verweisende Begriff ‚biographische Methode‘ durch den umfassenderen Terminus ‚Biographieforschung‘ abgelöst wird. In diesem nunmehr selbstständigen Ansatz¹⁷ ist nicht das Individuum Gegenstand der Forschungen, sondern – darauf weisen Fischer/Kohli explizit hin – „das soziale Konstrukt ‚Biographie‘“ (Fischer/Kohli, 1987: 26). Als soziale Tatsache hat es sich im Verlauf von Modernisierungsprozessen als gesellschaftliche Institution zu einem für Individuen im Alltag wirksamen Organisationsprinzip sozialer Erfahrungen entwickelt (vgl. Dausien, 2002: 78).

Als Denkmodell, das der Biographieforschung zugrunde liegt, wird das interpretative Paradigma angesehen. Dieser Begriff wird – ebenso wie sein Gegenbegriff des normativen Paradigmas – zu Beginn der 1970er-Jahre von Thomas P. Wilson in die soziologische Debatte eingeführt. Wilson zufolge beziehen sich beide Paradigmen auf das zentrale soziologische Thema ‚Handeln‘¹⁸, sie unterscheiden sich jedoch fundamental in den theoretischen Verankerungen und ihrem Verständnis von Interaktion (vgl. Wilson, 1973: 54ff.). Das interpretative Paradigma ist im symbolischen Interaktionismus und der Ethnomethodologie beheimatet (vgl. Hoffmann-Riem, 1994: 26). Grundlegend ist es durch die Position geprägt, dass alle

¹⁵ Studien wurden beispielsweise zu folgenden Themenkreisen durchgeführt: schulische Sozialisation, Bildungsverläufe und -erfahrungen, Erziehungserfahrungen aus mehrgenerationaler Perspektive, Nationalsozialismus, Krankheitsverläufe, Berufsbiographie und Gesundheitsverläufe sowie Perspektiven von Mädchen und Lebenswege von Frauen (vgl. ausführlich Fuchs-Heinritz, 2010: 95).

¹⁶ Im Jahr 2005 erweitern sich die Fachrichtungen, die der biographischen Methode verpflichtet sind, um die folgenden Disziplinen: Medizin- und Gesundheitswissenschaften, Schul- und Bildungsforschung, Sozialarbeitswissenschaft, Geschlechter- und Migrationsforschung (vgl. Dausien et al., 2005: 7). Zuvor hat bereits Theodor Schulze zu den an Biographie interessierten Wissenschaften und ihren Interessenschwerpunkten eine detaillierte Darstellung vorgelegt; vgl. Schulze (1996: 17).

¹⁷ Die Eigenständigkeit des Arbeitsfeldes Biographieforschung dokumentiert auch seine wissenschaftliche Institutionalisierung; so wird 1986 die Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DSG) gegründet, im gleichen Jahr initiieren Fuchs/Kohli/Schütze die Buchreihe „Biographie und Gesellschaft“ und 1988 erfolgt mit der Zeitschrift „BIOS“ die Herausgabe einer eigenen Publikation (vgl. Siebers, 1996: 25). Zur wissenschaftlichen Etablierung der Biographieforschung vgl. auch Dausien (2002: 77).

¹⁸ Handeln definiert Wilson als „das für den Handelnden bedeutungs- und sinnvolle ‚Verhalten‘ (Wilson, 1973: 55). Zum Begriff ‚Handlung‘ führt er weiter aus: „Es gibt keine voneinander isolierten Handlungen; vielmehr sind Handlungen aufeinander bezogen, insofern der eine Handelnde auf den anderen ‚antwortet‘ und zugleich die Handlungen des anderen antizipiert, und dies gilt auch, wenn in situativer Einsamkeit gehandelt wird. So ist jede einzelne und besondere Handlung ein Teil eines Prozesses der Interaktion, in den verschiedene Handelnde einbezogen sind, die jeweils auf die Handlungen der anderen antworten“ (ebd.).

Interaktionen Handelnder einem interpretativen Prozess unterworfen sind; in ihm beziehen sich die Akteure aufeinander durch „sinngabende Deutungen dessen, was der andere tut oder tun könnte“ (Matthes, 1976: 201). Soziale Wirklichkeit wird entsprechend dieser Denktradition über Bedeutungszuschreibungen, mithin subjektiv konstruiert. Gesellschaftliche Zusammenhänge sind damit nicht „objektiv vorgegebene und deduktiv erklärbare soziale Tatbestände, sondern Resultat eines interpretationsgeleiteten Interaktionsprozesses zwischen Gesellschaftsmitgliedern“ (Lamnek, 2005: 34). Mit dieser soziologischen Perspektive ist der „methodologische Leitfaden“ (Hoffmann-Riem, 1994: 26) für qualitative Sozialforschung gegeben. Das normative Paradigma ist mit den theoretischen Überlegungen des Funktionalismus sowie der System- und Verhaltenstheorie verbunden (vgl. Hill/Peuckert/Scherr, 2010: 299). Im Gegensatz zum interpretativen Paradigma geht das normative davon aus, dass ein Wissen über die Bedeutung von bestimmten Worten, Gesten oder Handlungen als objektive Wirklichkeit bereits vorhanden ist, es muss nicht erst in einem interpretativen Prozess erschlossen werden. Pointiert formuliert Lamneck in Bezug auf diese Maxime: Das normative Paradigma „konstituiert quantitativ-standardisierende Forschung und unterstellt eine außerhalb der Interpretationen existierende objektive Realität“ (Lamnek, 2005: 35).

4.3 Theoretisches Erkenntnismodell Biographie: Zur Verknüpfung von Subjekt und Struktur

In Abgrenzung von einem Wissenschaftsverständnis, das durch die Auffassung einer einseitigen Kausalitätsbeziehung im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft geprägt ist, fordern Alheit/Dausien bereits Anfang der 1980er-Jahre die Implementierung eines umfassenden Konzepts Biographie. Als integratives Erklärungsmodell sei es in der Lage, die bisher vorherrschende Eindimensionalität zu überwinden und die vielschichtige Interdependenz zwischen Individuum und Gesellschaft zu berücksichtigen (vgl. Alheit/Dausien, 1983: 6ff.; Alheit/Dausien, 1985: 45). Auch in ihren späteren Veröffentlichungen¹⁹ weisen sie darauf hin, dass ihr Biographie-Konzept immer die Doppelperspektive von Subjekt und Struktur umfasse. So konstatiert beispielsweise Dausien (1996: 14): „In diesem Ansatz gibt es keine saubere Trennung von ‚innen‘ und ‚außen‘. Subjekte entwickeln ihre Biographie nicht ‚frei‘, sondern in bestimmten gesellschaftlich-historischen Grenzen“, und Alheit zufolge ist „Bio-

¹⁹ Vgl. etwa Alheit (1995, 1996); Dausien (1996); Alheit/Dausien (1990).

graphie [...] ganz konkret Gesellschaftlichkeit und Subjektivität in einem“ (Alheit, 1993: 390).²⁰

Alheit versteht, metaphorisch gesprochen, unter Struktur die soziale Hülle des Individuums. Sie erfasst ein notwendiges Ablaufprogramm, das durch gesellschaftlich vorgegebene Rahmenbedingungen bzw. ‚Muster‘ die moderne Lebensführung bestimmt (vgl. ebd.: 389). Neben Struktur stellt im Konzept Biographie das Subjekt die weitere zentrale Komponente dar, sie umfasst die psychische Perspektive des Individuums und zeichnet sich aus durch „eine ganz spezifische und intime Binnensicht [...], die als Synthese einer einzigartigen Erfahrungsaufschichtung“ (ebd.) verstanden werden kann. An anderer Stelle legt Alheit eine erweiterte, leicht modifizierte Auffassung seines Verständnisses von Biographie vor. In ihr sieht er keine triviale Abfolge kontingenter Lebensereignisse, vielmehr eine weitgehend vorgegebene Struktur, die individuell aktualisiert werden muss. Die dazu gehörenden Aspekte sind Verzeitlichung und Chronologisierung: „Biographien verlaufen in bestimmten Phasen; und diese Phasen folgen im wesentlichen dem chronologischen Lebensalter. Sie begründen eine Art Orientierungsmuster, das als ›Normalbiographie‹ bezeichnet werden kann“ (ebd.: 348).²¹

Fortdauernde Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse haben allerdings dazu geführt, dass die traditionellen Lebensentwürfe durcheinandergeraten sind, und sich gegenwärtige Lebensläufe somit problematischer gestalten. Einen Widerhall finden diese Veränderungen zum einen in einer auffälligen Verschiebung von Lebenszeitbudgets. So nimmt das Jugendalter, bisher gekennzeichnet durch begrenzte Time-out-Phasen infolge teilweise unangemessen verlängerter Moratorienzeiten immer mehr Raum ein. Die Altersphase (Zeit des Ruhestandes) dehnt sich aus, und die Signifikanz der „*Kindrolle*“ (ebd.: 345, i. O. kursiv) nimmt zu – damit ist die Zeit gemeint, die ein Mensch als Kind noch lebender Eltern verbringt. Zum anderen kann als weiteres auffälliges Phänomen die Destrukturierung der Nor-

²⁰ Auch gegenwärtig betonen Biographieforscher (mehr oder minder explizit), dass das Konzept Biographie durch ein dialektisches Verhältnis von Individuellem und Gesellschaftlichem geprägt sei. Vgl. dazu den Sammelband von Völter et al. (2005).

²¹ Das von Martin Kohli vorgelegte Konzept der Normalbiographie ist um das Erwerbssystem herum organisiert. Es zeichnet sich durch die Dreiteilung in Vorbereitungsphase auf den Arbeitsmarkt (Kindheit und Jugend), Erwerbsphase (aktives Erwachsenenleben) und Ruhephase (Alter) aus (vgl. Kohli, 1986: 184). Mit Recht kritisiert Dausien, dass Kohlis Konzept allenfalls für Männer empirische Gültigkeit besitze. Lebensverläufe von Frauen konstituieren sich dagegen auf eine andere Art und Weise. Sie zeichnen sich durch „Zweidimensionalität“ (Dausien, 1996: 56) aus, in ihnen sind Erwerbsleben und häusliche Reproduktionstätigkeiten auf vielschichtige Weise miteinander verwoben. Dieser Umstand führe dazu, dass weibliche Biographien durch Brüche, Diskontinuitäten und Ambivalenzen gekennzeichnet seien. Auch Alheit weist darauf hin, dass Lebenslaufmuster von Frauen anders verlaufen als die von Männern: „Sie werden durch widersprüchliche Anforderungsstrukturen in Beruf, Bildung und Familie systematisch ‚gestört‘“ (Alheit, 2003: 10). Zu diskontinuierlichen, von normalbiographischen Vorstellungen abweichenden Erwerbsverläufen bei Frauen vgl. auch Brose/Hildenbrand (1988: 19) und Peuckert (2008: 244ff.).

malbiographie beobachtet werden. Die im Sinne Kohlis gegliederte Abfolge des Erwerbslebens in Vorbereitungs-, Aktivitäts- und Ruhephase besitzt im Grunde keine Gültigkeit mehr.²² Phasenübergänge haben sich vervielfacht, und Statuspassagen sind risikoreicher geworden. Der Zeitabschnitt aktiver Erwerbstätigkeit verläuft nicht mehr geradlinig, sondern ist durch wiederkehrende berufliche Vorbereitungs- und Weiterbildungsprozesse gekennzeichnet. Wie bereits angeführt wurde, unterscheiden sich männliche und weibliche Biographien in zentralen Aspekten (vgl. dazu Fußnote 21). Nimmt man nun die bereits skizzierte normalbiographische Destrukturierung mit ihren spezifischen Auswirkungen noch einmal in den Blick, so kann mit Alheit von einer partiellen ‚Feminisierung des Lebenslaufregimes‘ gesprochen werden (vgl. ebd.: 346).

Für Menschen scheint es also problematischer geworden zu sein, ihr „Leben zu leben“ (Alheit, 1990a: 203). Die Organisation des sozialen Lebens wird dem Einzelnen mehr denn je selbst zugemutet. Individuen sind folglich zu vermehrter Selbstreflexivität und Selbstregulation in Bezug auf das eigene Leben gezwungen (vgl. Alheit, 2003: 9). Somit kann davon ausgegangen werden, dass die Biographie selbst „zum Lernfeld“ (Alheit, 1990a: 203) geworden ist. Im Rahmen dieses Lernens ist es für das Individuum unumgänglich, sein bisheriges ‚biographisches Wissen‘²³ zu ‚modernisieren‘. Um diesen Vorgang ermöglichen zu können, bedarf es einer speziellen, von ihm als ‚Biographizität‘ bezeichneten Kompetenz: *„die Fähigkeit, moderne Wissensbestände an biographische Sinnressourcen anzuschließen und sich mit diesem Wissen neu zu assoziieren“* (ebd.: 234; i. O. kursiv).

Maßgeblich für das Verständnis des von Alheit/Dausien vorgelegten Konzepts Biographie ist die Annahme einer Dialektik zwischen Individuum und Gesellschaft; in ihr reflektiert Biographie einen „konkreten historischen, sozialen und leiblich-lebendigen Ausdruck“ (Alheit/Dausien, 1990: 405).²⁴ Vor dem Hintergrund dieser Auffassung definieren sie Biographie allgemein als

²² Auch wenn empirisch ein Aufweichen konventioneller Lebensmuster konstatiert werden kann, verliert das Leitbild eines planbaren, linearen und ungebrochenen Lebenslaufs nicht zwangsläufig an Relevanz. Im Gegenteil, in gesellschaftlichen Umbruchphasen kann es geradezu an Anziehungskraft gewinnen: „Die Hinweise auf die schwindende reale Gültigkeit des Typus der Normalbiographie implizieren ja noch keineswegs notwendig, daß deren normative Bedeutung ebenso in Frage gestellt ist. Das normative Modell kann trotz – oder vielleicht sogar wegen – sozialstruktureller Umbrüche Gültigkeit behalten, ja sogar noch aufgewertet werden“ (Brose/Hildenbrand, 1988: 18). Auch Alheit weist darauf hin, dass Menschen eine Ordnungsvorstellung darüber haben (müssen), wie ihr Leben verlaufen sollte, dass der Normallebenslauf – trotz der Erfahrung von Abweichung und Destandardisierung – seine orientierende Funktion folglich nicht vollständig verloren hat (vgl. Alheit, 1990b: 14f.).

²³ Damit ist dasjenige Wissen gemeint, das Individuen bisher geprägt hat und das im Zuge vorangegangener Traditionsbildungen entstanden ist (vgl. Alheit, 1990a: 234, auch Alheit/Dausien, 1985: 51).

²⁴ Alheit und Dausien grenzen den Terminus Biographie vom soziologischen Begriff Lebenslauf ab. Letzterer umfasst äußere Strukturmomente, Fragen der gesellschaftlichen Konstitution und die Abfolge von Statuspassagen (vgl. Alheit/Dausien, 1990: 405; Dausien, 1996: 13). Gleichwohl besitzt die Perspektive ‚Lebenslauf‘ für

„individuelle Lebensgeschichte [...], die den äußeren Lebensablauf, seine historischen und gesellschaftlichen Bedingungen und Ereignisse einerseits und die innere psychische Entwicklung des Subjekts andererseits in ihrer wechselseitigen Verwobenheit darstellt.“ (Ebd.)

Wie das vorstehende Zitat verdeutlicht, gehen beide von einer doppelten Perspektive auf Biographie aus. Damit erfolgt eine Abgrenzung von alltagsweltlichen und wissenschaftlichen Positionen, in denen Biographie als Geschichte einer individuellen Erfahrung oder als eine Art ‚innerer Wahrheit‘ verstanden wird (vgl. dazu von Felden, 2003: 77; Völter et al., 2005: 5).

Mit ihren Beiträgen zur Geschlechterforschung hat Bettina Dausien (vgl. beispielsweise Dausien, 1996; 1999; 2010) eigenständig einen Teilaspekt biographischer Forschung beleuchtet. Auf der Grundlage der Verknüpfung von Subjekt und Struktur hat sie sich mit prägnanten Merkmalen zur Biographie positioniert. Ihre Kernaussage mündet in der Auffassung, dass Individuen nicht einfach eine Biographie ‚haben‘, sondern sie herstellen.²⁵

„Eine Biographie wird [...] hergestellt, durch abstrakte und konkrete gesellschaftliche Vor-Bilder, durch Erwartungen aus dem sozialen Nahbereich und institutionalisierte Erwartungsfahrpläne, die sozial und kulturell erheblich variieren; durch strukturelle ‚Weichenstellungen‘, die sich als konkrete materielle, rechtliche und soziale Restriktionen des individuellen Handlungsspielraums rekonstruieren lassen; schließlich durch die reflexive Leistung der Subjekte selbst, ohne deren biographische Arbeit weder soziales Handeln denkbar wäre, noch soziale Strukturen reproduziert werden könnten.“ (Dausien, 1999: 238)

Die Äußerungen Dausiens können dahingehend gelesen werden, dass Menschen ihre Biographie in einer Wechselbeziehung von äußeren gesellschaftlich-kulturellen Einflüssen sowie eigenständigen reflexiven Anstrengungen gestalten, Biographie folglich als ein Produkt sozialer Konstruktionsprozesse verstanden werden kann. Die gesellschaftlichen Determinanten, die sich in ihrer Verbindlichkeit unterscheiden, umfassen Erwartungen und Regeln aus sozialen, kulturellen und institutionalisierten Kontexten. Beschränkungen in individuellen Handlungsoptionen ergeben sich durch gesellschaftlich vorgegebene ‚Fahrtrichtungen‘. Die weitere zentrale Komponente bei der Herstellung von Biographie beinhaltet die menschliche

qualitativ-empirische Biographieanalysen durchaus Relevanz, berührt sie in individuellen Biographien doch „Aspekte gesellschaftlicher Vorstrukturierung und kultureller Präskription“ (Dausien, 2010: 364). Kenntnisse über gesellschafts- und generationsspezifische Lebenslaufmuster bei Frauen und Männern können die Analyse lebensgeschichtlicher Erzählungen bereichern und erweitern. Sie erlauben es, „die sozialen *Möglichkeitsräume* für individuelle Lebensentwürfe und deren Realisierung in den Blick zu nehmen“ (ebd.; i. O. kursiv).

²⁵ Alheit betont beim ‚Herstellungsaspekt‘ von Biographie insbesondere auch den gesellschaftlichen Zwang, dem Individuen unterliegen: Wir sind „*gesellschaftlich* gezwungen, individuell und einzigartig zu sein. Das ist die Voraussetzung, mit der wir leben müssen. Die äußeren – historischen und sozialen – Bedingungen nötigen uns zur biographischen Reflexivität“ (Alheit, 2006: 4; i. O. kursiv).

Fähigkeit zur (kritischen) Reflexion als Grundlage für biographische Arbeit²⁶, soziales Handeln und die Reproduktion von Struktur.

Um das Phänomen Biographie noch ausdrücklicher zu artikulieren, soll nachfolgend auf weitere Überlegungen Alheits eingegangen werden. Neben dem bereits erwähnten Strukturaspekt des Biographischen ist die Emergenzdimension, „das Eigensinnige, Individuelle im biographischen Prozeß“ (Alheit, 1990b: 20), zu beachten.²⁷ Sie umschreibt die vielfältigen Handlungsalternativen eines Individuums, die ungeachtet sozialer Strukturvorgaben und anderer objektiver Beschränkungen vorhanden sind, und die ihm das Gefühl vermitteln, autonomer Gestalter seiner eigenen Biographie zu sein.²⁸ Diese Empfindung persönlicher Autonomie ist aus mehreren Gründen durchaus problematisch. So sind Menschen nicht vor Schicksalsschlägen wie beispielsweise Krankheit oder Tod eines nahe stehenden Menschen gefeit. Einen zweiten Grund für unsichere Planungsautonomie sieht Alheit in biographischen, nur begrenzt beeinflussbaren Prozessstrukturen (vgl. dazu ausführlich Alheit, 1992a: 25, 28f.). Weitere Gründe für das trügerische Gefühl, sein Leben selbstständig und ungebunden führen zu können, liegen in der ‚Zeit‘ und der sozialen Dimension des Geschlechts. Unter ‚Zeit‘ versteht Alheit mit Verweis auf Karl Mannheim die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation mit spezifischen, identitätsprägenden Erfahrungen (vgl. ebd.: 25f.).²⁹ Daneben wird der Rahmen biographischer Entfaltungsmöglichkeiten auch durch die Geschlechtszugehörigkeit bestimmt, d. h., bin „ich eine Frau oder ein Mann“ (Alheit/Dausien, 2000: 274). Nicht zuletzt spielt auch die soziale Herkunft eine bedeutende Rolle, da Menschen je nach ihrer Verortung im sozialen Raum unterschiedliche Lebensstile entwickeln (vgl. Alheit, 1992a: 26f.).

Wie die vorausgehenden Ausführungen zeigen, bewegen sich Individuen im Rahmen ihrer biographischen Aktivitäten durchaus nicht im freien Raum; stattdessen sind sie in ihrem

²⁶ Die gegenwärtige Bedeutung individueller biographischer Arbeit wird auch durch die Verwendung zeitgenössischer Metaphern verdeutlicht, „die einerseits die Freiheit und Kreativität des konstruierenden Subjekts betonen, wie etwa das Bild, dass jeder sein eigener Regisseur ist und das Drehbuch seines Lebens selber schreibt (und umschreibt), andererseits aber auf die Fragilität und Brüchigkeit dieser Leistungen verweisen wie das Bild von der ‚Bastel-‘ oder ‚Patchwork-Biographie‘“ (Alheit/Dausien, 2009: 299).

²⁷ In Anlehnung an Fritz Schütze (1981, 1984) versteht Alheit die bewusste Disposition gegenüber der eigenen Biographie als intentionales Handlungsschema (vgl. Alheit, 1992a: 24).

²⁸ Dieser Eindruck bezieht sich sowohl auf ‚große‘ (Berufswunsch, politische Karriere) als auch auf eher alltägliche Pläne des Lebens (Gewichtsabnahme, Nikotinverzicht); vgl. Alheit (1992a: 25). Die gegenteilige Erfahrung, nämlich der Verlust intentionaler Handlungsautonomie, das Gefühl, die Kontrolle über das eigene Leben zu verlieren – Alheit spricht hier unter Bezugnahme auf Schütze (1981) vom ‚Verlaufskurvencharakter‘ von Biographie – hat für das Individuum weitreichende Folgen: Die Biographie gerät ‚ins Trudeln‘, und es kommt möglicherweise zu einem kompletten Zusammenbruch (vgl. Alheit, 1992a: 28f.).

²⁹ Die Identität nachhaltig formen und prägen können beispielsweise die Zugehörigkeit zur ‚Kriegsgeneration‘, zur Generation der 68er oder der Generation, die die deutsche Einigung bewusst erlebt hat (vgl. Alheit, 1992a: 26).

Planen und Handeln in nicht unbeträchtlichem Maße externen Strukturvorgaben (z. B. im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt) unterworfen. Zu Recht stellt Alheit die Frage, wie diese ‚Realität‘ mit dem doch relativ deutlichen Grundgefühl des Menschen vereinbart werden kann, über Planungsautonomie zu verfügen. Eine Erklärung sieht er in der Tatsache, dass dem Individuum Spielräume zur Verfügung stehen, das „Wissen darüber biographisch zu verarbeiten“ (Alheit, 1995: 90). So wird der Mensch dahingehend entlastet, dass er für alltägliche Prozessabläufe nicht in jedem Fall Verantwortung übernehmen muss; diese wird ihm vielmehr durch externe Prozessoren, aber auch Gewohnheiten und Traditionen abgenommen. Außerdem neigen biographische Wissensbestände dazu, „gleichsam ›abzusinken‹, zu latenten oder sogar präskriptiven Wissensformen zu werden und mit den Hintergrundstrukturen unserer Erfahrung zu verschmelzen“ (ebd.). Hier zieht Alheit nun den Analogieschluss, dass jene Erkenntnisse auch übertragbar seien auf „das Wissen um Abhängigkeiten, die nicht beliebig auflösbar sind“ (ebd.). Damit wird das vorherrschende Gefühl individueller Handlungsautonomie durch ein im Hintergrund vorhandenes, präskriptives Wissen um Abhängigkeit nicht unbedingt gefährdet.

Letztlich, so Alheit, gibt es aber für den Befund, dass das Grundgefühl biographischer Handlungsautonomie nicht mit der Realität struktureller Vorgaben kollidiert, eine weitergehende Erklärung: Er konstatiert, dass es sich bei dem Gefühl eigentlich gar nicht um einen bewussten oder gewollten biographischen Plan handelt, stattdessen stehe hinter den wechselnden Prozessstrukturen des Lebensablaufs „eine Art versteckter ›Sinn‹“ (Alheit, 1992a: 29), er vermittelt die Intuition, „dass es sich bei aller Widersprüchlichkeit doch um ›unser‹ Leben handelt“ (ebd.: 30). Die Logik, die sich dahinter verbirgt, liegt Alheit/Dausien zufolge in der Anschlussfähigkeit von bereits akkumulierten Erfahrungen an neue biographische Problemlagen. Sie gehen davon aus, dass bereits gesammelte Erfahrungen nicht mehr als eine zufällige Anhäufung verstanden werden können, sondern dass ihnen eine bestimmte Gestalt innewohnt.³⁰ Diese bezeichnen sie als biographische Konstruktion, „als eine Art ‚Prozeßskript‘ unseres konkreten Lebens [...] – eine keineswegs strategisch, aber doch intuitiv verfügbare generative Struktur gerade *unserer* Biographie“ (Alheit/Dausien, 2000: 275; i. O. kursiv).

³⁰ Diese Gestalt bzw. biographische Konstruktion darf Alheit/Dausien zufolge freilich nicht als Gefängnis, als „hermetisch-geschlossenes System“ (Alheit/Dausien, 2000: 275) verstanden werden. Angelehnt an konstruktivistische Denkfiguren gehen sie stattdessen davon aus, dass sie durch eine spezielle Struktur der Verarbeitung geformt ist, die eine „nach außen offene Selbstreferentialität“ (ebd.) beinhaltet. Dabei werden die von außen kommenden Einflüsse mit einer jeweils eigenen Logik wahrgenommen, gewichtet, ignoriert und auch vereinbart. Diese prozesshaften Vorgänge führen dazu, dass sich die Gestalt selbst verändert (vgl. ebd.).

4.4 Biographieforschung und die Prozesshaftigkeit von Identität

Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung und Migration haben in den letzten Jahrzehnten die Diskussion über Identität erneut entfacht und sowohl in Bezug auf die Ich- als auch auf die Wir-Identität zu erheblichen Veränderungen in den jeweiligen Auffassungen geführt. Zunehmend verworfen wurde ein Verständnis von Identität, in dem Zustandsbeschreibungen eines Individuums (Ich-Gefühl) oder einer Gruppe (Wir-Gefühl) einen eher statischen Charakter haben.³¹ Stattdessen trat der Gedanke wieder in den Vordergrund, dass Identität prozesshaft verläuft. George Herbert Mead (1863–1931), der die persönliche Identität vor dem Hintergrund von Kommunikationsprozessen zu erklären suchte, hat bereits in „Geist, Identität und Gesellschaft“ darauf hingewiesen, dass Identität sich entwickelt:

„sie ist bei der Geburt anfänglich nicht vorhanden, entsteht aber innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses, das heißt im jeweiligen Individuum als Ergebnis seiner Beziehungen zu diesem Prozess als Ganzem und zu anderen Individuen innerhalb dieses Prozesses.“ (Mead, 1973: 177)

Aus interaktionistischer Perspektive und unter Bezugnahme auf Goffman unterstreicht Lothar Krappmann mit seinem Ende der 1960er-Jahre vorgelegtem Konzept der ‚balancierenden Ich-Identität‘ ebenfalls den Entwicklungscharakter von Identität: Ihm zufolge ist sie

„nicht mit einem starren Selbstbild, das das Individuum für sich entworfen hat, zu verwechseln; vielmehr stellt sie eine immer wieder neue Verknüpfung früherer und anderer Interaktionsbeteiligungen des Individuums mit den Erwartungen und Bedürfnissen, die in der aktuellen Situation auftreten, dar.“ (Krappmann, 1993: 9)

Neben den zuvor angeführten Autoren geht auch Stuart Hall von einer prozesshaften Entwicklung personaler Identität aus. Sie ist „nicht seit der Geburt von Natur aus im Bewußtsein“ (Hall, 1994b: 195), sondern bleibt, durch andauernde Unvollständigkeit gekennzeichnet, „immer im Prozeß, im ‚Gebildet-Werden‘“ (ebd.). Die Prozesshaftigkeit von Identität gilt nach Hall nicht nur für den Bereich der individuellen Identität. Ihm zufolge haftet in gegenwärtigen, durch die Dynamiken von Globalisierung und Migration geprägten Zeiten auch der kulturellen Dimension der Identität überwiegend kein statisches Moment mehr an. Heutige kulturelle Identitäten sind nicht in einer wesenhaften Vergangenheit fixiert, sondern wandelbar; sie sind „dem permanenten ‚Spiel‘ von Geschichte, Kultur und Macht unterworfen“ (Hall, 1994c: 29). An anderer Stelle widmet sich Hall in leicht modifizierter Form ebenfalls dem veränderten Charakter kultureller Identität. Sie dürfe nicht mehr in einer essenzia-

³¹ Die Ich- bzw. die persönliche Identität ist in diesem Kontext an die Frage ‚Wer bin ich?‘ gekoppelt, die kollektive Identität – sie umfasst soziale, nationale und kulturelle Identitätsaspekte – ist mit der Frage ‚Zu wem gehöre ich?‘ verbunden (vgl. Alheit, 2003: 12).

listischen Konzeption als ein für alle Zeiten gültiges „einzig wahres ‚Selbst‘“ (Hall, 2004b: 170) verstanden werden. Als ein Selbst, das vorgibt, „eine unverwandelbare ‚Einheit‘ oder kulturelle Zugehörigkeit stabilisieren, fixieren oder garantieren zu können und dabei alle äußeren Differenzen unterstreicht“ (ebd.). Da der klassische Begriff der kulturellen Identität Hall zufolge bisher noch nicht dialektisch überarbeitet und ersetzt worden ist, verwendet er ihn weiterhin – allerdings in einer enttotalisierten und dekonstruierten Variante. In dieser Auffassung zeichnet sich kulturelle Identität zunehmend durch Fragmentierung und Zerstreuung aus; die Veränderungen konkretisieren sich dahingehend, dass Diskurse, Praktiken und Positionen nun divergieren, miteinander verflochten aber auch widerstreitend sind. Kulturelle Identität ist beständig durch Veränderungs- und Transformationsprozesse gekennzeichnet, folglich, so sein Fazit, wird sie eher „in einem Prozess des ‚Werdens‘ denn des ‚Seins‘ hergestellt“ (ebd.: 171).

Um bei ausländischen Adoptierten sowohl das Werden als auch die Verwerfungen einer hybriden kulturellen Identität in einer lebensgeschichtlichen Perspektive aufzeigen zu können, bietet sich meines Erachtens die Biographieforschung als adäquater theoretischer Zugang an. Neben anderen Formen der Datengewinnung werden in ihr auch lebensgeschichtliche Erzählungen in Form von narrativen Interviews generiert. Derartige biographische Selbstpräsentationen sind Alheit zufolge aus mehreren Gründen geeignet, Identitätskonstitutionen offenzulegen. Zum einen wird bei Individuen die Außenprägung von Identität erkennbar; damit ist der Einfluss des sozialen Umfeldes im Laufe ihres Hineinwachsens in die Umwelt gemeint. Zum anderen wird beobachtbar, wie biographische Erfahrungen in gewachsene Wissensbestände eingeordnet werden und damit ein innerer Aufbau von Identitätsdispositionen stattfindet (vgl. Alheit, 2003: 12). Auf diese Symbiose von lebensgeschichtlicher Erzählung und Identität macht auch Fischer-Rosenthal aufmerksam. Ihm zufolge ist die biographische Selbstpräsentation „der notwendige und fortgesetzte Versuch, sich selbst und anderen *explizit* zu sagen, wer man ist, wer man auf welche Weise geworden ist, was man erfahren hat, und womit die anderen und man selbst künftig rechnen kann“ (Fischer-Rosenthal, 1995b: 50; i. O. kursiv). Neben dieser expliziten Botschaft transportiert die biographische Selbstdarstellung auch eine implizite: „Es wird die Vorstellung vermittelt und als etwas Normales etabliert, daß man nicht eine einfache statische Identität hat. Man ist kein ›So-jemand‹ ein für allemal, sondern man präsentiert sich als jemand, der sich ›entwickelt hat‹ oder ›verändert hat‹“ (ebd.: 51).

In den vorangegangenen Ausführungen ist belegt worden, dass lebensgeschichtliche Erzählungen geeignet sind, Prozesse des Werdens von Identität nachzuzeichnen. Es ist davon

auszugehen, dass von diesem Prozess des identitären Werdens ein Analogieschluss auf Prozesse von Entstehung, Veränderung und Entwicklung hybrider kultureller Identität gezogen werden kann. Ob diese Überlegung tatsächlich zutreffend ist, wird die Interpretation meines empirischen Materials zeigen.

Teil II:

Empirische Studie

5 Methodologischer Rahmen und methodisches Vorgehen

5.1 Zur ‚Grounded Theory‘

Ziel der vorliegenden Studie ist die Entwicklung einer empirisch fundierten Theorie über die Phänomene Auslandsadoption, Rassismus und hybride kulturelle Identität. Als methodologischer Zugang für dieses Vorhaben erscheint die ‚Grounded Theory‘ geeignet, stellt sie doch eine Sammlung von Vorschlägen bereit, „die sich für die Erzeugung gehaltvoller Theorien über sozialwissenschaftliche Gegenstandsbereiche als nützlich erwiesen haben“ (Strübing, 2004: 7). Um die Subjektperspektive der in meiner Studie befragten Auslandsadoptierten zur Geltung kommen zu lassen, bietet sich das autobiographisch-narrative Interview als methodischer Zugang an.

Im Jahr 1967 stellen Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss mit ihrer in den USA erschienen Monographie „The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research“¹ der wissenschaftlichen Öffentlichkeit einen viel beachteten Ansatz qualitativer Sozialforschung vor. Er zielt darauf ab, die „Fähigkeiten von Sozialwissenschaftlern zu verbessern, Theorie zu generieren, die für ihre Forschung relevant ist“ (Glaser/Strauss 1998: 8).² Mit ihrem forschungsstrategischen Konzept grenzen sich die Gründungsväter der Grounded Theory³ von dem im konservativen Nachkriegsamerika in der Soziologie vorherrschenden quantitativen Mainstream ab, der das Überprüfen von Hypothesen in den Vordergrund rückt jedoch den Prozess „des Entdeckens von Konzepten und Hypothesen, die für einen bestimmten Forschungsbereich relevant sein könnten“ (Glaser/Strauss, 1979: 91) vernachlässigt. Die damaligen Zustände charakterisieren sie bemerkenswert kritisch-ironisch: An der Spitze der soziologisch orientierten akademischen Hierarchie stehen die Verfasser von ‚grand theories‘, die ‚theoretischen Kapitalisten‘. Ihnen untergeordnet agieren die Empiriker als ‚proletarische Theorietester‘, sie dürfen lediglich Handlangerdienste für die Produzenten von Großtheorien leisten (vgl. Glaser/Strauss, 1998: 20). Dieses Vorgehen führe zu einer Entfremdung zwischen Theorie und empirischer Welt. Der Theorie fehle die fundierte Verankerung im empirischen Material und der Bezug zu den sozialen Phänomenen, die sie untersuchen und verstehen wolle. Die unzureichende Verbindung zur Alltagswelt habe zur Folge, dass die Theorien

¹ Auf Deutsch 1998 unter dem Titel „Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung“ erschienen.

² Glaser und Strauss’ Methodik der Theorieentwicklung beruhte auf praktischen Erfahrungen, die sie zu Beginn der 1960er-Jahre zu Fragen der Interaktion von Klinikpersonal mit sterbenden Patienten machten (vgl. Glaser/Strauss, 1974).

³ Im deutschen Sprachraum wird ‚Grounded Theory‘ u. a. mit ‚gegenstandsbezogene Theorie‘ (vgl. Glaser/Strauss, 1979) oder ‚empirisch fundierte Theoriebildung‘ (vgl. Hermanns, 1982) übersetzt. In der wissenschaftlichen Literatur ist es jedoch weitgehend üblich, den Ansatz als ‚Grounded Theory‘ zu bezeichnen (vgl. Mey/Mruck, 2007: 11).

abstrakt und inhaltsleer wirken. Gleichzeitig habe sich jedoch auch die empirische Forschung von der sozialen Lebenswelt entfernt. Ohne Ausschöpfung eigener kreativer Potenziale und Möglichkeiten der Weiterentwicklung und Entdeckung neuer Theorien bestehe ihre Aufgabe darin, aus den Großtheorien abgeleitete Hypothesen zu testen, die in der Regel nur wenig Bezüge zur Wirklichkeit haben bzw. herstellen können (vgl. ebd.: 20ff.).

Glaser und Strauss beabsichtigen mit ihrem methodologischen Konzept, eben diese Defizite zu überwinden. Theorien mittlerer Reichweite sollen nicht – wie im hypothetiko-deduktiven Paradigma üblich – unmittelbar aus großen Theorien deduziert werden. Ihr Ziel besteht stattdessen darin, gegenstandsspezifische Theorien auf der Grundlage empirischen Materials zu entdecken. In ihrem 1965 erscheinenden Aufsatz „Discovery of substantive theory“⁴ stellen Glaser und Strauss die empirisch begründete Theoriebildung als einen induktiven Prozess dar, in dessen Verlauf bedeutende Erkenntnisse direkt aus den Daten emergieren.⁵ Erst in einer nachfolgenden Veröffentlichung – auf Englisch erstmals 1987 erschienen – befasst sich Strauss mit der Rolle des theoretischen Vorwissens (vgl. Strauss, 1998: 36f.). Wenig später erscheint eine von Strauss und Corbin verfasste Arbeit (englisch 1990, deutsch 1996), in der sie sich ausführlich mit der Rolle des (theoretischen) Kontextwissens beschäftigen, das die Wahrnehmungsfähigkeit und Aufmerksamkeit des Forschenden theoretisch sensibel leitet, und sie entfalten eine abduktive Logik der Grounded Theory,⁶ derzufolge neues theoretisches Wissen durch einen stetigen wechselseitigen Dialog zwischen theoretischen Vorannahmen – sie begleiten in Form sensibilisierender Konzepte als Heuristiken den gesamten Forschungsprozess⁷ – und der Analyse des erhobenen Datenmaterials erworben wird. Bisher unerforschte soziale Phänomene und Zusammenhänge können auf diese Art und Weise ausführlich beleuchtet und die Entdeckung gegenstandsspezifischer Theorien mittlerer Reichweite kann für einen bestimmten Wirklichkeitsbereich vorangetrieben werden.

⁴ In deutscher Übersetzung 1979 erschienen unter dem Titel „Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung“.

⁵ In ihrer empirischen Untersuchung zur Interaktion mit Sterbenden (1974) nähern sich Glaser und Strauss dem Forschungsfeld jedoch nicht voraussetzungslos, sondern beziehen theoretisches (Vor-)Wissen ein. Zum induktivistischen Selbstmissverständnis bei Glaser/Strauss vgl. Kelle (1997: 341).

⁶ Seit den späten 1970er-Jahren publizieren Glaser und Strauss ihre methodologischen Positionen getrennt voneinander und entwickeln unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie theoretische Vorannahmen als Heuristiken zur Theoriebildung verwendet werden können (vgl. dazu Kelle, 1997: 284). 1990 kommt es zu einem massiven Bruch zwischen den beiden Autoren, in der Folge entwickeln sich sukzessive zwei verschiedene, koexistierende Ausrichtungen der Grounded Theory (vgl. Strübing, 2004: 63f.). Der Ansatz von Strauss wird als wesentlich differenzierteres und forschungslogisch angemessener begründetes Verfahren angesehen (vgl. ebd.: 72); aus diesem Grund habe ich mich – neben den von Glaser/Strauss gemeinsam veröffentlichten Frühwerken – auf die Arbeiten von Strauss (1998) bzw. Strauss/Corbin (1996) gestützt.

⁷ Sensibilisierende theoretische Konzepte sollen dem Forscher helfen, seine Wahrnehmung zu strukturieren. Sie leiten ihn beim Aufspüren von Zusammenhängen und dem Finden von Kernkategorien im empirischen Material an und fördern damit die Entdeckung einer gegenstandsbezogenen Theorie (vgl. Dausien, 1996: 97). Zur Bedeutung theoretischen Vorwissens in der Methodologie der Grounded Theory vgl. auch Strübing (2004: 55ff.).

Ansatzpunkt der Grounded Theory ist ein mehrstufiges Auswertungsverfahren empirischer Daten, das als ‚Kodieren‘ bezeichnet wird. Eine zentrale Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang der Methode des ständigen Vergleichens (*constant comparative method*) zu; sie erstreckt sich über den gesamten Forschungsprozess: bei der Kodierung des empirischen Materials, bei der Auswahl relevanter Untersuchungsfälle (*theoretical sampling*), bei der Generierung gegenstandsbezogener theoretischer Konzeptionen und bei der Konstruktion gegenstandsbezogener Theorien (vgl. Kelle, 1997: 293).⁸ Die Auswahl der zu sammelnden und zu untersuchenden empirischen Daten ist im theoretischen Sampling nicht vorab festgelegt, sondern erfolgt im Verlaufe des Forschungsprozesses auf der Grundlage der untersuchten Fragestellung und des bisher erreichten Standes der Theoriegenerierung (vgl. Strübing, 2004: 29f.).⁹ Glaser (1978) schlägt für das Sampling zwei Verfahren vor: den minimalen Kontrast, bei dem nach ähnlichen Fällen mit geringen Abweichungen gesucht wird, und den maximalen Kontrast, der die Einbeziehung von unähnlichen Fällen und Extremvarianten beinhaltet (vgl. Wiedemann, 1995: 443). Die Entwicklung einer gegenstandsbezogenen Theorie ist eng mit dem Kriterium der theoretischen Sättigung verbunden, wobei eine Theorie dann als ‚gesättigt‘ gilt, wenn sich neue empirische Befunde unter die schon entwickelte Theorie subsuieren lassen.

Das Forschungsdesign der Grounded Theory sieht also einen mehrstufigen, aufeinander aufbauenden und ineinander verwobenen Kodierprozess vor. Er umfasst die Entwicklung von theoretischen Konzepten, die in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material gewonnen werden und mündet bei zunehmender Konzentration des Arbeitsprozesses in der Ausarbeitung einer oder gegebenenfalls mehrerer ‚Kernkategorien‘. Strauss/Corbin (1996: 43ff.) unterscheiden drei Phasen des Kodierens: das offene, das axiale und das selektive Kodieren. Zu Beginn der Materialbearbeitung erfolgt als grundlegender analytischer Schritt das offene Kodieren. Angeleitet durch die der Studie zugrunde liegende (offene) Forschungsfragestellung und das sensibilisierende Konzept werden die empirischen Daten aufgebrochen und in – ihnen angemessene – Konzepte gefasst. Worten, Zeilen, Sätzen, Absätzen oder dem gesamten Dokument werden dabei relevante konzeptuelle Begriffe zugeordnet, die aber keinesfalls

⁸ Glaser und Strauss (1998) unterscheiden zwischen zwei Typen von Theorien mittlerer Reichweite: gegenstandsbezogene (materiale) und formale. Die erstgenannten beziehen sich auf einen eng begrenzten Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit, wie er von ihnen beispielsweise in der Untersuchung zur Interaktion mit Sterbenden formuliert wurde (vgl. Kelle, 1997: 289). Der besondere Wert gegenstandsbezogenen Theorien mittlerer Reichweite liegt in ihrer praktischen Anwendbarkeit in pädagogischen, medizinischen und sozialen Handlungsfeldern (vgl. Dausien, 1996: 95). Formale Theorien dagegen sind abstrakter und verweisen auf übergreifende allgemeine Bereiche der Soziologie, wie zum Beispiel Theorien über Identität, Sozialisation, Stigmatisierung oder Macht (vgl. Kelle, 1997: 289).

⁹ Im Gegensatz zum theoretischen Sampling ist im statistischen Sampling die Grundgesamtheit vorher bekannt. Zu den Unterschieden zwischen theoretischem und statistischem Sampling vgl. Wiedemann (1995: 441).

aus einer Paraphrase des empirischen Materials bestehen dürfen. Als Ergebnis des ersten Auswertungsverfahrens liegt eine umfangreiche Liste von Konzepten vor, die in einem nächsten Arbeitsschritt auf Unterschiede und Ähnlichkeiten hin verglichen und anschließend zu übergeordneten theoretisch relevanten Kategorien zusammengefasst werden. Sie können nach Strauss (1998: 64f.) sowohl auf theoretischen (soziologischen) Konstrukten basieren als auch aus sogenannten natürlichen oder ‚in vivo-Kodes‘ bestehen. Darunter subsumiert er Begriffe, die von den Akteuren selbst mit eigeninterpretativer Bedeutung verwendet werden und somit einen unmittelbaren und lebensnahen Zugang zu ihrer Vorstellungswelt vermitteln. Die Entwicklung von Kategorien wird in der Grounded Theory hauptsächlich durch den Vorgang der Dimensionalisierung vorangetrieben. Dazu müssen zunächst wesentliche Merkmale als Kennzeichen einer Kategorie bestimmt werden. Diese Kategorieeigenschaften können variieren und mit ihren unterschiedlichen Ausprägungen auf einem Kontinuum angeordnet, d. h. dimensionalisiert werden. Diese Dimensionalisierung *„dient vor allem dazu, theoretisch und logisch mögliche Merkmalskombinationen der untersuchten Phänomene zu bestimmen, um die begriffliche Grundlage für empirische Aussagen zu schaffen“* (Kelle, 1997: 325; i. O. kursiv).

Die bisherigen Erörterungen legen dar, dass das offene Kodieren wesentlich dazu beiträgt, einen möglichst umfassenden Einblick in das empirische Material zu erhalten und vielfältige, untereinander zunächst noch unverbundene Konzepte und Kategorien zu entwickeln. Der anschließende Arbeitsschritt umfasst das axiale Kodieren, bei dem die Materialanalyse sich stärker um die ‚Achse‘ einer Kategorie dreht (vgl. Strauss, 1998: 100). Entsprechend der Forschungsfrage wird dabei zunächst eine Kategorie stärker fokussiert und auf ihre Merkmalsausprägungen und Dimensionen hin weiter ausgearbeitet. Im nächsten Analyseschritt werden die empirischen Zusammenhänge zwischen dieser Kategorie und den anderen, von Strauss/Corbin als „Subkategorien“ (Strauss/Corbin, 1996: 76) bezeichneten Kategorien ermittelt, sodass die vorher isoliert betrachteten Phänomene nun in ihrer ganzen Vielschichtigkeit miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Allerdings müssen in diesem Kodierabschnitt Prioritäten gesetzt werden: Im empirischen Material werden Erscheinungen fokussiert, die zur Beantwortung der Forschungsfrage neue und wesentliche Erkenntnisse liefern (vgl. Strübing, 2004: 21). Für das axiale Kodieren schlagen Strauss/Corbin den Einsatz eines handlungstheoretisch orientierten Kodierparadigmas vor, „das aus Bedingungen, Kontext, handlungs- und interaktionalen Strategien und Konsequenzen“ (Strauss/Corbin, 1996: 75)

besteht.¹⁰ Mithilfe dieses eher allgemein gehaltenen theoretischen Modells können strukturierende, sinnerschließende und theoriegenerierende Fragen nach den Ursachen des zu untersuchenden Phänomens, seinem Kontext sowie den intervenierenden Bedingungen für Strategien und Strategiekonsequenzen an das empirische Material gestellt und idealtypische Handlungsmodelle formuliert werden (vgl. Kelle, 1997: 330).

Die Handlungsmodelle werden in der letzten Kodierphase, dem selektiven Kodieren, in einem differenzierten Entwurf zusammengefasst und unter eine Schlüssel- oder Kernkategorie subsumiert. Diese erlaubt es dem Forscher, im weiteren Untersuchungsverlauf auf einer abstrakteren Ebene systematisch ein Bild des untersuchten Wirklichkeitsbereiches zu entfalten, das nachvollziehbar und im empirischen Material verankert ist. Forschungsprojekte, die sich am Label Grounded Theory orientieren, sind in allen Kodierphasen mit dem ausführlichen Schreiben von Memos verbunden. Sie stellen „die schriftlichen Formen unseres abstrakten Denkens über die Daten“ (Strauss/Corbin, 1996: 170) dar, und sie sind ein unerlässliches und zentrales Analyseinstrument für die Entwicklung einer datenbasierten Theorie.¹¹

Die vorangegangenen Überlegungen zur Grounded Theory verdeutlichen, dass das Kodierparadigma von Strauss und Strauss/Corbin als ein allgemeines handlungs- bzw. interaktionstheoretisches Rahmenkonzept zu verstehen ist (vgl. Dausien, 1996: 103). In der vorliegenden Studie sollen jedoch keine Handlungsstrategien in einem speziellen Interaktionsfeld untersucht werden, sondern spezifische Formen subjektiver Sicht- und Handlungsweisen sowie Verarbeitungen in lebensgeschichtlichen Erzählungen fokussiert und analysiert werden. Dieser subjektive Blickwinkel kann mit dem von Strauss und Strauss/Corbin vorgeschlagenen heuristischen Rahmenkonzept nicht erfasst werden. Daher erscheint es sinnvoll, anstelle „eines Handlungsmodells [...] ein (handlungstheoretisch fundiertes) Biographiemodell als ‚Kodierparadigma‘ anzusetzen“ (ebd.: 111). Mit dem von Schütze (1984) speziell für die Auswertung narrativer Texte vorgelegten Konzept der ‚Kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens‘ bietet sich ein geeigneter Zugang an, der sowohl die subjektbezogene Perspektive der Informanten berücksichtigt als auch die Rekonstruktion der jeweiligen lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtungen und Veränderungsprozesse für den Forscher ermöglicht (vgl. Dausien, 1996: 111).

¹⁰ Das Kodierparadigma ist in den ersten Veröffentlichungen zur Grounded Theory noch nicht enthalten. Es wird erst in späteren Weiterentwicklungen der Grounded Theory von Strauss (1998) und Strauss/Corbin (1996) eingeführt. Eine ausführliche Diskussion des Kodierparadigmas und seiner handlungstheoretischen Implikationen kann bei Kelle (1997) und Strübing (2004) nachgelesen werden.

¹¹ Zu den Faustregeln für das Schreiben von Memos vgl. ausführlich Strauss (1998: 172ff.).

5.2 Das narrative Interview

5.2.1 Einführung

Im Verlaufe der Hinwendung zu qualitativen Forschungsansätzen und der Wiederbelebung einer sozialwissenschaftlichen Biographieforschung führt der Soziologe Fritz Schütze das narrative Interview ab den 1970er-Jahren als methodisches Erhebungs- und Auswertungsverfahren ein und entwickelt es in der Folgezeit (mit verschiedenen Mitarbeitern) weiter. Schütze hat das narrative Interview zunächst in einer sozialwissenschaftlichen Untersuchung für die Analyse von Machtprozessen auf Gemeindeebene eingesetzt (vgl. Schütze, 1977). Inzwischen wird es vor allem in der Biographieforschung für die Untersuchung lebensgeschichtlich relevanter Fragen als biographisch-narratives Interview verwendet. Gegenstand sind persönliche Erfahrungen, die vom Informanten in eigenen Worten wiedergegeben werden. Das Spektrum möglicher Themen für narrative Interviews ist mannigfaltig; es variiert je nach Forscherinteresse. Die eigentliche Haupt- bzw. Stegreiferzählung¹² kann sich auf ein bestimmtes Thema oder einen Lebensabschnitt beziehen oder auch – wie in der vorliegenden Studie – die gesamte Lebensperspektive umfassen. Im letzteren Fall, dem autobiographisch-narrativen Interview, beginnt der Informant seine lebensgeschichtliche Erzählung in der Regel mit den ersten Kindheitserinnerungen, er kann aber auch auf Geschichten zurückgreifen, die ihm von signifikanten anderen Personen, z. B. den Eltern oder nahen Verwandten, berichtet worden sind. In seiner Erzählung rekonstruiert der Befragte vergangene Erfahrungen und bringt sie vor dem Hintergrund seiner eigenen Relevanzsetzungen in einen Zusammenhang: „Die Erzählung erfolgt entlang der selbst erfahrenen Abläufe und wird entsprechend der eigenen Logik, dem Thema oder der ‚Moral‘ der Lebensgeschichte, geordnet.“ (Jakob, 1997: 448).

Das narrative Interview eignet sich insbesondere dazu, komplexe Sachverhalte der sozialen Wirklichkeit zu rekonstruieren, die als Geschichten erzählt werden können. In ihnen werden Ereignisverstrickungen und biographische Erfahrungsaufschichtungen des Erzählers sichtbar (vgl. Schütze, 1983: 285). Vergangene, unter Umständen mit starken Emotionen verbundene Erlebnisse werden im Prozess des Erzählens wieder lebendig, und sie können mit den jeweiligen subjektspezifischen Verarbeitungsformen in die Darstellung einfließen. Ein biographisch-narratives Interview ermöglicht demnach einen multiperspektivischen Blick auf lebensgeschichtliche Erzählungen; sichtbar wird mit ihm nicht nur

¹² Der Begriff Stegreiferzählung beinhaltet, „dass der Informant vor dem Interviewgespräch keine systematische Ausarbeitung der Erzählthematik vorzunehmen vermochte, die Formulierungen kalkulieren oder gar schriftlich abzirkeln und dann für die Präsentation einüben konnte“ (Schütze, 1987: 237).

„der ›äußerliche‹ Ereignisablauf, sondern auch die ›inneren Reaktionen‹, die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern“ (ebd.: 285f.).

Erzählen stellt eine Basisform sprachlicher Darstellung dar und kann in mannigfaltigen Ausprägungen und in unterschiedlichen Kontexten auftreten: als schriftliche Kunstform des literarischen Erzählens, als alltägliches, informelles konversationelles Erzählen in Gesprächen und als institutionelles Erzählen, wie es in funktionell gebundenen institutionellen Zusammenhängen anzutreffen ist (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann, 2002: 19). Um eine angemessene Erzählung präsentieren zu können, bietet unsere Kultur ein reichhaltiges Repertoire an gemeinsam geteilten Formtraditionen und Orientierungsfolien an (vgl. Fuchs-Heinritz, 2000: 25ff.). Im Verlauf der Sozialisation werden nach und nach kommunikative Fähigkeiten erprobt und können schließlich als Erzählkompetenzen in unterschiedlichen Situationen, wie beispielsweise in Gesprächen mit Bekannten oder Freunden, erfolgreich angewendet werden: „Erzählungen (Geschichten) sind im Alltag ein allgemein vertrautes und gängiges Mittel, um jemandem etwas, das uns selbst betrifft und das wir erlebt haben, mitzuteilen“ (Schütze, 1987: 77). Diese Gestaltungsformen finden auch im narrativen Interview Anwendung. Allerdings sind die Möglichkeiten kreativer Erzählleistung für den Informanten nicht unendlich; sobald er mit seiner Darstellung begonnen hat, setzen drei „spezifische Zugzwänge des Erzählens“ (Kallmeyer/Schütze, 1977: 188) als fortlaufende ordnende Verfahren des Erzählvorganges ein. Der Erzähler kann sich diesen erzähltheoretisch fundierten Ordnungsschemata nicht entziehen, in der Regel sind sie ihm jedoch nicht bewusst:

Der *Detaillierungszwang*: er bezieht sich auf die angemessene Darstellung einer Erzählung. Um sie plausibel zu gestalten, muss der Erzähler sich an die tatsächliche Abfolge der Begebenheiten halten und eine ausreichende Anzahl von biographisch bedeutsamen Ereignissen detailliert schildern.

Der *Gestaltschließungszwang*: er verlangt vom Erzähler, dass er eine einmal begonnene Darstellung auch zu Ende erzählt.

Der *Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang*: er bewirkt, dass der Informant sich trotz des Zwangs zur Gestaltschließung in seiner Darstellung auf wesentliche, für das Verständnis unentbehrliche Punkte beschränken muss. Das bedeutet, dass er aus einer großen Fülle an potenziellen Darstellungen eine Auswahl treffen und seine Erzählungen dementsprechend verdichten und kondensieren muss.

Die besonderen Vorteile des narrativen Interviews liegen Schütze zufolge in den oben beschriebenen Zugzwängen:

„Getrieben durch die Zugzwänge des Erzählschemas bringt der Informant Ereignisbestände zur Darstellung, über die er im konventionellen offenen Interview niemals Aussagen treffen würde bzw. auf die er im Rahmen des standardisierten Interviews, ausschließlich forscherseitig formuliert in geschlossenen Fragen, kaum mit Informationsbereitschaft reagieren würde.“ (Schütze, 1987: 255; H. i. O.)

5.2.2 Ablaufphasen

Das autobiographisch-narrative Interview gliedert sich in mehrere, voneinander unterscheidbare Abschnitte. In der Anwerbephase nimmt der Forscher zunächst Kontakt zum potenziellen Interviewpartner auf. Er stellt sich als Person und mit seinem wissenschaftlichen Anliegen vor und versucht, den Gesprächspartner für ein Interview zu gewinnen. Ist der Termin zustande gekommen, muss der Interviewer sich in der Einstiegsphase, also vor dem Beginn des eigentlichen Interviews, zunächst um eine offene, erzählfördernde Atmosphäre bemühen, außerdem ist es nötig, das Interesse und Verständnis des Gesprächspartners für die vor ihm liegende Aufgabe zu wecken. In dieser Phase sollen darüber hinaus die Besonderheiten des narrativen Interviews aufgegriffen und geklärt werden. Die Merkmale und die Funktion des narrativen Interviews werden (noch einmal¹³) ausführlich dargestellt, dabei ist es wichtig hervorzuheben, was die Formulierung ‚Erzählung der Lebensgeschichte‘ impliziert und was der Interviewer von seinem Informanten genau erwartet. Ferner werden die weiteren Modalitäten genannt – Wahrung der Anonymität, Aufzeichnung des Gesprächs auf Tonband, Anfertigung von Notizen während des Erzählens. Anschließend stellt der Interviewer die erzählgenerierende Eingangsfrage¹⁴, die den Beginn der lebensgeschichtlichen Haupterzählung des Gegenübers einleitet. In dieser Phase, die auch von Schweigen oder Pausen (vgl. Lamnek, 1995: 71) durchzogen sein kann, stellt der Interviewpartner seine Lebensgeschichte dar, ohne dabei vom Interviewer unterbrochen zu werden. Dieser begleitet die Erzählung lediglich durch aufmerksames und einfühlsames Zuhören und nonverbale unterstützende Gesten, wie beispielsweise Kopfnicken, oder kurze ermutigende verbale Anmerkungen wie etwa ‚hm‘

¹³ Ich habe mit allen meinen Interviewpartnern vorab teilweise ausführliche Telefongespräche geführt und sie dabei bereits über das narrative Interview und seine Besonderheiten aufgeklärt. Damit wollte ich eine spätere ‚Überrumpelung‘ der Interviewpartner vermeiden. Sie sollten von vornherein darüber informiert sein, dass diese Art des Interviews nicht dem üblichen Schema des ‚Frage-Antwort-Interviews‘ entspricht. Außerdem habe ich sie vorab um die Erlaubnis gebeten, das Interview aufzeichnen zu dürfen. Ein solches Vorgehen war auch aus zeitökonomischen Gründen unabdingbar, da ein großer Teil der Interviewpartner weit verstreut über die Bundesrepublik lebte.

¹⁴ Zur erzählgenerierenden Eingangsfrage in der vorliegenden Studie vgl. Kapitel 6 „Dokumentation des Forschungsprozesses“.

‚ja‘ oder ‚mhm‘. Dadurch soll dem Erzähler deutlich gemacht werden, dass der Interviewer die autobiographischen Ausführungen mit Interesse und Aufmerksamkeit verfolgt.¹⁵ Während der Stegreiferzählung des Informanten hält der Interviewer stichwortartig die angesprochenen Themen und Erlebnisse fest; seine Notizen fungieren im internen Nachfrage teil als Leitfaden für Fragen, die „am Erleben und den Relevanzen des Interviewten“ (Rosenthal, 2005: 147) ausgerichtet sind. Die Haupterzählung ist beendet, wenn der Befragte dies durch eine Koda kenntlich macht, zum Beispiel mit den Worten: »So, das war's eigentlich«. Damit übergibt er dem Interviewer wieder das Wort. In der anschließenden Nachfragephase versucht dieser nun, das Erzählpotenzial des Informanten durch gezielt gesetzte Erzählimpulse weiter auszuschöpfen; dafür greift der Interviewer auf seine Notizen zurück. Im Anschluss an die immanenten können auch exmanente Fragen gestellt werden; sie umfassen Themenbereiche, die den Forscher interessieren, die vom Informanten jedoch nicht dargestellt worden sind (vgl. dazu Schütze, 1977: 35ff.). Den letzten Abschnitt des narrativen Interviews bildet die Bilanzierungsphase; sie beinhaltet Fragen, die es dem Interviewten ermöglichen, sich der eigenen Biographie zusammenfassend und argumentativ zu nähern. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht hier also die „Nutzung der Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte oder Theoretiker seiner selbst“ (Schütze, 1983: 285). Nach Beendigung dieser Phase wird das Aufnahmegerät ausgeschaltet, und es beginnt das informelle Nachgespräch. Es soll dazu beitragen, das Interview in einer entspannten Atmosphäre ausklingen zu lassen. Zudem entlastet die Abschlussphase den Interviewer. Er kann seine ungewohnte Zurückhaltung aufgeben und eigene Gesprächsbeiträge einbringen.

5.2.3 Die kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens

Wie weiter oben bereits erläutert, soll das Kodierparadigma von Strauss und Strauss/Corbin in der vorliegenden Studie durch das von Schütze (1984) entwickelte theoretische Konzept der ‚kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens‘ ersetzt werden. Das Ergebnis eines gelungenen autobiographisch-narrativen Interviews ist nach Schütze eine Stegreiferzählung des Lebensablaufs, in welcher der Informant die in den einzelnen Lebensphasen erfahrenen Erlebnisströme rekapituliert. Schütze unterstellt nun, dass diese Erfahrungsrekapitulation neben der narrativen Darstellungsstruktur – sie betrifft die Zugzwänge des Erzählens (vgl. weiter oben) – auch einer formalen Darstellungslogik unterliegt; in ihr gelten bestimmte Ordnungen und Regeln. Diese elementaren Ordnungsprinzipien, an denen sich die autobiographische Erzählung ausrichtet, werden von ihm als ‚kognitive Figuren des autobio-

¹⁵ Zu Aufmerksamkeitsmarkierern vgl. ausführlich Glinka (1998: 12ff.).

graphischen Stegreiferzählens‘ bezeichnet. Sie tragen entscheidend dazu bei, „die Flut des retrospektiven Erinnerungsstroms systematisch und doch für alle möglicherweise sich entwickelnden Erzählkomplikationen flexibel“ (ebd.: 80) zu ordnen. Die Verwendung der ‚kognitiven Figuren‘ leitet Schütze nicht aus der interaktiven Dynamik der Kommunikationssituation ab, wie sie im narrativen Interview zweifellos gegeben ist. Er geht stattdessen davon aus, dass sie als grundlegende Komponenten beim Erzählen von selbst erlebten Ereignissen wirksam werden und die retrospektive Erfahrungsrekapitulation strukturieren und steuern (vgl. ebd.: 79f.).¹⁶

In seinem Konzept unterscheidet Schütze zwischen folgenden kognitiven Figuren:

1. Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehungen
2. Die Erfahrungs- und Ereigniskette
3. Soziale Rahmen als kognitive Figur: Situationen, Lebensmilieus, soziale Welten
4. Die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte

Bei der später erfolgenden Interpretation der Interviews werde ich auf die von Schütze konzipierten kognitiven Figuren als Auswertungsinstrument zurückgreifen. Daher sollen im Folgenden ihre wesentlichen Merkmale kurz vorgestellt werden.

1. *Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehungen:*

In der Regel beginnt jede autobiographische Stegreiferzählung mit der Selbsteinführung des Erzählers als Protagonist oder, um mit Schütze zu sprechen, als ‚Biographieträger‘ der Lebensgeschichte. Der biographische Rahmen des Ich-Erzählers wird durch die unterschiedlichen Darstellungspunkte, wie beispielsweise Geburt, Elternhaus, Kindheit oder Spielmilieus, entfaltet (vgl. Schütze, 1984: 84). Gleichzeitig wird in der Erzählung deutlich, dass der Biographieträger in ein persönliches Umfeld eingebunden ist. Darin agieren für ihn lebensgeschichtlich bedeutsame Mitverursacher als soziale Einheiten. Sie werden von Schütze als ‚Ereignisträger‘ bezeichnet und müssen ebenfalls in die Erzählung eingeführt und beschrieben

¹⁶ Mögliche phylo- und ontogenetischen Grundlagen der kognitiven Figuren diskutiert Schütze zwar nicht, äußert aber die Vermutung, „daß sie die interaktions- und entwicklungslogischen Ablagerungen der Identitätsentwicklung für den Möglichkeitsrahmen der Welt- und Selbsterfahrung sind“ (Schütze, 1984: 115).

ben werden. Dabei können sie als signifikante Andere auftreten, beispielsweise der Freund als biographischer Sachwalter, als ‚unbelebte Objekte‘, wie das eigene Auto, oder schließlich als kollektive soziale Einheiten z. B. Organisationen und Gruppen (vgl. ebd.: 84f.). Die Verbindung zwischen dem Biographieträger und den Ereignisträgern als Verursacher oder Mitgestalter von Ereignissen beruht auf einem „*Geflecht grundlegender und sich wandelnder sozialer Beziehungen*“ (ebd.: 85, i. O. kursiv). In zahlreichen autobiographischen Darstellungen schält sich die Umgestaltung und Veränderung sozialer Beziehungen des Biographieträgers als essenzielle Erzähllinie heraus. Die Darstellung dieser in sozialen Bezügen stattfindenden Wandlungsprozesse verweist auf grundlegende Entfaltungsmöglichkeiten des Biographieträgers sowohl in individuellen als auch kollektiven Bezügen. Bei letzteren werden die Umgestaltungsprozesse sozialer Beziehungen des Biographieträgers in Verbindung mit der Zugehörigkeit zu kollektiven sozialen Einheiten betrachtet (vgl. ebd.: 87). Im Verlaufe der autobiographischen Stegreiferzählung kommt der Biographieträger immer wieder auf sich selbst zurück, in der Regel anhand von autobiographisch-theoretischen Kommentaren. Nach Schütze werden an diesen Stellen des Selbstbezuges zum einen sowohl grundlegende als auch sich verändernde Dispositionen des Biographieträgers zu lebensgeschichtlichen Erfahrungen zum Ausdruck gebracht, zum anderen werden die systematischen Veränderungen innerer und äußerer Zustände des Biographieträgers entfaltet (vgl. ebd.: 88).

2. *Die Erfahrungs- und Ereigniskette:*

Im vorherigen Abschnitt wurden Erscheinungsweisen und Funktionen von Biographie- und Ereignisträgern sowie das zwischen ihnen bestehende Beziehungsnetz als erstes Ordnungsprinzip von Stegreiferzählungen dargestellt. Als weiteres konstitutives Darstellungsmerkmal beinhalten selbst erlebte Geschichten die in Ereignisabläufe verwobene „*Abfolge von Zustandsveränderungen des Biographieträgers*“ (ebd.: 88; i. O. kursiv). Mit der Darbietung von Erfahrungs- und Ereignisketten als einer Abfolge chronologisch aufeinander aufbauender Ereignisabläufe entfaltet und plausibilisiert der Biographieträger dabei eigene oder von anderen Ereignisträgern stammende innere und äußere Wandlungsprozesse, die über zeitlich ausgedehnte Prozessabläufe hinweg stattfinden. Das entscheidende Merkmal für den lebensgeschichtlichen Stellenwert dieser Prozesse stellt dabei die Erfahrungshaltung dar, die der Biographieträger zu den erzählten Erlebnissen einnimmt. Schütze unterscheidet vier grundsätzliche Arten der Haltung gegenüber biographischen Ereignissen, die in verschiedenen Ausarbeitungen in jeder Lebensgeschichte vorkommen und die sich anhand von Interviews herausarbeiten lassen:

Biographische Handlungsschemata:

Sie beinhalten ein intentionales Prinzip der Haltung zu sich selbst und der Welt. Der Biographieträger folgt eigenen Spontaneitäts- und Aktivitätssphären, er begreift sich als aktiv Planender der versucht, eigene biographische Entwürfe erfolgreich zu verwirklichen. Grundsätzlich werden biographische Handlungsschemata vom Biographieträger „als *Realisierungsschritte der eigenen Ich-Identität* im Verlaufe der Lebensgeschichte“ (ebd.: 94, i. O. kursiv) betrachtet.

Institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte:

Dieses normativ versachlichte Haltungsprinzip bezieht sich auf familiäre, gesellschaftliche und/oder institutionell verankerte Normen und Werte, an denen der Erzähler sich freiwillig orientiert oder in einigen Fällen (z. B. Schulpflicht) orientieren muss. Mit „*intentionaler Ausrichtung und Anpassung*“ (ebd.: 94, i. O. kursiv) folgt der Biographieträger Bedingungskonstellationen, die außerhalb seiner Spontaneitäts- und Aktivitätssphäre liegen. Merkmale der Ich-Identität werden bei institutionellen Ablaufmustern an äußerliche Erwartungsstrukturen angepasst.

Verlaufskurven:

Dieses Haltungsprinzip des Biographieträgers stellt nach Schütze das Pendant zur Kategorie des biographischen Handlungsschemas dar (vgl. Schütze, 1996: 126). Es ist durch den Verlust an Handlungsorientierungen und Erfahrungen des Erleidens gekennzeichnet. In verlaufskurvenförmigen Phasen der Biographie steht das Individuum lebensgeschichtlichen Ereignissen und Bedingungen sozusagen ohnmächtig gegenüber: Die „Betroffenen vermögen nicht mehr aktiv zu handeln, sondern sie sind durch als übermächtig erlebte Ereignisse und deren Rahmenbedingungen getrieben und zu rein reaktiven Verhaltensweisen gezwungen“ (ebd.: 126).¹⁷ Verlaufskurven stellen für die Entwicklung einer Ich-Identität oder deren Bestandssicherung stets eine Bedrohung dar (vgl. Schütze, 1984: 94).

Wandlungsprozesse:

Ebenso wie in biographischen Handlungsschemata resultieren in Wandlungsprozessen Kreativitätsimpulse aus dem Innenleben des Biographieträgers. Allerdings lässt sich dieses Haltungsprinzip des Informanten nicht als ein intentionales fassen. Das Wirksamwerden der Wandlungsprozesse geschieht für das Individuum unbeabsich-

¹⁷ Im Rahmen des von Fritz Schütze entwickelten Prozessmodells der Erfahrungshaltungen stellt der Terminus ‚Verlaufskurve‘ eine zentrale Kategorie dar. Diesen Begriff hat Schütze in Anlehnung an das von Strauss u. a. vorgestellte Konzept der ‚trajectory‘ grundlagentheoretisch weiter entwickelt und für die Auswertung biographisch-narrativer Interviews fruchtbar gemacht. Zur detaillierten Auseinandersetzung mit dem Konzept der Verlaufskurve vgl. Schütze (1981, 1984, 1996).

tigt und überraschend und kann in der Regel nicht antizipiert werden. Allerdings kann sie der Biographieträger „*nachträglich*, nachdem sie bereits ihre Wirksamkeit entfaltet haben, als *Ausschöpfung seines Spontaneitäts- und Kreativitätspotentials* begreifen“ (ebd.: 94, i. O. kursiv) und somit einen neuen Selbst- und Weltbezug gestalten.

3. *Soziale Rahmen als kognitive Figur: Situationen, Lebensmilieus, soziale Welten:*

Zustandsänderungen von Biographie- und Ereignisträgern laufen in autobiographischen Erzählungen in sozialen Rahmen, also in Situationen, Lebensmilieus und sozialen Welten, ab. Diese Rahmen stellen die Vorstellungs- und Orientierungshorizonte dar, in denen sich lebensgeschichtliche und soziale Prozesse abspielen. Der jeweilige spezifische Rahmen, in dem die Zustandsveränderung stattfindet, wird vom Erzähler mehr oder weniger detailliert dargeboten (vgl. Glinka, 1998: 57). Darstellungen der sozialen Rahmen können in autobiographischen Stegreiferzählungen entweder als dramatisch-szenische Höhepunktserzählung oder als systematische Beschreibung erfolgen. Letztere wird bei der Darbietung biographischer Konstellationen in der Anfangsphase von Stegreiferzählungen, bei der Herausarbeitung neuer Lebensmilieus sowie der Präsentation neuer sozialer Welten angewendet. Die Schilderung sozialer Rahmen kann entweder in der Form situativer Beschreibungen erfolgen oder unter Einbeziehung abstrakter theoretischer Begriffe (vgl. Schütze, 1984: 99f.).

4. *Die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte:*

Neben den drei bisher vorgestellten Ordnungsprinzipien hat Schütze noch eine weitere kognitive Figur beschrieben: die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte. Jede längere Stegreiferzählung beinhaltet ein vom Biographieträger ausgewähltes autobiographisches Thema als übergeordneten Aspekt der lebensgeschichtlichen Entwicklungsdarstellung. Die Auswahl dieses Gegenstandes, die konkrete Erzählsituation und die jeweilige Perspektive, die dabei vom einzelnen Erzähler eingenommen wird, bestimmen zusammen die jeweils individuelle und einzigartige Gesamtgestalt der Lebensgeschichte (vgl. ebd.: 103).

Die vier kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens stellen in der Kommunikationssituation die elementaren Bausteine und Anordnungsprinzipien für die retrospektive Erfahrungsrekapitulationen des Informanten dar (vgl. ebd.: 80f.). Er entfaltet gegenüber seinem Zuhörer in der Erzählung die (unterschiedlichen) lebensgeschichtliche Prozessstrukturen, ihre allgemeine Erfahrungsqualität und ihren Beitrag für Prozesse der Selbstverände-

rung. Derartige Verdeutlichungsvorgänge finden zwischen Erzähler und Zuhörer ständig statt, allerdings werden sie in konkreten Erzählsituationen von beiden in der Regel nicht bewusst erfasst, reflektiert und analysiert (vgl. ebd.: 112). Nach Schütze liegt nun der Gedanke nahe, den umfangreiche Einsatz und die Wirksamkeit des Darstellungsverfahrens für die empirische Biographieanalyse systematisch zu nutzen. Dazu zeichnet der Biographieforscher in verschiedenen, bewusst vollzogenen Wahrnehmungsschritten die schriftlich festgehaltenen narrativen Darstellungen nach und unterzieht sie einer fundierten analytischen Betrachtung (vgl. ebd.).

Mit der Herausarbeitung von kognitiven Figuren im Erzählvorgang führte Schütze zu einer fundamentalen Ordnungsprinzipien des Erzählens ein, zum anderen entwickelte er allgemeine Kategorien, die als Anleitung für die biographieanalytische Untersuchung von autobiographischen Stegreiferzählungen ein wertvolles und nützliches Instrumentarium darstellen.

5.3 Aufmerksamkeitsrichtungen: Fragen für die empirische Studie

Im Theorieteil sind bislang die für die vorliegende Studie relevanten Positionen dargestellt und beleuchtet worden. Das Kernthema Auslandsadoption wurde zunächst – zum Aufbau eines grundlegenden Verständnisses – in Kapitel 1 in seiner Vielschichtigkeit vorgestellt. Auf eine vollständige Ausarbeitung musste freilich verzichtet werden, es wurden nur diejenigen Aspekte aufgenommen, die für meine Arbeit konstitutiv sind. Die nachfolgenden theoretischen Kapitel „Rassismus“ und „Hybride kulturelle Identität“ dienen dem weiteren Zugang und signalisieren – ebenso wie das Kapitel „Zur Forschungsperspektive Biographie“ – die Akzentuierung des Forschungsvorhabens. Die Mehrfachkombination von expliziertem Wissen – dazu zählen neben den Theoriebezügen auch gezielt erhobenes bzw. bereits vorhandenes Kontextwissen über das zu untersuchende Phänomen sowie eigene Lebenserfahrungen – ermöglicht es, sich dem ausgewählten Forschungsfeld mit theoretischer Sensibilität zu nähern (vgl. Alheit, 1999: 9). Die Entwicklung einer gegenstandsbezogenen Theorie als Ziel des methodologischen Verfahrens der Grounded Theory ist Alheit zufolge ein diffiziler Prozess; er verläuft nicht in einer geordneten Abfolge von Arbeitsschritten, sondern in „Erkenntnispiralen“ (ebd.: 8), d. h. in der beständigen Konfrontation theoretischer Vorannahmen mit dem empirischen Datenmaterial. Neben den eben erörterten Prämissen des Grounded Theory-Ansatzes soll im Folgenden noch ein weiterer Aspekt beleuchtet werden. Forschungsdesigns im Sinne der Grounded Theory zeichnen sich zu Beginn eines Arbeitsprojektes in Bezug auf die Forschungsfragestellung noch durch eine gewisse Unschärfe aus. Erst im

Verläufe des Arbeitsprozesses erfährt die Fragestellung zunehmend eine Eingrenzung und Konkretisierung (vgl. Strauss/Corbin, 1996: 23). Ein derartiges Vorgehen ist Truschkat/Kaiser/Reinartz (2005) zufolge der abduktiven Forschungslogik¹⁸ der Grounded Theory Methodologie geschuldet; nur mit ihr können „Zusammenhänge aus der Empirie heraus auftauchen und ‚befragt‘ werden“ (ebd.).

Die Konzentration auf die qualitative Sozialforschung, verbunden mit dem Erhebungsinstrument des autobiographisch-narrativen Interviews, erlaubt es den Befragten, ohne Vorstrukturierung vonseiten der Interviewerin, ihre je individuelle, subjektive Sichtweise der eigenen Lebensgeschichte präsentieren zu können. Damit eröffnet sich für die nachfolgende Analyse die Möglichkeit, die Konstitutions- und Konstruktionsprozesse von Biographien Auslandsadopterter nachzuvollziehen. Der Zugang zur biographischen Subjektperspektive – mit Dausien kann hier von einem geschichteten lebensweltlichen Wissen über die eigene Biographie gesprochen werden (vgl. dazu Dausien, 1996: 86) – erfolgt bei den Interviewten zum einen über Erinnerungsschemata als individuelle und kollektive Wissensformen, deren Basis die Konstitution der Ereignis- und Erlebnisebene bildet, zum anderen über Deutungsschemata als verhältnismäßig selbstständige Formen der Verarbeitung sozialer Wirklichkeit. Zu den Deutungsschemata zählen zunächst subkulturelle und milieuspezifische Erfahrungen, darüber hinaus organisierte (z. B. Massenmedien, Gewerkschaften, Verbände) und institutionalisierte Deutungssysteme (Rechts- und Bildungssystem, Wissenschaften, Religionen). Im Erzählen werden Erinnerungs- und Deutungsschemata von den Interviewten verzahnt.¹⁹

Vor dem Hintergrund der voranstehenden Ausführungen und nach den Konkretisierungen und Präzisierungen, die sich im Verlaufe des Arbeitsprozesses herauschälten, können an das empirische Material somit folgende, als Aufmerksamkeitsrichtungen zu verstehende Forschungsfragen gestellt werden:

- Wie gestalten die in verschiedenen Lebensaltern adoptierten Interviewten ihre biographischen Erzählungen?
- Welche Rolle spielen in den Narrationen meiner Interviewpartner die Adoptiveltern? Wie gehen sie mit dem Adoptivstatus und dem ‚nichtstandarddeutschen‘ Aussehen ihrer Kinder um?

¹⁸ Unter Bezugnahme auf Charles Sander Peirce verweisen Kelle/Kluge darauf, dass der Schlussmodus Abduktion – im Gegensatz zu den Schlussmodi Induktion und Deduktion – beinhaltet, von einem unerwartet auftauchenden (empirischen) Phänomen auf eine neue Regel schließen zu können, die in der Lage ist, eben jenes Phänomen zu erklären (vgl. dazu Kelle/Kluge, 1999: 22f.)

¹⁹ Zu Erinnerungs- und Deutungsschemata vgl. ausführlich Alheit (1989).

- Welchen Stellenwert nimmt bei den Auslandsadoptierten die doppelte Elternschaft ein?
- Werden Erfahrungen von Rassismus angesprochen, und wenn ja, wann und in welcher Form? Welche Strategien entwickeln Auslandsadoptierte im Umgang mit Rassismus?
- In welchem lebensgeschichtlichen Kontext wird die Frage nach nationaler und kultureller Zugehörigkeit relevant?
- Welche Bedeutung kommt einer hybriden kulturellen Identität zu?

6 Dokumentation des Forschungsprozesses

6.1 Die Rekrutierung des Samples

Für eine qualitativ-empirische Studie stellt die Dokumentation des Forschungsprozesses als eine der zentralen Gütekriterien qualitativer Forschung eine unabdingbare Notwendigkeit dar. Sie ermöglicht die intersubjektive Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit, d. h., Außenstehende können sowohl den chronologischen Ablauf als auch den inhaltliche Fortgang des Projektes verfolgen und überdies die erzielten Ergebnisse bewerten (vgl. Steinke, 2000: 324; Rosenthal, 2005: 98).

Den Zugang zum Feld erhielt ich auf mehreren Wegen: In einem Fall über eine Adoptivmutter,¹ die ich zufällig kennen lernte, des Weiteren über Seminare zum Thema Auslandsadoption, Adoptionsvermittlungsstellen und das Internet. Gelegentlich wurde ich durch Bekannte auf Adoptiveltern aufmerksam gemacht. Einige Male konnte ich über letztere erfolgreich eine Verbindung zu den Adoptierten herstellen. In zwei Fällen wurde mir von Adoptivvätern eine Kontaktaufnahme verweigert – einmal mit der Begründung, das Kind würde nicht die Wahrheit erzählen, mithin nicht glaubwürdig sein,² in einem anderen Fall mit der Erklärung, das Kind solle sich mit seiner Adoption nicht mehr befassen. Zudem erkundigte ich mich nach dem Ende jedes Interviews nach weiteren potenziellen Interviewpartnern; darüber haben sich ebenfalls Kontakte und Interviews ergeben.³ Vereinzelt wurde die zunächst erfolgte Interviewzusage zurückgezogen. Gelegentlich habe ich bei den Angesprochenen auch eine relativ große Ambivalenz und Unsicherheit in Bezug auf ein Interview bemerkt; in diesen Fällen habe ich nicht weiter auf meinem Anliegen insistiert.

Das erste Interview kam also eher zufällig zustande. Mit dessen Analyse konnten vorläufige, noch sehr vage formulierte Forschungsfragen aufgeworfen werden. Sie bezogen sich – verbunden mit der Beobachtung, dass der Erzählerin ab der Kindheit von außen häufig eine ‚optische Andersheit‘ gespiegelt wurde und dass diese Erfahrungen sie verunsicherten – auf die Bereiche natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit und Identität. In der Folgezeit führte ich weitere Interviews durch; sie rekrutierten sich aus dem Fundus, der mir mittlerweile zur Ver-

¹ Für das Interview mit ihrer aus Korea adoptierten Tochter habe ich 2001 im Rahmen einer von Peter Alheit betreuten Hausarbeit am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen eine vollständige line-by-line Analyse nach Schütze durchgeführt. Der Titel der Hausarbeit lautete: „Daß ich eigentlich son bißchen anders bin oder anders aussehe als die anderen. Zur Biographie einer erwachsenen Adoptierten asiatischer Herkunft“ (vgl. Bussink-Becking, 2001).

² Der Vater selbst hatte dagegen ein erhebliches Interesse an einem Gespräch bzw. Interview mit mir.

³ Bemerkenswert ist, dass eher Frauen als Männer zu einem Interview bereit waren. Des Weiteren verfügte die überwiegende Zahl meiner Interviewpartner über einen Realschulabschluss oder das Abitur. Es erwies sich als schwierig, Interviewpartner mit Hauptschulabschluss zu finden.

fügung stehenden Interviewpartner. Da mir keinerlei Kenntnisse über ihre Lebensgeschichte vorlagen, habe ich die Interviewpartner nach den mir zugänglichen Kriterien (Geschlecht, Wohnort, Herkunftsland, Ankunftsalter in Deutschland) kontrastierend ausgewählt. Für die vorliegende Studie wurden zwischen 2000 und 2005 insgesamt 19 biographisch-narrative Interviews ausschließlich in den alten Bundesländern⁴ durchgeführt. Das Gesamt-sample beinhaltete 17 Interviews mit weiblichen und männlichen ausländischen Adoptierten im Alter zwischen 18 und 37 Jahren.⁵ Sie stammten aus unterschiedlichen Ländern: vier Gesprächspartnerinnen und zwei -partner aus Indien, vier weibliche und zwei männliche Befragte aus Korea, jeweils eine Informantin aus Bolivien, Vietnam, Ghana und Nicaragua sowie einer aus Nicaragua. Um die Relevanz von Erfahrungen, als Fremde und adoptierte Person wahrgenommen zu werden, angemessen einschätzen und bearbeiten zu können, wurden zwei zusätzliche Interviews als Kontrastfälle aufgenommen. Das Erste führte ich mit einer 24-jährigen deutschen Adoptierten, das Zweite mit einer aus Japan stammenden, ebenfalls 24-jährigen Frau; sie kam im Alter von zwei Jahren mit ihren leiblichen Eltern, einem Akademikerehepaar, nach Deutschland.

6.2 Durchführung der Interviews

In der ersten Kontaktaufnahme (Telefon, postalisches Anschreiben, E-Mail) trug ich potenziellen Interviewpartnern mein Anliegen vor. Aus forschungsethischen Gründen⁶ gab ich ihnen erste Hinweise auf die besondere Art des narrativen Interviews; zudem teilte ich ihnen mit, Adoptivmutter zweier Kinder aus Südamerika zu sein. Zusätzlich erklärte ich, dass die Interviews zu Analysezwecken mittels Minidisc-Recorder aufgezeichnet werden müssten und sicherte ihnen die Anonymität ihrer Daten zu. Des Weiteren informierte ich sie darüber, dass ich ihnen am Ende des Interviews einige von mir vorab formulierte Fragen stellen würde und dass nach dem Interview ein biographisch orientierter Datenbogen auszufüllen sei. Anschließend bat ich meine Gesprächspartner um die Erlaubnis zum Aufzeichnen des Interviews. Nach der Zusage wurde ein Termin vereinbart.

Die Interviews fanden in der Regel bei den Befragten zu Hause statt, in drei Fällen auch in ihrem jeweiligen Elternhaus. Die vertraute Umgebung sollte zu einer entspannten Ge-

⁴ Soweit mir bekannt ist, waren Auslandsadoptionen in der in der ehemaligen DDR nicht üblich.

⁵ Kinder und Jugendliche wurden nicht interviewt, um sicherzustellen, dass sowohl die kognitiven Fähigkeiten als auch die biographische Notwendigkeit für das Erzählen der eigenen Lebensgeschichte vorhanden sind. Zum lebensgeschichtlichen Erzählen bei Kindern und Frühadoleszenten vgl. Rosenthal (1995: 104ff.)

⁶ Zu forschungsethischen Fragen im Kontext qualitativer Forschung vgl. Hopf (2000: 589ff.), auch Rosenthal (2005: 90).

sprächsatmosphäre und damit zum Gelingen des Interviews beitragen (vgl. Lamnek, 1995: 95). Da zwei Interviews nicht bei den Informanten durchgeführt werden konnten, lud ich sie zu mir ein. In einem Fall mietete ich für das Interview einen externen Raum an. Die Dauer der biographisch-narrativen Interviews variierte zwischen zwei und viereinhalb Stunden, die lebensgeschichtlichen Haupterzählungen umfassten einen Zeitraum von 15 Minuten bis zweieinhalb Stunden. In zwei Fällen war aufgrund zeitlicher Probleme ein zusätzlicher Interviewtermin erforderlich.

Das vor dem eigentlichen Interview durchgeführte Gespräch diente der gegenseitigen persönlichen Annäherung und sollte zu einer gelösten Interviewatmosphäre beitragen. In dieser Warm-up-Phase blieb das Aufnahmegerät noch ausgeschaltet. Anschließend leitete ich zum Interview über, indem ich mein spezifisches Interesse am Phänomen Auslandsadoption darlegte: Meine wissenschaftliche Ausrichtung konzentrierte sich ausschließlich auf ausländische erwachsene Adoptierte, da dieser Bereich in der deutschen Forschung bisher nicht angemessen berücksichtigt worden sei. Erneut erläuterte ich die wesentlichen Merkmale des narrativen Interviews, die Anonymisierung der Daten ausdrücklich zusichernd. Zu diesem Zeitpunkt schaltete ich das Aufnahmegerät ein. Um meine Interviewpartner nicht zu irritieren, achtete ich darauf, den Beginn der Aufnahme nicht unmittelbar mit dem Anfang ihrer Stegreiferzählung zusammenfallen zu lassen. Ich erkundigte mich bei den Interviewpartnern nach eventuell bestehenden Unklarheiten oder Fragen; nach deren Klärung formulierte ich die erzählgenerierende Eingangfrage, mit der ich die Haupterzählung einleitete. Die Erzählaufforderung wurde bewusst offen gehalten, um eine vorschnelle Fokussierung auf die Themen Diskriminierung, Ausgrenzung bzw. Identität zu vermeiden; stattdessen sollte die gesamte Lebensgeschichte in den Blick genommen werden, wobei „die Regie bei der Gestaltung der Erzählung dem Biographen“ (Rosenthal, 1995: 189) überlassen wurde. Die Erzählaufforderung lautete:

„Ich interessiere mich für die Lebensgeschichten von ausländischen Adoptierten. Zu diesem Zweck möchte ich Sie bitten, sich in Ihre Kindheit zurückzusetzen. Bitte erzählen Sie mir möglichst genau, wie Ihr Leben von da an bis heute verlaufen ist, wie eins zum anderen gekommen ist. Ich halte mich jetzt zurück und höre Ihnen aufmerksam zu. Für spätere Rückfragen mache ich mir Notizen, bitte lassen Sie sich davon nicht stören.“

Meine Interviewpartner ratifizierten die Erzählaufforderung unterschiedlich. Il-Kyu Choi griff sie auf, indem er sich als Biographieträger mit den Themen Adoption und soziale Eltern einführte:

»Ja ich bin am 26. April 1974 adoptiert worden - von meinen - - jetzigen Eltern wobei ja jetzt nur noch der Vater - lebt meine Mutter ist vor ungefähr 10 Jahren gestorben« (1/1-1/2)

Montaine Habermann ratifizierte die Erzählaufforderung dagegen nicht mit ihrer Einführung als Biographieträgerin. Stattdessen nannte sie sofort die Adoptivmutter als bedeutende Ereignisträgerin mit ihrem ausgeprägten Adoptionswunsch:

»Ja meine Mutter is Lehrerin und hat deshalb jeden Tag ihre Kinder in der Schule so wie sie's selbst gesagt hat immer und wollte aber auch ein eigenes Kind haben ein indisches -- Mädchen« (1/1-1/3)

Lena Steinmetz wiederum führte sich als Biographieträgerin mit dem Themenbereich (uneindeutige) Herkunft ein:

»Also ja dann fang ich einfach mal an. Vielleicht fang ich erst Mal so an zu erzählen wo ich überhaupt herkomme. Also ich komme aus Bolivien. Bin in der Hauptstadt angeblich geboren.«(1/1-1/3)

In der Phase der Haupte Erzählung konnten die Informanten ihre lebensgeschichtlichen Erzählungen ohne Zwischenfragen oder Kommentierungen seitens der Interviewerin gestalten. Eine Befragte hatte zu Beginn ihrer Haupte Erzählung sichtlich Erzählschwierigkeiten, die sie auch explizit artikuliert. Ich wies sie auf die Möglichkeit hin, in ihrer Erzählung mit der Kindheit zu beginnen und von da aus ihren lebensgeschichtlichen Werdegang zu beleuchten; nun erst konnte sie ihre Stegreiferzählung ohne Probleme fortsetzen. Bei einer weiteren Informantin stellten sich nach einem zunächst erfolgreichen Einstieg Schwierigkeiten ein. Durch eine von mir zusätzlich formulierte erzählgenerierende Frage konnte sie den unterbrochenen Erzählfluss wieder aufnehmen. Bei einem dritten Informanten kam ein Erzählfluss nicht zustande. Er führte wiederholt aus, nicht zu wissen, was er erzählen solle und bat mich, Fragen zu formulieren. In diesem Fall bin ich dazu übergegangen, über den gesamten Interviewverlauf hinweg erzählgenerierende Fragen zu stellen.⁷

Im Anschluss an die Haupte Erzählung erfolgte in allen durchgeführten Interviews die erste Nachfragephase, von mir als interner Nachfrageteil (iN) bezeichnet. In ihm forderte ich die Interviewpartner auf, bestimmte nicht eindeutige Erzählpassagen detaillierter darzustellen. Insbesondere fragte ich intensiver nach Erfahrungen von Diskriminierung, Ausgrenzung und Beschimpfung, wenn ich mir zu diesen Themenkomplexen mehr Informationen wünschte. In der zweiten Nachfragephase, dem externen Nachfrageteil (eN), wurde der Bereich rassisti-

⁷ Zu Problemen, die unter Umständen beim Erzählen auftreten können, vgl. Lamnek (1995: 73).

sche Diskriminierung angesprochen, wenn er zuvor nicht aufgegriffen worden war.⁸ Anhand eines von mir vorab vorbereiteten Fragebogens stellte ich in dieser Phase zudem Fragen zu forschungsrelevanten Themenbereichen, die (in der Regel) zuvor nicht erwähnt worden waren. Des Weiteren wurden auch Fragen aufgenommen, die im Sinne Rosenthals (vgl. Rosenthal, 2005) der ‚guten Abrundung‘ des biographischen Interviews dienen sollten. Dazu zählte zunächst diejenige nach dem bisher einschneidendsten Lebensereignis. Um anschließend „wieder in eine unbelastete Zeit überzuführen“ (ebd.: 151), erkundigte ich mich sodann nach dem schönsten Ereignis ihres bisherigen Lebens. Die von Fritz Schütze eingeforderte Bilanzierungsphase (vgl. dazu Kapitel 5) kam insofern zum Tragen, als in den von mir vorbereiteten Fragen auch Formulierungen enthalten waren, die den Interviewten die Möglichkeit gaben, einen bilanzierenden Blick auf die von ihnen erzählten Geschichte zum Thema Auslandsadoption zu werfen. Zum Abschluss des Interviews stellte ich den Probanden Fragen mit sozio-demographischem Schwerpunkt, die ich zuvor auf einem Datenbogen zusammengestellt hatte. Nach jedem Interview hielt ich bedeutsame Zusatzinformationen in einem Postskriptum fest. Exemplarisch genannt seien hier Angaben zum Wohnumfeld und zur Wohnung des Informanten, zur Interviewsituation und zu eventuellen Besonderheiten wie Unterbrechungen des Gesprächs durch Telefonanrufe oder die Anwesenheit einer dritten Person.

6.3 Zur Auswertung des empirischen Datenmaterials

6.3.1 Einstiege

Um den Blick für das empirische Material zu schärfen, wurde jedes aufgenommene Interview in einem ersten Schritt mehrfach angehört; im Anschluss erstellte ich ein Verlaufsprotokoll. Es gibt Aufschluss über den thematischen Verlauf der biographischen Haupterzählung und ihre formale Binnenstruktur.⁹ Daneben bietet das Verlaufsprotokoll die Möglichkeit für erste Interpretationsansätze, oder, um in der Sprache der Grounded Theory zu sprechen, für ein erstes offenes Kodieren. Verlaufsprotokolle erlauben zudem sowohl dem For-

⁸ In meinen Interviews habe ich nicht von ‚Rassismuserfahrungen‘ gesprochen. Stattdessen erkundigte ich mich, ob die Befragten – aufgrund ihres Aussehens als vermeintlich Fremde konstruiert – mit Beleidigungen, Beschimpfungen oder anderen verbalen Attacken konfrontiert worden seien. Nachdem ich festgestellt hatte, dass Interviewpartner in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung die Begriffe Ausländerfeindlichkeit oder auch Rassismus verwendeten, beschäftigte ich mich auf der theoretischen Ebene mit den beiden Begriffen und entschied mich für das Konzept Rassismus (zu den Gründen vgl. Kapitel 2 „Rassismus“).

⁹ Die formale Binnenstruktur umfasst zum einen die Gliederung in Suprasegmente, Segmente und Subsegmente, zum anderen die im Einzelnen verwendeten Textsorten. Die drei Hauptkategorien von Textsorten sind Erzählung, Beschreibung und Argumentation. Zu den Haupt- und Unterkategorien von Textsorten vgl. die ausführliche Darstellung bei Rosenthal (1995: 240f.).

scher als auch Außenstehenden einen schnellen Blick auf den biographischen Verlauf des jeweiligen Falles und gestatten damit eine raschere Orientierung im Prozess der Interpretation (vgl. Dausien, 1996: 128f.). Bereits zu Beginn meiner Untersuchungen legte ich des Weiteren ein erstes Forschungstagebuch¹⁰ an; es diente, ebenso wie die folgenden, dem Schreiben von Memos und erwies sich für den Fortgang des Forschungs- und Analyseprozesses als wertvolles und unverzichtbares Instrumentarium. In den Memos hielt ich beispielsweise Ideen zu den verschiedenen Phasen des Kodierprozesses (offenes, axiales und selektives Kodieren) fest und zeichnete zum anderen meinen inneren Dialog, d. h. den oftmals durchaus schwierigen Lernprozess auf, der aus der Beschäftigung mit dem empirischen und theoretischen Material sowie aus der kontinuierlichen Konfrontation beider Ebenen (theoretische Vorannahmen – erhobene Daten) resultierte.

Im Verlauf der Beschäftigung mit dem empirischen Material wurde deutlich, dass nicht alle Interviews für eine umfassende Analyse geeignet waren. Ein ‚fehlgeschlagenes‘ Interview, in dem der Befragte wenig Gesprächsbereitschaft zeigte, wurde von der weiteren Bearbeitung ausgeschlossen. Vor dem Hintergrund des in der Grounded Theory geforderten permanenten Vergleichs und der bemerkenswerten Beobachtung, dass sich alle Auslandsadoptierten (in unterschiedlicher Intensität) mit dem Thema ‚Differenzumgang der Adoptiveltern‘ befassten, erschien es legitim, von folgender Annahme auszugehen: Der Art und Weise des Umgangs der Adoptiveltern mit der ‚doppelten Andersheit‘ ihrer Kinder kommt eine bedeutende Rolle zu. Die biographischen Erzählungen der Auslandsadoptierten legten weiterhin nahe, dass sie selbst gefordert sind, einen individuellen Umgang mit ihrer ‚doppelten Andersheit‘ zu entwickeln. Im Zuge der Erarbeitung der Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Fällen wurde deutlich, dass die Adoptiveltern sich in ihrem Umgang wesentlich unterschieden, und dass diese Abweichungen einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Entwicklung ihres Kindes hatten. Die jeweils durch bestimmte Kategorien gekennzeichneten Fälle konnten im Rahmen des axialen Kodierens schließlich gruppiert und in einem weiteren Schritt folgenden Typen¹¹ zugeordnet werden: Den ersten Typus stellten Adoptiveltern mit

¹⁰ Zur Funktion des Forschungstagebuchs in Grounded Theory-basierten qualitativen Untersuchungen vgl. Alheit (1999: 14).

¹¹ In der qualitativen Sozialforschung kommt der Typenbildung eine bedeutsame Rolle zu. Sie hilft bei der Beschreibung sozialer Realität, trägt zur Übersichtlichkeit des Forschungsgegenstandes bei und ermöglicht die Charakterisierung des jeweiligen Typus (vgl. Kelle/Kluge, 1999: 9). Zur Typenbildung wird der Untersuchungsbereich anhand bestimmter Merkmale in Gruppen bzw. Typen eingeteilt und zwar derart, dass „sich die Elemente innerhalb eines Typus möglichst ähnlich sind (*interne Homogenität* auf der ‚Ebene des Typus‘) und sich die Typen voneinander möglichst stark unterscheiden (*externe Heterogenität* auf der ‚Ebene der Typologie‘) (ebd.: 78; i. O. kursiv). Eine qualitative Typenbildung, wie sie in der vorliegenden Studie vorgenommen wurde, hat nicht zum Ziel, die Frage nach der Häufigkeit des Vorkommens eines Typus im sozialen Feld zu

einem akzeptierenden Umgang mit der ‚doppelten Andersheit‘ ihrer Kinder dar; den zweiten Typus bildeten Adoptiveltern mit einem minimierenden Umgang und den dritten Typus Eltern mit einem ambivalenten Umgang.¹² Während des Analyseprozesses stellte sich heraus, dass speziell die drei Fälle ‚Il-Kyu Choi‘, ‚Montaine Habermann‘ und ‚Lena Steinmetz‘ für meine Forschung von besonderer Relevanz waren. Aus diesem Grund wurden sie als Ankerfälle für die vorliegende Studie ausgewählt.¹³ Als Ergebnis des selektiven Kodierprozesses schälte sich die Kernkategorie¹⁴ ‚Differenzumgang‘ heraus; letzterer Begriff umfasst die zwei Subkategorien ‚Differenzumgang der Adoptiveltern‘ und ‚Differenzumgang der Adoptierten‘. Die erste Unterkategorie bezieht sich auf den Umgang der Adoptiveltern mit der ‚doppelten Andersheit‘ ihrer Kinder – Adoptivstatus und Abweichung von der Norm ‚Weiß-Sein‘ –, die zweite fokussiert den eigenen, prozesshaft erarbeiteten Umgang der Adoptierten mit diesen beiden Dimensionen.

6.3.2 Zur Interpretation der Interviews

Die Analyse eines narrativen Interviews erfolgt mittels der ‚strukturellen Beschreibung‘ (Schütze, 1983: 286); sie stellt den ‚zentralen und wohl auch zeitlich aufwendigsten Schritt im Auswertungsprozeß‘ (Jakob, 1997: 451) dar. Die strukturelle Beschreibung beinhaltet eine detaillierte line-by-line Interpretation der gesamten Haupterzählung, bei Bedarf werden auch Erzählpassagen aus dem Nachfrageteil einbezogen. Nach der detaillierten Interpretation des ersten Interviews mit einer aus Korea adoptierten jungen Frau, dem Erstellen von Verlaufsprotokollen für weitere Interviews, dem Kodieren und dem Formulieren von ersten Hypothesen führte ich für das Interview mit Il-Kyu Choi auch eine vollständige line-by-line Interpretation durch. Dabei wurden alle biographischen und sozialen Prozesse berücksichtigt, in die der Befragte als Handelnder und Erleidender verstrickt war. Dazu gehörten beispielsweise seine Erfahrungen im Herkunftsland Korea, die Eingewöhnungszeit und das Leben in Deutschland, das Verhältnis zu den sozialen und biologischen Eltern, Schul- und Ausbildungszeiten sowie Partnerschaften. Die mehr als 100 Seiten umfassende Interpretation

beantworten; sie dient vielmehr der Identifizierung und der theoretischen Erklärung des hier zugrunde gelegten Gegenstandsbereiches.

¹² Auch wenn die Typenbildung über die Adoptiveltern und nicht über die Adoptierten selbst ungewöhnlich erscheinen mag, kann sie in folgender Hinsicht legitimiert werden: Erzählungen über die Adoptiveltern nehmen bei meinen Interviewpartnern einen nicht unerheblichen Raum ein, außerdem wird die Entwicklung der Adoptierten nachhaltig von ihren sozialen Eltern geprägt.

¹³ Die Interviews mit Il-Kyu Choi, Montaine Habermann und Lena Steinmetz wurden vollständig transkribiert. Zudem wurde für jedes der drei Interviews ein biographisches Porträt erstellt, es dient der Erkennung wesentlicher Merkmale der Lebensgeschichte und präsentiert zugleich die Person mit ihrer jeweiligen Besonderheit.

¹⁴ Zur Kernkategorie (*core category*) vgl. Alheit (1999: 16) wie auch Strauss/Corbin (1996).

wurde aus mehreren Gründen als gewinnbringend und aufschlussreich bewertet. Zum einen konnte erneut ein umfassender Einblick in biographische Erfahrungsaufschichtungen und Deutungsmuster eines Auslandsadoptierten gewonnen werden, zum anderen trug die ausführliche Auswertung und die damit einhergehende Formulierung von Hypothesen entscheidend dazu bei, die Relevanz von Rassismuserfahrungen, die Bedeutung eines positiv-akzeptierenden elterlichen Differenzumgangs sowie Konstruktionsaspekte hybrider kultureller Identität in den Blick zu rücken. Aus forschungsökonomischen Gründen war es freilich nicht möglich, auch für die beiden weiteren Interviews mit Lena Steinmetz und Montaine Habermann eine entsprechende detaillierte Analyse durchzuführen. Vielmehr wurden für diese Interviews – und folgerichtig auch für das Interview mit Il-Kyu Choi – Erzählpassagen ausgewählt, die folgende Gütekriterien erfüllen: Zum einen repräsentieren sie individuelle Aspekte (Charakteristika der Interviewten, Erfahrungsaufschichtungen und Rekonstruktion der Lebensgeschichte); des Weiteren spielten bei der Auswahl dieser Interviewpassagen auch das Thema der Studie und die ihr zugrunde liegenden Forschungsfragen eine bedeutende Rolle. Demgemäß ist davon auszugehen, dass die Wahl der Erzählpassagen nicht willkürlich erfolgte – beispielsweise die Interviewanfänge, in denen bereits relevante Themen der Biographie angesprochen wurden,¹⁵ oder Textstellen, in denen die Befragten von Rassismuserfahrungen und dem elterlichen sowie dem eigenen Umgang mit diesen Erfahrungen erzählten; zum anderen aber auch Erzähleinheiten, in denen identitäre Zugehörigkeitskonstruktionen und Identitätsbewegungen thematisiert wurden.

6.4 Das Kernsample: Drei Adoptierte

Das Gesamtsample der vorliegenden Studie setzt sich – wie vorangehend dargelegt – aus 19 biographisch-narrativen Interviews zusammen. Aus diesem Hauptsample wurden drei Interviews für eine detaillierte Fallanalyse ausgewählt. Die Interpretation des Interviews mit Il-Kyu Choi hat den Blick auf Rassismuserfahrungen und einen akzeptierenden elterlichen Differenzumgang gelenkt. In Anlehnung an den Forschungsstil der Grounded Theory wurde nach dem Prinzip der maximalen Kontrastierung der nächste Fall, Montaine Habermann, ausgewählt. Entscheidend waren dabei die folgenden Kriterien: Der Differenzumgang der Mutter erwies sich durchgängig als problematisch, und die Erzählerin dethematisierte in der Haupterzählung ihre Erfahrungen von Rassismus. Im Anschluss an die Interpretationen wählte ich einen dritten Fall, Lena Steinmetz. Er wies Unterschiede gegenüber den ersten

¹⁵ Zur besonderen Bedeutung von Interviewanfängen in Stegreiferzählungen vgl. Ricker (2000: 87f.).

beiden Fällen auf und ließ erkennen, dass durch seine Aufnahme in das Kernsample die Interpretationsergebnisse intensiviert werden könnten.

Um wesentliche biographische Merkmale der für das Kernsample ausgewählten Protagonisten übersichtlich präsentieren zu können, habe ich die unten folgende tabellarische Darstellung gewählt. Sie enthält Angaben zu folgenden lebensgeschichtlich relevanten Bereichen: Geburtsland, Geschlecht, Alter bei der Aufnahme in die Adoptivfamilie, berufliche Tätigkeit der Adoptiveltern, Geschwister, Schul- und Berufsausbildungen sowie Familienstand der Interviewpartner.

Tabelle 2:

Das Kernsample: Drei Adoptierte (eigene Zusammenstellung)

<i>Interviewpartner</i>	Il-Kyu Choi	Montaine Habermann	Lena Steinmetz
<i>Herkunftsland</i>	Südkorea	Indien	Bolivien
<i>Geschlecht</i>	männlich	weiblich	weiblich
<i>Geburtsjahr</i>	1967	1979	1974
<i>Alter beim Interview</i>	37 Jahre	23 Jahre	29 Jahre
<i>Alter bei der Aufnahme in die Adoptivfamilie</i>	7 Jahre	1,5 Jahre	ca. 5 Monate
<i>Beruf der Adoptivmutter Beruf des Adoptivvaters</i>	Lehrerin Lehrer	Lehrerin	Lehrerin Lehrer
<i>Geschwister</i>	vier Geschwister (drei leibliche Kinder der Eltern, eine aus Süd-asien adoptierte Schwester	nein	eine jüngere Schwester, ebf. in Bolivien adoptiert
<i>Schulabschluss</i>	Fachabitur	Hauptschulabschluss	Abitur
<i>Berufsausbildung/Studium</i>	Ausbildung im Bereich Gesundheits- und Krankenpflege/Studium	Lehre im Hotel-gewerbe	Studium der Gesellschaftswissenschaften
<i>Familienstand</i>	geschieden, in neuer Ehe lebend	in Partner-schaft lebend	geschieden
<i>Kinder</i>	zwei Kinder (leben bei der Ex-Frau) zwei Stiefkinder	ein Kind	kinderlos

»ich hab beides und leg
auch auf beides Wert«¹
Il-Kyu Choi

7 Biographische Fallstudie I: Il-Kyu Choi (Akzeptanz-Typus)

7.1 Biographisches Porträt

Il-Kyu Choi² wird 1967 in [X-Stadt]³ in Südkorea als Sohn eines unverheirateten Paares geboren. Der Vater ist Soldat, die Mutter arbeitet als Marktfrau. Seine drei Jahre ältere Schwester lebt in der Familie eines Onkels, er selbst wird mit fast zwei Jahren von der Mutter vor einer öffentlichen Institution, dem Bürgermeisterhaus, ausgesetzt.⁴ Anschließend lebt das Kind Il-Kyu fünf Jahre in einem Kinderheim. Die dortigen, extrem defizitären Lebensbedingungen sind durch Elend, Hunger sowie erlebte und selbst praktizierte Gewalt gekennzeichnet. Die Heimkinder träumen davon, dieser bedrohlichen Realität durch einen Umzug in die Vereinigten Staaten, Herkunftsland der amerikanischen Besatzungssoldaten,⁵ entfliehen zu können.

Im Alter von sieben Jahren wird Il-Kyu von dem deutschen Lehrerehepaar Wentze, das bereits einen vierjährigen leiblichen Sohn hat, über die Organisation Terre des Hommes adoptiert. Da Frau Wentze den Wunsch nach einer Großfamilie hegt, erweitert sich die Familie in den folgenden Jahren um drei leibliche Kinder und ein südasiatisches Adoptivkind. Nach Il-Kyus Ankunft in der Familie Wentze ist die erste gemeinsame Zeit von zahlreichen Problemen überschattet. Konfrontiert mit völlig neuen Lebensumständen und Bezugspersonen, reagiert Il-Kyu mit Unsicherheit und (tief verankerten) Ängsten. Diese äußern sich in hospitalistischen Symptomen wie Jaktationen (Schaukeln mit dem Kopf oder dem Oberkörper) und selbstverletzendem Verhalten. Er befindet sich zudem in einem desolaten Gesund-

¹ Zum Zitat aus dem Interview mit Il-Kyu Choi vgl. im vorliegenden Kapitel 7 den Interpretationsabschnitt „Lob der Vermischung“.

² Diesen Namen hat der Biograph als Pseudonym gewählt. Von seinen Adoptiveltern, dem Ehepaar Wentze, hat er einen deutschen Vornamen erhalten.

³ Alle anonymisierten Angaben sind in eckige Klammern gesetzt.

⁴ Der konfuzianischen Tugend der Kindespietät entsprechend, obliegt in Korea dem ältesten Sohn traditionell die Fürsorgepflicht gegenüber den Eltern (vgl. Lee, 2002). Möglicherweise galt diese Verpflichtung in den 1960er-Jahren nicht nur für eheliche, sondern auch für uneheliche Kinder. Zu vermuten ist daher, dass Il-Kyus Eltern daher zunächst ihren Sohn und nicht die Tochter in der Familie beließen. Der Erzähler selbst formuliert: »meine Schwester hat am Anfang [...] bei meinem Onkel gelebt. - - In Korea ist es üblich dass der Sohn möglichst lange zuhause bleibt damit er ist der Einzige der den Namen mitnimmt. Und Stammbaum spielte da eine sehr wichtige Rolle oder spielt heut noch eine wichtige Rolle.« (13/27-13/30). Zur Erläuterung: Textpassagen in doppelten Winkelklammern (»...«) enthalten Zitate aus den Interviews. Die folgenden Zahlenangaben (z. B. 13/27-13/30) beziehen sich auf die Seiten- und Zeilenangaben im Interviewtranskript.

⁵ Im Zuge von Großmachtinteressen zwischen den USA und der Sowjetunion wurde Korea 1945 entlang des 38. Breitengrades in zwei Zonen aufgeteilt. Im gleichen Jahr besetzten erste amerikanische Truppen den südlichen Teil des Landes. Zur Situation Koreas ab 1945 vgl. Hielscher (1988: 275ff.).

heitszustand, weil seine Leber stark angegriffen ist. Gleichwohl wird der Erzähler aufgrund seines Alters bereits vier Monate nach der Ankunft in der Bundesrepublik Deutschland eingeschult. In der Schule, in der seine Adoptivmutter als Lehrerin arbeitet, ist er das einzige Kind mit Migrationshintergrund. Als ‚optischer Ausländer‘ und ohne Deutschkenntnisse ist Il-Kyu erheblichen Diskriminierungen ausgesetzt. Gegen diese setzt er sich zunächst mit körperlicher Gewalt zur Wehr, einem ihm aus Korea hinlänglich vertrauten Handlungsmuster: *»Und auf die Hänseleien hab ich natürlich immer mit Gewalt reagiert.«* (7/27). In der Folgezeit erweitern sich seine deutschen Sprachkenntnisse, und mit Unterstützung der Mutter kann er sukzessive Strategien zum gewaltfreien Umgang mit Rassismuserfahrungen erwerben und auch umsetzen. Der ältere Bruder des Biographen besucht eine Waldorfschule. Von dieser Schulform, in der auch handwerkliche und soziale Kompetenzen vermittelt werden, fühlt Il-Kyu Choi sich besonders angesprochen. Ab der siebten Klasse wechselt er daher auf eigenen Wunsch vom Gymnasium in eine Waldorfschule. In der Adoleszenz entwickelt der Erzähler eine große Lernfreude und beträchtlichen schulischen Ehrgeiz. Mit exzellenten Leistungen – so seine bis heute gültige Erkenntnis – kann er sich als ‚Ausländer‘ die notwendige Achtung und Anerkennung verschaffen.

Ungefähr Mitte der 1980er-Jahre – der Informant ist ca. 18 Jahre alt – tritt er in einer Fernsehdokumentation zum Thema Adoption auf. Im Anschluss reist er mit einem Fernseherteam für eine weitere Produktion nach Korea. Bereits kurze Zeit nach der Ankunft muss Il-Kyu Choi feststellen, dass er sich in Korea nicht mehr beheimatet fühlt; das erhoffte und gewünschte Zugehörigkeitsgefühl zum Land stellt sich nicht ein: *»ich hab nach kurzer Zeit aber schon gemerkt - - es ist nicht mehr meine Heimat«* (11/12-11/13). Seinen lange gehegten *»Lebenswunsch«* (11/2-11/3), die leiblichen Eltern zu finden, kann er sich nur partiell erfüllen. Nach Aufrufen in Presse und Fernsehen kommt es kurz vor dem Ende seiner Korea-reise zu einem Treffen zwischen Mutter und Sohn, beide stehen sich dabei aber *»wie zwei Fremde«* (19/6) gegenüber. Sein Vater ist bereits verstorben.

Im Anschluss an das Fachabitur absolviert der Biograph in [G-Großstadt] eine Ausbildung im pflegerischen Bereich. Im letzten Lehrjahr heiratet er eine in Deutschland lebende Südostasiatin. Im Herbst des gleichen Jahres kommt ihr erstes Kind zur Welt. Nach der Geburt des zweiten Kindes, ca. zwei bis drei Jahre später, trennen sich der Erzähler und seine Ehefrau. In diesem Zeitraum stirbt die Adoptivmutter an Krebs.

In den folgenden Jahren ist der Informant in [G-Großstadt] mit sehr viel Engagement und großem Erfolg in seinem erlernten Beruf tätig. Ende der 1990er-Jahre entscheidet er sich für eine selbstständige Tätigkeit und gründet eine Firma im ländlichen Bereich von [N-

Bundesland]. Schon während der Scheidungsphase hat Il-Kyu Choi mit ersten berufsbezogenen Weiterbildungen begonnen. Ambitioniert verfolgt er auch in den folgenden Jahren berufliche Fortbildungspläne. In einem betriebswirtschaftlichen Fernstudium erwirbt er den akademischen Grad eines Bachelor of Business Administration (BBA). In absehbarer Zeit hofft er, sein Studium als Master of Business Administration (MBA) abschließen zu können. Zur Zeit des Interviews lebt der Erzähler mit seiner zweiten, aus Osteuropa stammenden Frau und ihren fast erwachsenen Kindern in einem kleinen Dorf in Süddeutschland.⁶ Gelegentlich tritt er bei Veranstaltungen einer Vermittlungsstelle für Auslandsadoptionen auf, um potenziellen Adoptiveltern über seine Erfahrungen als Adoptierter zu berichten.

7.2 Interpretation des Interviews⁷

Ansichten einer Adoption: Prolog

Nach der Ratifizierung der Erzählaufforderung mit einem kurzen »ja« markiert Il-Kyu Choi den Beginn seiner Biographie nicht, wie in seinem Fall vielleicht zu erwarten gewesen wäre,⁸ mit dem ‚klassischen‘ Darstellungsmuster Zeit und Ort der Geburt, von dem aus die Lebensgeschichte anschließend chronologisch entfaltet werden könnte.⁹ Seine Selbstpräsentation als Biographieträger (‚ich‘) setzt ein, als er sieben Jahre alt ist und beginnt mit seinem ‚biographischen Werden‘ als Adoptierter:

»ich bin am 26. April 1974 adoptiert worden von - meinen - - jetzigen Eltern wobei ja jetzt nur noch der Vater lebt meine Mutter ist vor ungefähr zehn Jahren gestorben« (1/1-1/2)¹⁰

Die Eröffnung der Stegreiferzählung mit dieser lebensgeschichtlichen Zäsur weist auf die besondere und zentrale Bedeutung hin, die er der Adoption zumisst. Seine Formulierung und Wortwahl erwecken Assoziationen an eine Art ‚zweite Geburt‘ mit der nach den problematischen Kinderjahren in Korea ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Die Doppelleiterschaft als

⁶ Das Haus des Erzählers enthielt Erinnerungsstücke an Südkorea (z. B. ein typisch bunter koreanischer Fächer), auf die er mich bereits während des Interviews aufmerksam machte. Nach dem Interview zeigte er mir Schwarz-Weiß-Bilder seiner koreanischen Herkunftsfamilie.

⁷ Die Stegreiferzählung Il-Kyu Chois dauerte anderthalb Stunden, die Nachfrageteile umfassten einen analogen Zeitraum. Während des Interviews machte der Erzähler einen ruhigen und konzentrierten Eindruck. Zwischenzeitlich läutete das Telefon, der Informant ignorierte das Klingeln jedoch.

⁸ Il-Kyu Choi konnte als Erwachsener den persönlichen Kontakt zu seiner leiblichen Mutter wieder herstellen. Es kann daher vermutet werden, dass er heute über Informationen zum Zeitpunkt und zum Ort seiner Geburt verfügt.

⁹ Stegreiferzählungen beginnen in der Regel mit der Selbsteinführung des Erzählers als Biographieträger (vgl. Schütze, 1984: 84). Häufig wird dabei als Erstes über das Geburtsjahr und den Geburtsort informiert (vgl. Dau-sien, 1996: 142).

¹⁰ Bei dem von Il-Kyu Choi angegebenen Datum handelt es sich nicht um den Zeitpunkt seiner offiziellen, rechtlichen Adoption, sondern um den Ankunftstag in Deutschland.

strukturelle Besonderheit der Adoption scheint dem Erzähler bei der Einführung der Adoptiveltern als zentralen Ereignisträgern zunächst Schwierigkeiten zu bereiten, darauf deuten die auffälligen Satzpausen in seiner Eingangsformulierung hin. Schließlich entscheidet er sich, die sozialen Eltern mit einem ausdrücklichen Gegenwartsbezug als ‚jetzige Eltern‘ vorzustellen. Mit seiner Wortwahl weist er jedoch schon zu Beginn seiner autobiographischen Selbstdarstellung implizit auf die Existenz der ‚früheren Eltern‘ hin. Anzunehmen ist daher, dass Il-Kyu Choi sich im weiteren Erzählfortgang auch mit den leiblichen Eltern als weiteren Ereignisträgern auseinandersetzen wird. Die Gegenwartsnähe, die der Informant mit dem Temporaladjektiv ‚jetzige‘ zunächst zu den Adoptiveltern herstellt, relativiert er jedoch sofort im Anschluss mit dem Hinweis, dass die Mutter gestorben sei. Offenbar trauert er immer noch um ihren Verlust, darauf weisen seine mit Bedauern vorgetragene Worte hin, dass *»ja jetzt nur noch der Vater lebt«*.

Bereits zu Beginn seiner lebensgeschichtlichen Erzählung deutet der Informant an, dass die Beziehung zwischen den Adoptiveltern und ihm in seiner Kinder- und Jugendzeit von erheblichen Problemen überschattet ist. Nicht nur für das Ehepaar Wentz, sondern auch für das Kind Il-Kyu stellt die besondere Art der Familiengründung bzw. -erweiterung durch Adoption eine beträchtliche Belastung dar. Über einen langen Zeitraum scheint der gegenseitige Anpassungsprozess durch erhebliche Ambivalenzen geprägt zu sein.¹¹ Beide Parteien zweifeln zeitweise an der Sinnhaftigkeit, eventuell sogar am Erfolg der Adoption.¹² Als Kind und Jugendlicher macht Il-Kyu Choi aus einer noch stark ichbezogenen Sichtweise vor allem die Eltern für das (vermeintliche) Misslingen verantwortlich. So will der Erzähler – im Kontrast zu seiner gegenwärtigen Einschätzung – für diesen Lebensabschnitt rückblickend auch nicht von einer positiv verlaufenen Adoption sprechen:

»Also ich muss sagen im Nachhinein ist die Adoption gelungen aber bis die Adoption aber als Kind und als Jugendlicher war das natürlich nicht so gewesen dass man von einer gelungenen Adoption sprechen konnte zumindest auch aus meiner Sicht und ich denke auch aus der Sicht meiner Eltern damals war's zumindest sehr schwierig. Wobei sie nie gesagt haben die Adoption ist nicht gelungen aber es gab sehr viele große Schwierigkeiten.« (1/4-1/9)

¹¹ Klein-Allermann (1992: 250) zufolge ist eine Adoption ein langfristiger Prozess, „in dem Eltern und Kinder verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen“ müssen. Dazu gehören beispielsweise der Beziehungsaufbau zwischen den Eltern und dem neuen Familienmitglied, die Aufklärung des Kindes über seinen Adoptivstatus und eine angemessene Begleitung des Adoptierten bei der Bewältigung des Wissens um die doppelte Elternschaft (vgl. ebd.: 254ff.).

¹² Die Adoptionsliteratur weist auf spezifische Risiken bei der Adoption älterer Kinder aus dem Ausland hin. Diese können sich beispielsweise als Ängste, posttraumatische Belastungsstörungen oder auch eine mangelnde Bindungsfähigkeit der Kinder im Verhältnis zu den neuen Eltern bemerkbar machen (vgl. Hoksbergen, 2000: 268).

Obwohl der Biograph an dieser Stelle keine näheren Angaben über die inhaltliche Art des problematischen familiären Anpassungsprozesses macht, kann bereits aus seinen eher kondensierten Ausführungen der Schluss gezogen werden, dass sowohl die weitere lebensgeschichtliche Entwicklung der Eltern als auch die ihres Sohnes von erheblichen, offenbar auch kritischen biographischen Reflexions- und Lernprozessen in der persönlichen Wahrnehmung und Einschätzung der Adoption begleitet gewesen sein muss.¹³

Erst aus der gegenwärtigen Perspektive eines (gereiften) Erwachsenen ist Il-Kyu Choi in der Lage, die Adoption als erfolgreich zu bewerten. Es ist zu vermuten, dass der Informant seiner Mutter diese Einschätzung nicht mehr mitteilen konnte. Vor dem Hintergrund der offenbar anhaltenden Trauer um ihren Tod könnte die Hypothese formuliert werden, dass seine heutige, dezidiert positive Beurteilung auch als posthume Würdigung der Mutter verstanden werden kann, mit der er ihr ‚richtiges‘ Verhalten und Handeln noch einmal nachdrücklich und ‚offiziell‘ ehren möchte.

»wir warn aufm Markt und ham geklaut«: Zur Bewältigung belastender Erfahrungen in der Lebenswelt Kinderheim

Das Zusammenspiel von allmählicher Beherrschung der Muttersprache und Hirnreifung sowie die im Alter von zwei bis drei Jahren beginnende Ich-Entwicklung bewirken ab dem dritten Lebensjahr die Ausbildung des autobiographischen Gedächtnisses¹⁴ (vgl. Markowitsch/Welzer, 2005, passim). Il-Kyu lebte vom zweiten bis zum siebten Lebensjahr im Kinderheim, demnach in einer Zeit, an die er sich erinnern kann.¹⁵ In das defizitäre soziale Milieu der Lebenswelt Kinderheim führt der Erzähler aus seiner heutigen, westlichen Perspektive mit den Worten ein: »war alles auf unterstem Niveau. Aus unserer Sicht gesehen« (1/24-1/25). In unterschiedlichem Detaillierungsgrad entfaltet er dabei die desolaten und bedrohlichen Merkmale dieses biographischen Kindheitsrahmens im Sinne seiner Typik und kontrastiert ihn mit seinen persönlichen Anstrengungen, dennoch als handlungsfähiges Individuum zu überleben. In seiner Darstellung kehrt Il-Kyu Choi daher immer wieder auf sich selbst als zentrale Handlungsfigur (,ich‘) zurück. Auffällig ist allerdings, dass in der Erzählpassage Kinderheim bis auf eine namenslose Erzieherin, die als strenge Bewacherin der

¹³ In der Eltern-Kind-Beziehung auftauchenden Problemen widmet der Biograph keinen eigenständigen Erzählabschnitt, entsprechende Aspekte lässt er nur gelegentlich in seine Haupterzählung einfließen.

¹⁴ Unter dem autobiographischen Gedächtnis verstehen Markowitsch/Welzer (2005: 11) das Vermögen, „Ich sagen zu können und damit eine einzigartige Person zu meinen, die eine besondere Lebensgeschichte, eine bewusste Gegenwart und eine erwartbare Zukunft hat“.

¹⁵ Die Erfahrungshaltung, die Il-Kyu Choi als Biographieträger in dieser Interviewpassage gegenüber den Ereignisabläufen einnimmt, orientiert sich am institutionellen Ablaufmuster ‚Kinderheim‘.

Heimzöglinge agiert, keine weiteren singulären Ereignisträger (z. B. ein namentlich benannter Freund des Erzählers) auftreten. Das gemeinsame Leiden und die Betroffenheit der männlichen Heimkinder¹⁶ scheinen im Vordergrund zu stehen und drücken sich sprachlich durch ein – die Gruppe als kollektive soziale Einheit (vgl. Schütze, 1984: 84) betonendes – ‚wir‘, ein distanzierendes ‚man‘ oder die Verwendung des nicht näher spezifizierten Begriffes ‚Freunde‘ aus.

Die Schwere seiner ersten Lebensjahre in Südkorea versinnbildlicht der Informant mit den Worten »*Elend, Hunger und Gewalt*« (1/47). Als Indikatoren für die alltägliche Not werden von ihm unzureichende Kleidung, die monatelang getragen werden muss, und mangelhafte Hygiene genannt. Als wesentlich gravierender allerdings erweist sich die Erfahrung des permanenten Nahrungsmangels. Die Tatsache, dass das elementare Grundbedürfnis nach Nahrung nicht befriedigt wurde, sieht der Erzähler als »*Antrieb zu äh - ich sag's jetzt mal Ausflügen - um nach Essen zu suchen.*« (2/4-2/5). Mit dem Euphemismus ‚Ausflüge‘ bezeichnet er eine aktive Bewältigungsstrategie, die aus seiner Sicht als überlebensnotwendige und – letztlich realitätsgerechte – Konsequenz aus dem Nahrungsmangel resultiert. In ihrer existenziellen Not ernähren sich die Kinderheimkinder von entsorgten Überresten: »*wir sind - von einem Abfall - korb zum andern Abfallkorb gelaufen und haben geguckt ob's da was zu essen gibt*« (2/5-2/7). Da die ‚legale‘ Form der Nahrungsbeschaffung nicht zur alleinigen Versorgung ausreicht, sind die Kinder gezwungen, auch auf gesetzwidrige Aktionen zurückzugreifen (»*wir warn aufm Markt und ham geklaut*«; 3/10-3/11).

Neben Elend und Hunger greift Il-Kyu Choi als weitere bedeutsame Erfahrung seiner Kindheit die vonseiten der Erzieherinnen des Kinderheims ausgehende Gewalt auf. Lamnek/Ottermann (2004: 173) zufolge lässt sich

„Gewalt als Handeln [...] (wertneutral) definieren als (Versuch der) Beeinflussung des Verhaltens (Denkens, Fühlens, Handelns) anderer mittels der Anwendung oder Androhung von physischem oder psychischem Zwang“.

In der vom Informanten thematisierten Gewalt lassen sich entsprechende Aspekte wiederfinden. So sanktionieren die Erzieherinnen zum einen Verstöße gegen die strenge Heimordnung unnachgiebig durch Peitschenhiebe auf unterschiedliche Körperteile, zum anderen wird den Heimkindern beim Verlust der nur aus Gummi bestehenden und bei Kälte nicht wärmenden Schuhe die Nahrung entzogen.

In Anlehnung an Wahl (2009: 141) kann das Kinderheim als früher gesellschaftlicher Lernort von Gewalt angesehen werden. Die übermächtigen Ereignisse und Erfahrungen in

¹⁶ Jungen und Mädchen wachsen in dem Kinderheim strikt getrennt voneinander auf.

der Institution prägen das Kind Il-Kyu nachhaltig. Im Sinne eines Modelllernens übernimmt der Informant die Handlungsorientierung der Erzieherinnen, in der Folge verfügt er nur über eine Strategie der Auseinandersetzung und Konfliktlösung – Gewalt: *»das war die einzige Sprache die ich kannte.«* (5/37). Vor dem Hintergrund seiner in Deutschland erworbenen Wert- und Normvorstellungen scheint er die damalige defizitäre kommunikative Kompetenz und den Einsatz von Gewalt heute tendenziell zu bedauern, denn rechtfertigend formuliert er: *»ich [hab's; E. B.-B.] auch gelernt bekommen [...] ich hab's auch von den Erwachsenen gesehn.«*; 5/37-5/38). Während seiner koreanischen Kindheit wird er Gewalt dagegen als legitimes und nicht zu hinterfragendes Mittel des Überlebens empfunden haben.¹⁷

Sowohl der Nahrungsmangel als auch die erlernte ‚Sprache‘ der Gewalt führen dazu, dass der Erzähler Gewalt seinerseits in Korea einsetzt, wie er bereits zu Beginn seiner Stegreiferzählung bekundet: *»Auch zum Teil auch selbst - Gewalt natürlich ausgeübt«* (1/49). Die Verwendung des Adverbs ‚natürlich‘ lässt vermuten, dass Il-Kyu Choi die selbst praktizierte Gewalt als logische und moralisch vertretbare Konsequenz sowohl seiner Leidenserfahrungen als auch des Lernens am Modell ansieht. Gleichwohl scheint ihm die Thematisierung dieses Phänomens schwerzufallen. Darauf deuten sowohl die kurze Sprechpause vor dem Wort ‚Gewalt‘, die fehlenden Aussagen zu den Formen der selbst ausgeübten Gewalt als auch eine offensichtliche Divergenz in der Darstellung der erinnerten und erzählten Anteile hin: Die stark kondensierten und verhaltenen Ausführungen zur selbst praktizierten Gewalt – er verweist nur einmal explizit auf Bandenkriege – legen in ihrer Formulierung die Vermutung nahe, dass Il-Kyu Choi diese viel häufiger ausübte, darüber aus Gründen einer positiven Selbstdarstellung nicht en detail berichten möchte.

Als zusätzliche zentrale Erfahrung erweist sich für den Informanten, dass nur die erfolgreiche Integration in eine soziale Gruppe sich gegenseitig unterstützender Kinder eine Überlebenssicherheit bietet, ein Einzelgänger als isoliertes Individuum dagegen mit ungleich prekäreren Lebensdeterminanten und -perspektiven konfrontiert ist:

»überleben konnte man ja eigentlich nur - wenn man in eine Gruppe integriert war. Also ein Außenseiter hatte es schwer gehabt. Denn nur in der Gruppe konnte man äh stark sein - konnte man überleben.« (2/8-2/11)

Il-Kyu Choi akzentuiert, dass er nicht nur Mitglied einer Gruppe war, sondern sich sogar als Anführer einer größeren Kinderbande positionieren konnte: *»Ich hatte Glück ich war Kinderbandenführer. Seit ich denken kann war ich Kinderbandenführer von mindestens zehn*

¹⁷ Schachinger (2005: 36) zufolge ist der uns umgebende kulturelle Rahmen „maßgeblich daran beteiligt, was wir als angemessen, moralisch, richtig, gut oder schön empfinden“.

Kindern« (2/12-2/14). Körperliche Agilität (er war »*sehr flink*«; 3/40), die Bereitschaft, Verantwortung in der Gruppe zu übernehmen und auch ein mit Gewalt korrespondierendes Durchsetzungsvermögen dürften ebenso wie seine ausgeprägte oppositionelle Haltung gegen die Heimordnung und das dortige Personal¹⁸ dazu beigetragen haben, dass er die Anerkennung der anderen Kinder erwerben und seine starke Position als Kinderbandenführer einnehmen und verteidigen konnte.

In der Stegreiferzählung ist der Biograph jedoch bestrebt, sich als Typus des Antihelden zu präsentieren, der seine besondere Stellung gerade nicht seinen physischen und psychischen Leistungen, sondern einer näher nicht bezeichneten glücklichen Fügung zu verdanken hatte. Denkbar wäre, dass Il-Kyu Choi aus Gründen des Selbstschutzes nicht bereit ist, insbesondere die Umstände und Vorgehensweisen zu beschreiben, die ihm geholfen haben, den Rang eines Bandenführers auch mit Gewalt zu erreichen. Einer möglichen negativen Bewertung versucht der Erzähler weiterhin zu begegnen, indem er sich mit sozialer Kompetenz ausstattet. So betont er seine selbstlose Einstellung, mit der er schwächere Bandenmitglieder unterstützt – zugleich ist ihm aber durchaus bewusst, dass er sich durch dieses Verhalten psychische und physische Vorteile in der Peergroup verschaffen kann.¹⁹ Zu ihnen gehören einerseits die seinen Selbstwert stärkende Anerkennung, die ihm in seiner Führungsposition von den anderen entgegengebracht wird, andererseits ihre Bereitschaft, ihn bei tätlichen Auseinandersetzungen mit anderen Gangs zu unterstützen. Seine als reziprok-altruistische zu bezeichnende Einstellung verdeutlicht er mit den Worten: »*ich als Bandenführer hab sogar oft auf Essen verzichtet - nur damit die andren was zu essen hatten. Denn ich wusste ganz genau die stehn dann auch hinter mir*« (6/19-6/21). Mit seinen Erzählungen hat der Biograph ein eindrückliches Bild der von ihm erlebten – und vor allem erlittenen – koreanischen Lebenswelt entworfen. So erscheint es nicht verwunderlich, dass er bereits zu einem relativ frühen Zeitpunkt seiner narrativen Selbstdarstellung, d. h. nach ca. acht Erzählminuten, seine (heutige) Erleichterung darüber bekundet, adoptiert worden zu sein. Die Adoption hat ihn – so seine Annahme – vor dem Tod bewahrt:

»also ich muss wirklich sagen ich bin sehr froh dass ich adoptiert worden bin. Denn äh wenn ich's nicht wäre dann wär ich auch heute nicht mehr da. Das (is?) eins was sicher ist« (3/24-3/25)

¹⁸ Das Kind Il-Kyu war nicht bereit, sich den Anordnungen der Heimerzieherinnen unterzuordnen und ihre Autorität anzuerkennen. In einer bildhaften Sprache formuliert er: »*Für mich warn die Erwachsenen mehr son rotes Tuch wie beim Stierkampf so ähnlich und äh - hab natürlich dann auch entsprechend auch so agiert.*« (2/36-2/38).

¹⁹ Welche herausragende Bedeutung seinem leistungsorientierten Einsatz zur Erhaltung seiner Führungsposition zukommt, erfährt der Informant, als er krank wird; ein anderes Gruppenmitglied erweist sich als stärker und Il-Kyu verliert seine Stellung als Bandenführer.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Informant sich in der Erzählpassage ‚Kinderheim‘ nicht nur als Erleidender der lebensgeschichtlichen Ereignisse präsentiert, sondern auch als ein aktiv handelndes Subjekt. Er verfügt über die personalen Ressourcen Belastungsfähigkeit und innerpsychische Widerstandskraft; mit ihnen kann er der Bedrohung seiner Existenz energisch begegnen und erfolgreiche Strategien entwickeln, die sein physisches und psychisches Überleben gewährleisten.

Neben inhaltlichen Aspekten, die die Vehemenz seines Widerstandes offenbaren, verweist auch die Sprache des Erzählers auf eine Orientierung an Handlungen. So bevorzugt er Darstellungen von sozialen Situationen, in denen aktive und vor allem erfolgreiche Bewältigungsformen gefragt sind. Über negative Gefühle, beispielsweise die Angst vor dem Verhungern oder Wut auf die brutalen Erzieherinnen, berichtet er dagegen nichts. In ihnen würde sich (auch) ein den damaligen widrigen Lebensumständen ohnmächtiges ‚Ausgeliefertsein‘ widerspiegeln. Diesen Blick auf seine koreanische Lebensgeschichte kann der Informant offenbar nicht zulassen, und so werden diesbezügliche Aspekte dethematisiert.²⁰

Zusätzlich zu den bisher vorgestellten Überlebensstrategien des Informanten ist eine weitere bemerkenswert, sie lässt sich als imaginierte ‚Entheimung‘ bezeichnen. Auf die unmenschlichen und defizitären Lebensbedingungen in dem Kinderheim reagiert Il-Kyu mit einem Rückzug in die Welt der Fantasie: Er nutzt positiv besetzte Tagträume zur psychischen Entlastung. In seiner ‚inneren Erfahrungswelt‘ (vgl. Schütze, 1984: 91) erscheint ihm Amerika als gelobtes Land:

»Und - ja ich hab immer davon geträumt dass ich mal nach - Amerika komme denn Amerika war das einzigste Land das ich so kannte wahrscheinlich durch die amerikanischen Soldaten obwohl ich selber keine gesehn habe aber irgendwie war einem das bewusst es es gab ein Ausland und das gelobte Land sag ich jetzt mal war damals für uns alle - Kinder Amerika weil wir das schon n paar mal mitgekriegt haben dass Kinder abgeholt worden sind und wir haben gesehen sie wurden erst richtig eingekleidet sind mit 'm Taxi abgeholt worden und dann warn se weg und wir wussten alle mehr oder weniger sind alle nach Amerika gekommen.« (1/31-1/39)

Amerika ist dem Biographen zwar nur mittelbar über die in Südkorea stationierten US-Soldaten bekannt, gleichwohl scheint dieses ferne »Ausland« – genährt durch eigene Beobachtungen und Erzählungen der Betreuerinnen (»es hieß halt einfach - wenn wir Glück haben kommen wir nach Amerika.«; 1/43-1/44) – im gemeinsam geteilten Verständnis der Heimkinder mit idealtypischen Vorstellungen assoziiert gewesen zu sein. In ihrer Lebens-

²⁰ Eine Tendenz des Erzählers zur Dethematisierung negativer innerer Gefühlszustände findet sich auch in anderen Interviewpassagen. Diese Art der Selbstpräsentation könnte als Hinweis auf eine besondere innere

welt werden die vagen Vorstellungen über eine bessere Zukunft in Amerika zudem durch sichtbare (kulturelle) Zeichen wie beispielsweise neue Kleidung und die Abholung durch ein Taxi untermauert. Il-Kyu Choi hat nach eigenen Angaben in Deutschland eine katholische Erziehung genossen. Offenbar vor diesem Hintergrund titulierte er Amerika in glorifizierenden Worten als »*das gelobte Land*« und erinnert damit an die biblische Vorstellung von Israel als einem Land, in dem ‚Milch und Honig fließen‘. Als Gegenwelt zu Korea scheint Amerika für die Heimkinder eine Art ‚Paradies‘ zu sein, mit dem die Hoffnung auf ein Entkommen aus den desolaten Verhältnissen verknüpft ist.

Der Erzähler muss freilich realisieren, dass sein Traum vom gelobten Land nicht in Erfüllung gegangen ist, er ist »*nicht nach Amerika gekommen sondern nach Deutschland.*« (1/41). In dem ihm damals unbekanntem institutionellen Akt der Adoption (»*Wir haben von Adoption natürlich nichts gewusst*«; 1/42-1/43) ist er entgegen seinen Träumen und ungefragt nach Deutschland gebracht worden. In der Formulierung des Erzählers schwingt ein Bedauern, möglicherweise sogar eine Kritik darüber mit, dass ihn niemand auf die Adoption und die damit verbundene radikale und mit zahlreichen Problemen behaftete Änderung seiner Lebenswelt²¹ vorbereitet hat. Erkennbar wird in diesem Erzählkontext, dass sich das Kind Il-Kyu in einem Spannungsfeld zwischen den Erwartungen, in ein ‚gelobtes Land‘ zu kommen, und den Ängsten vor einer ungewissen Zukunft befunden haben muss.

»*das war n Kulturschock*«: Ankunft in Deutschland

Mit seinem Eintreffen in Deutschland hat Il-Kyu sowohl sein alltägliches Lebensumfeld als auch die bisherigen sozialen Beziehungen verloren. Als siebenjähriger Spätadoptierter²² tritt er in eine neue Lebenswelt ein, in ihr ist er gefordert, ihm bisher weitgehend unbekannte Erfahrungen zu bewältigen. Aus der Perspektive des ehemaligen Fremden – und augenscheinlich angereichert durch Erzählungen der Adoptiveltern – berichtet er recht detailliert über verschiedene Ereignisse, die ihm in diesem Zusammenhang als erstaunlich, bedrohlich und problematisch erschienen. Bei seiner Annäherung an die soziostrukturellen Gegebenheiten

Bearbeitungsstrategie Il-Kyu Chois interpretiert werden. Mit ihr schützt der Informant sich zumindest partiell vor erlittenen psychischen Verletzungen, die ihm als schwer bewältigbar erscheinen.

²¹ Zum Begriff Lebenswelt führt Alheit an, er dürfe nicht „als ›Topos‹ mißverstanden werden, als bestimmter Ort, der sich von anderen Lokalitäten oder Segmenten des Lebens qualitativ unterscheidet. Lebenswelt ist ein Set vorbewußter, halbbewußter, u. U. auch bewußtseinsfähiger Orientierungsstrukturen, eine reflexiv nicht unbedingt zugängliche ›Wissensressource‹, auf die ein sozialer Akteur zurückgreifen kann, um sich im Alltag problemlos zu bewegen. Lebenswelt ist, um es zuzuspitzen, latent verfügbares und in konkreten sozialen Situationen immer wieder aktualisiertes *Basiswissen*“ (Alheit, 1994: 43f.; i. O. kursiv).

²² Eine einheitliche Regelung des Begriffes Spätadoption liegt in der Literatur nicht vor. In Anlehnung an die Sprachregelung des Jugendamtes Frankfurt am Main verwendet Rodriguez Drescher (2006: 67) den Begriff Spätadoption beispielsweise für die Adoption von Kindern im Alter zwischen drei und zwölf Jahren.

ten des Aufnahmelandes und dem Versuch, das Verhältnis zur Lebenswelt der „in-group“ (Schütz, 2002: 83) zu bestimmen und sich in dieser zurechtzufinden, stellt der Erzähler fest, dass er seine in Korea eingeübten und erprobten Handlungsschemata nicht mehr erfolgreich einsetzen kann. Die daraus resultierende hochgradige Verunsicherung, mit Schütz (2002: 73) kann sie auch als „Krisis“ bezeichnet werden, äußert sich in Gefühlen von Hilflosigkeit und Ablehnung aber auch in Form einer gravierenden psychischen Orientierungslosigkeit.

Am Flughafen von [B-Stadt] wird Il-Kyu, der gemeinsam mit koreanischen Begleiterinnen und anderen zur Adoption vorgesehenen Kindern angereist ist, von seinen Adoptiveltern, dem Ehepaar Wente, und deren leiblichem vierjährigen Sohn abgeholt.²³ Der erste Kontakt ist – vermutlich beiderseits – von Irritationen geprägt. Die Darstellung des Biographen lässt auf eine positive Erwartungshaltung und Vorfreude der Familie Wente auf das neue (Geschwister-)Kind schließen. Il-Kyu steht der ersten Begegnung jedoch eher abweisend gegenüber: *»Ich hab mich für meine E_ für meine zukünftigen Eltern gar nicht interessiert.«* (4/25-4/26). Auch der von seinem *»Bruder«* (4/26)²⁴ als Geschenk vorgesehene Teddy, Ausdruck einer unbeschwerten Spielkultur, übt auf Il-Kyu Choi keinerlei Reiz aus (*»Und äh der wollte mir einen Teddy überreichen aber ich hab mich dafür gar nicht intressiert.«*; (4/28-4/29). Das Verhalten der beiden Parteien erscheint nachvollziehbar. Während die Eltern sich bewusst für die Adoption entschieden haben und sich – unter anderem mit einem Foto des zukünftigen Sohnes – darauf vorbereiten konnten, ist dem Biographen jegliche Information über eine neue familiäre Bindung vorenthalten worden. Gefühle von Unvertrautheit, Unverständnis und möglicherweise Erstaunen, die ihn in der damaligen Situation auch begleitet haben dürften, artikuliert er mit den Worten: *»Dass ich jetzt neue Eltern bekommen würde - also war mir völlig fremd«* (4/31-4/32).

Noch auf dem Flughafen muss der Erzähler erkennen, dass ihn niemand mehr versteht, eine Annahme, von der er als Kind offenbar selbstverständlich ausgegangen ist. Auch die ihm bekannte nonverbale Kommunikation hat nur noch begrenzt Gültigkeit. Der Informant muss zur Toilette, kann sich den Eltern aber weder verbal noch durch Gesten verständlich machen:

»Ich musste Wasser lassen aber kein (unverständlich) wie ich's jetzt sagen sollte dass ich äh Wasser lassen muss. Und ich hab immer nur so meine Hand vor die

²³ Wie bereits erwähnt, war es in den Anfangsjahren der Auslandsadoption durchaus üblich, dass sich Adoptiveltern und -kind am Flughafen des Aufnahmelandes das erste Mal trafen.

²⁴ Auffällig ist, dass der Erzähler im gesamten Interview signifikante Andere aus dem familiären und damit engsten Bereich – dazu zählen der Bruder, weitere Geschwister, seine Ehefrauen und die eigenen Kinder – nicht mit den (Vor-)Namen benennt.

*Blase gehalten sozusagen und so komische Bewegungen gemacht anscheinend«
(4/35-4/37)²⁵*

Erst mit einer zeitlichen Verzögerung versteht ihn zumindest die Mutter. In dieser misslichen Lage beginnt der Erzähler bereits zu ahnen, dass sich sein kulturelles und soziales Umfeld grundlegend geändert hat, ein schlüssiges Erklärungsmuster, das ihm das Verstehen dieser dramatischen Veränderung ermöglicht hätte, steht ihm aber noch nicht zur Verfügung. Seine hilflose, von Verwirrung und Unverständnis geprägte Lage dokumentiert er mit den Worten: *»Ja und da hat man hab ich schon gemerkt also ich bin wo ganz anders. Ich konnt mir aber noch nichts zusammenreimen was es ist und warum ich da bin.«* (4/38-4/40). Auch an weiteren Alltagssituationen wird deutlich, dass vertraute Formen der Verständigung auf der verbalen Ebene nicht mehr existieren. So ist beispielsweise eine Kommunikation mit dem Bruder nicht möglich. Die rudimentären Kenntnisse der koreanischen Sprache, die die Adoptiveltern erworben haben, führen zu weiteren Missverständnissen. Ihren auf Koreanisch geäußerten Gutenachtwunsch interpretiert er missverständlich als ‚Bonbon‘: den erwartet er jeden Abend als Geschenk, erhält ihn zu seiner Enttäuschung aber nicht.

Die weiteren Eindrücke Il-Kyus, die sich als Kulturkontrafterfahrungen bezeichnen lassen, sind ebenfalls von erheblichen Irritationen geprägt. Technische Medien wie Radio und Fernsehen sind ihm unbekannt, und im Gegensatz zu seiner Situation in Korea verfügt er nun über etwas, das nur ihm gehört: *»eigene Spielsachen«* (5/23), *»eigenes Bett«* (5/23); beide Formulierungen wiederholt der Informant jeweils und betont damit ein starkes – offenbar bis heute anhaltendes – Erstaunen über diese veränderte Realität. Ungläubig registriert er zudem, dass ihm in Deutschland ein ausreichendes Nahrungsangebot zur Verfügung steht. Seine diesbezügliche Erfahrung kann er aber nicht in seine Handlungen einfließen lassen, zu tief scheint er den Zustand des Nahrungsmangels verinnerlicht zu haben. Er legt sich einen Essensvorrat an,²⁶ den er regelmäßig vor ‚feindlichen Plünderungen‘, wie sie ihm aus Korea sicherlich bekannt waren, kontrolliert. Möglicherweise aufgrund einer Geschwisterrivalität entwendet der Bruder Nahrungsmittel aus dem Depot des Erzählers. Auf diesen aus seiner Sicht existenzbedrohende Angriff des Bruders reagiert der Informant mit dem ihm zu jener Zeit einzig zur Verfügung stehenden Mittel, nämlich der körperlichen Gewalt: *»ich bin dann gleich gewalttätig geworden das war das Einzigste was ich gut konnte gleich mich verteidigen«*

²⁵ Die von Il-Kyu Choi gewählte Formulierung *»anscheinend«* legt nahe, dass sich an dieser Stelle seine eigenen Erinnerungen mit Erzählungen aus zweiter Hand, nämlich denjenigen der Eltern, vermischen.

²⁶ Auf unterschiedliche Essstörungen – beispielsweise das Horten von Lebensmitteln –, die nach der Ankunft der Adoptivkinder in Deutschland auftreten, weist auch die Adoptionsliteratur hin. Das Horten resultiert aus der Angst der Kinder vor der Wiederholung eines im Herkunftsland erlebten Nahrungsmangels (vgl. Lange, 2006: 85).

gen« (5/34-5/35). Ein definitives Verständnis dafür, dass in Deutschland keine Hungersnot herrscht und das Anlegen von Reserven somit nicht notwendig ist, kann er erst in einem langwierigen und problematischen biographischen Lernprozess erwerben: *»Ich hab lange nicht verstanden dass es jeden Tag weiterhin Essen gab es hat sehr lange gedauert bis ich verstanden habe dass es keine Hungersnot gibt.«* (6/12-6/14).

Neben dem Horten von Lebensmitteln greift der Erzähler auf ein weiteres in Korea eingeübtes Handlungsmuster zurück: das freiwillige Teilen von Lebensmitteln. Mit diesem Vorgehen hat er sich in Korea erfolgreich die Achtung und Anerkennung der Bandenmitglieder erworben und damit zum Teil sein psychisches Überleben gesichert. Offensichtlich geht er davon aus, dass dieses Rezeptwissen auch im deutschen Lebensumfeld geeignet ist, sich die Zuneigung und Achtung anderer Kinder zu sichern. Sein Vorgehen erweist sich jedoch als kontraproduktiv: Kinder, die er auf der Straße trifft, weisen die ihnen angebotenen Nahrungsmittel zu seinem Befremden zurück. Ihr Verhalten begreift er als Abwertung seiner Person und betont nachdrücklich, wie tief ihn diese Erfahrung verletzt hat.

In Korea bot der vertraute lebensweltliche Kontext Il-Kyu Choi eine gewisse Sicherheit im Umgang mit Alltagserfordernissen und vermittelte ihm vor allem das Gefühl, auch unter extrem defizitären Lebensbedingungen über eine aktive Handlungskompetenz zu verfügen. Die neuen, im existenziellen Sinne weitaus positiveren Verhältnisse in Deutschland stellen für ihn dagegen eine ständige Quelle von gravierenden Verunsicherungen dar. Die hiesigen Regeln des Alltagshandelns sind ihm unbekannt, und so fühlt er sich dem Geschehen (zunächst) schicksalhaft ausgeliefert. Letztlich führen sowohl die übergreifende ‚Sprachlosigkeit‘ als auch die bittere Erfahrung, dass seine bisherige aktive Handlungsorientierung in Deutschland keine Fortsetzung finden kann, bei Il-Kyu Choi zu einem akuten, zeitlich gleichwohl befristeten ‚Orientierungszusammenbruch‘ (vgl. Schütze, 1983: 288): *»Und äh ja ich hab in der ersten Zeit gar nicht gewusst was eigentlich los ist.«* (5/10). Der Biograph kann die Ereignisse in Deutschland nicht deuten und einordnen, und so reagiert er in dieser, von extremer Hilflosigkeit und Selbstentfremdung gekennzeichneten Notsituation mit Hospitalismus und einem starken autoaggressiven Verhalten:

»ich hab immer mit dem Oberkörper so hin und her gewippt. Und aus meiner Verzweiflung hab ich mir dann selbst Wunden beigebracht den Kopf gegen die Heizung geschlagen und so Sachen.« (5/11-5/14)

Die bisherigen Schilderungen des Biographen lassen erkennen, dass der Wechsel vom Geburtsland Korea in das Aufnahmeland Deutschland durch komplexe und teilweise nicht zu beherrschende psychische Belastungen gekennzeichnet ist. Ihre Radikalität verdeutlicht der

Informant aus der Retrospektive mit einem ihm heute geläufigen theoretischen Begriff: *»im Nachhinein sag ich natürlich das war n Kulturschock.«* (5/24-5/25).²⁷ Mit Blick auf die Forschungspositionen von Fritz Schütze lässt sich das in dieser Erzählsequenz von Il-Kyu Choi eingenommene Haltungsprinzip als Verlaufskurve interpretieren.²⁸ Die auf ihn einstürmenden negativen Ereigniskaskaden versucht der Informant mit reaktiven Verhaltensweisen, die ihm aus der sozialen Ordnung Kinderheim vertraut sind, unter Kontrolle zu bringen. Seine Bemühungen bleiben jedoch erfolglos.

In seiner Stegreiferzählung bemüht Il-Kyu Choi sich immer wieder, die vermuteten Empfindungen seines sozialen Umfeldes zu berücksichtigen. Ein derartiges Vorgehen findet sich auch in der Interviewpassage ‚Ankunft in Deutschland‘. Neben der Thematisierung eigener krisenhafter Erfahrungen, die aus der Unvertrautheit mit dem veränderten Lebensumfeld resultieren, beleuchtet er einfühlsam aber kondensiert die Krise, die er für die neuen Familienmitglieder produziert. Im Erzählkontext ‚selbstverletzendes Verhalten‘ veranschaulicht er die damalige Perspektive der Adoptiveltern mit der Formulierung: *»Also für meine Eltern war's sicherlich sehr schwierig in dieser Zeit.«* (5/14). Seine tätlichen Übergriffe auf den Bruder kommentiert er bedauernd: *»also er musste da sicherlich viel leiden drunter«* (5/36).

»war ich der einzige Ausländer«: Rassismuserfahrungen

Der Informant hat bei seinem Eintreffen in Deutschland das offizielle Einschulungsalter von sechs Jahren bereits um ein Jahr überschritten, und die Eltern entscheiden sich, den Sohn bereits vier Monate nach der Ankunft, ungeachtet seiner defizitären Kenntnisse der deutschen Sprache und seiner vielfältigen sozialen Integrationsprobleme, einzuschulen. In der folgenden Erzählpassage²⁹ beleuchtet der Biograph die aus seiner Sicht heikle und mit dem Risiko des Scheiterns behaftete Entscheidung (*»es war ganz schön gewagt dass meine Eltern das gemacht haben besonders meine Mutter. Dass sie das gemacht hat«*; 7/6-7/7) aus zwei differierenden Blickwinkeln: 1. Als Erwachsener versucht er, die Entscheidung der Mutter

²⁷ Der Kulturschock, den der Biograph erlitten hat, kann in drei unterschiedliche Bereiche gegliedert werden: 1. historische Differenz zwischen Vormoderne (Korea) und Spätmoderne (Deutschland); 2. abweichende kulturelle Muster in Korea und Deutschland; 3. Unterschied, der aus der sozialen Klassenzugehörigkeit resultiert. Dodd (1998: 275) definiert den Begriff Kulturschock (*culture shock*) als: „The stress associated with adapting to a new culture or unusual context“. Zu möglichen Stadien und Begleiterscheinungen eines Kulturschocks vgl. Dodd (ebd.: 156ff.).

²⁸ Zum Konzept der Verlaufskurve vgl. Schütze (1983: 288ff. und 1996: 116ff.).

²⁹ Die Erfahrungshaltung, die der Erzähler gegenüber den nun folgenden Erlebnissen einnimmt, orientiert sich vorrangig am institutionellen Ablaufmuster ‚Schule‘. Der Erfahrungsablauf dieses gesellschaftlichen ‚Erwartungsfahrplans‘ kann „in der rechtzeitigen, beschleunigten, verzögerten, behinderten, gescheiterten Abwicklung der einzelnen Erwartungsschritte“ (Schütze, 1984: 92) bestehen. Zu dem von Fritz Schütze geprägten Begriff des institutionellen Ablaufmusters vgl. Schütze (1984: 92ff.).

positiv zu bewerten (*»also im Nachhinein bin ich ja froh dass sie das gemacht hat«*; 7/23-7/24) und Verständnis für ihren Entschluss aufzubringen. Il-Kyu Chois Ausführungen legen nahe, dass er vornehmlich mit seiner Mutter über die frühzeitige Einschulung gesprochen und ihr den Entschluss möglicherweise als unangemessene Maßnahme vorgehalten hat. In seiner um Ausgleich bemühten Sichtweise nimmt er Bezug auf Argumente, die sie ihm zur nachträglichen Rechtfertigung ihres Vorgehens genannt hat: Einerseits kann sie ihm als seine Klassenlehrerin bei auftretenden Lern- und sozialen Problemen zur Seite stehen, andererseits ist der Sohn weit entwickelt und eine zu große Altersdifferenz zwischen ihm und den Mitschülern erscheint ihr nicht empfehlenswert. Der mütterlichen Einschätzung setzt der Biograph seine persönliche Perspektive entgegen, indem er auf eigene negative Erfahrungen rekurriert. Bereits ohne ausreichende Deutschkenntnisse wäre sein zeitiger Schuleintritt problematisch gewesen. Ihm haftet neben defizitären Sprachkenntnissen jedoch ein weiterer ‚Makel‘ an: Er ist der einzige Ausländer an der Schule. In dieser doppelt exponierten Position erfährt er bereits wenige Monate nach seiner Ankunft ein erhebliches Maß an Rassismus:

»und dann in die Schule zu kommen wo man kaum Deutsch konnte also das war schon sehr schwer. Und äh ja das war - - ich bin viel gehänselt worden natürlich. Ganz klar. Dort in der Schule wo ich war. War in einem Dorf bei [O-Stadt] äh war ich der einzige Ausländer - auf der ganzen Schule. Das war damals nich so äh ja noch nich so - von Ausländern durchsetzt sag ich mal. Durchsetzt die Schule. Und ich war das einzige Kind aus Asien« (7/12-7/18)

Die zögerliche, mit Zäsuren versehene Formulierung (*»Und äh ja das war - - ich bin viel gehänselt worden natürlich. Ganz klar.«*) lässt auf negative emotionale Empfindungen des Biographen durch die verbalen Attacken der Gleichaltrigen schließen, beispielsweise Wut, Verletzung oder Trauer. Seine damaligen Emotionen kann er freilich nicht offen darlegen, sondern er scheint sich eher zu bemühen, den verbalen, vermutlich einem biologischen Rassismus zuzurechnenden Attacken der Mitschüler ein gewisses Verständnis entgegenzubringen. Als hör- und sichtbarer – durch die überaus ferne Herkunft (*»das einzige Kind aus Asien«*) möglicherweise sogar bedrohlich erscheinender – Fremder, stellt er eine Person dar, die gemäß der (nationalen) „Wir-Imaginationen“ (Mecheril, 2007: 7) nicht in das dörfliche Umfeld gehört und folgerichtig Diskriminierung ausgesetzt ist. Die Worte des Informanten deuten an, dass er mit seinem Eintreffen in ein physiognomisch und sprachlich homogenes gesellschaftliches Territorium eingedrungen ist, in das er als asiatisch aussehender Ausländer mit zudem mangelhaften Kenntnissen der deutschen Sprache nicht gehört und wo er demzu-

folge stört.³⁰ Fragt man nach der Funktion, die eine Inschutznahme der Mitschüler und die damit implizit einhergehende Rechtfertigung eigenen Erleidens für Il-Kyu Choi haben könnte, so erscheint die Lesart naheliegend, dass er mit seiner moralischen Einschätzung anhaltende psychische Beschädigungen abwehren und sich so vor eventuell schmerzhaften Reflexions- und (Neu-)Interpretationsprozessen bewahren möchte. Wie in dem oben stehenden Zitat ersichtlich wird, ist der Informant als ein von Diskriminierung Betroffener auch nicht frei von hiesigen gesellschaftlichen Diskursen; „passiv-reproduzierend“ (Caspari, 1997: 234) übernimmt er abwertende und ausschließende Fremdzuschreibungen. Zur Kennzeichnung seiner isolierten Situation als Ausländer, der in den 1970er-Jahren in einem kleinen Dorf lebt, verwendet er – wenn auch mit einigem Zögern und einem relativierendem »*sag ich mal*« – jene rassistisch konnotierte Formulierung (»*von Ausländern durchsetzt*«).³¹

Den Erzählfaden ‚neue soziale Welt Schule‘ weiterführend, entwirft Il-Kyu Choi ein eindringliches Bild seines Umfeldes. In ihm schließen sich die etablierten Schüler zusammen und behandeln ihn als *Persona non grata*: »*damals war das für mich sehr schwer Kontakt zu finden. Ich war damals wirklich richtiger Außenseiter.*« (7/24-7/25).³² Im internen Nachfrage teil (iN) erläutert der Informant sein Außenseitertum näher, es beinhaltet die soziale Isolation: »*Und dass man geschnitten wird - hat keiner mit mir gesprochen und ich stand immer alleine - - in der Schule in dem Schulhof*« (iN 2/30-2/31). Der soziale Beziehungsaufbau zu den Mitschülern – eine Voraussetzung für das selbstwertstärkende Erleben von Zugehörigkeit – gestaltet sich für ihn problematisch. Verwehrt ist dem Informanten damit das ihm aus Korea bekannte Gefühl, Teil einer Ingroup zu sein.

In der Hauptidee berichtet Il-Kyu Choi nicht detailliert über die Hänseleien. Um das Erzählpotenzial des Biographen weiter auszuschöpfen, habe ich ihn im internen Nachfrage teil gebeten, noch einmal Situationen zu schildern, in denen er gehänselt wurde.³³ Auf meine

³⁰ Bezogen auf das Phänomen der Fremdheit spricht Baumann (2005: 101f.) von der „unverzeihliche[n] Ursünde des späten Eintritts“. Die Fremden haben nicht „von Anfang an“, „ursprünglich“, „schon immer“ [...] in diese Lebenswelt“ gehört.

³¹ Zur Realität des rassistischen Diskurses, an dem die faktischen und potenziellen Opfer von Rassismus teilhaben und den sie (unfreiwillig) reproduzieren vgl. Kalpaka/Räthzel (1990), Caspari (1997). Zu gesellschaftlichen Diskursen, die „hinter dem Rücken der Akteure“ (Rosenthal, 2005: 172) wirksam werden, vgl. Rosenthal (2005).

³² Mit seiner Imagination erinnert der Biograph an die Feldstudie von Elias und Scotson, die am Beispiel einer englischen Gemeinde das „universal-menschliche[] Thema“ (Elias/Scotson, 1993: 7) der ungleichen Beziehung zwischen Etablierten und Außenseitern empirisch analysiert haben. Ein Ergebnis ihrer Untersuchung lautet, dass die Etablierten eine gemeinsame Lebensweise und einen Normenkanon ausgebildet haben, der durch die Außenseiter gestört wird. Deshalb fühlen sich die Etablierten in ihrer gewohnten Art zu leben bedroht. Da sie über die entsprechende symbolische und materielle Macht verfügen, ist es ihnen möglich, sich von den Außenseitern abzugrenzen.

³³ Diese Bearbeitungsweise entspricht dem Forschungsverfahren des narrativen Interviews; vgl. Glinka (1998: 14ff.). Zur Notwendigkeit von Vertiefungsfragen vgl. auch Rosenthal (2005: 152ff.).

Intervention hin berichtet er von Erlebnissen, die dem biologischen Formenkreis des Rassismus zugerechnet werden können:

»Also ich bin immer beschimpft worden Chinese und Tsching Tschang Tschong was man da so an Sprüchen losgelassen hat. So natürlich so irgendwie auch Ausländer warn auch irgendwie n Stück dumm ne ja das hat man auch ganz stark gespürt ja. Grad weil ich da ja auch noch kein richtiges Deutsch konnte oder - eigentlich noch gar net Deutsch richtig konnte ne mh war ich auch son bisschen als der Dumme verschrien aber am meisten natürlich - als Ausl_ A_ A_ Ausländerfeindlichkeit - hab ich da ganz stark gespürt ne als Kind. Das hab ich nich gemerkt ich hab's nich gewusst was Ausländerfeindlichkeit is aber dieses ständige Hänseeln ne das war sehr schwierig. Jeden Tag - - also pf - das hab ich natürlich nich so gekannt gell und ich kam mit der Situation auch gar nicht gut zurecht wenn Mädchen und Jungens mich da gehänselt haben.« (iN 2/1-2/9)³⁴

Ungeachtet meiner Aufforderung nimmt der Informant keine detaillierte Schilderung der Hänseleien vor. Möglicherweise will er schon im Vorfeld psychische Verletzungen abwehren, und so deutet er nach der Nennung einiger diskriminierender Äußerungen weitere Beschimpfungen nur noch mit den distanziert und bagatellisierend wirkenden Worten *»was man da so an Sprüchen losgelassen hat«* an. Il-Kyu Choi beschränkt sich auf zwei plakative Beispiele für die verbale Verunglimpfung seines äußeren Erscheinungsbildes, bei der er mit der Titulierung als *»Chinese«* national-kulturell zudem falsch eingeordnet wird. Im Gegensatz zur Haupterzählung werden die Angriffe nun jedoch nicht mehr verharmlosend als (eventuell nicht ernst gemeinte) Hänseleien dargestellt. Mit der Wortwahl *»beschimpft«* deutet der Biograph die massive und ihn kränkende Form der Diskriminierung an, der er über einen langen Zeitraum ausgesetzt war.

Wie in dem Interpretationsabschnitt *„»wir warn aufm Markt und ham geklaut«: Zur Bewältigung belastender Erfahrungen in der Lebenswelt Kinderheim“* deutlich wurde, hat der Erzähler sein Dasein in Südkorea als Überlebenskampf geschildert. Dabei hat ihm seine soziale Rolle als Bandenführer einer Gang Anerkennung und Achtung gesichert. In Deutschland wird er dagegen mit einer Konstellation konfrontiert, die sich erheblich von seinen koreanischen ‚Träumen‘ und der Hoffnung auf ein Ende der Leidenszeit unterscheidet. Seine Mitschüler klassifizieren ihn aufgrund der ihm eigenen körperlichen Merkmale als eine Person, die mit negativen Eigenschaften versehen ist; er erscheint als ‚dummes‘, d. h. ungebildetes und minderwertiges Individuum und folglich wird ihm die Rolle des Opfers und Außen-

³⁴ In Anlehnung an Mecheril (2003b) (vgl. dazu auch Tabelle 1) können Il-Kyu Chois Erfahrungen von Rassismus den Ebenen und Dimensionen wie folgt zugeordnet werden: Die Äußerungen der Interaktionspartner sind, soweit nachvollziehbar, in ihrer Ausprägung als massiv zu bezeichnen, der Vermittlungskontext erfolgt individuell und die Vermittlungsweise kommunikativ: Da die verbalen Angriffe direkt an den Informanten gerichtet sind, ist der Erfahrungsmodus als persönlich zu bezeichnen.

seiters zugewiesen. Die abwertende Beurteilung seiner Interaktionspartner begründet er mit seinen mangelnden Kenntnissen der deutschen Sprache. Offenbar geht er davon aus, dass zumindest ausreichende Deutschkenntnisse sein in den Augen der Mitschüler doppelt vorhandenes Fremdsein vermindert hätten und diese folglich zu einem freundlicheren Umgang mit ihm bereit gewesen wären. Wesentlich gravierender und verletzender scheint für den Biographen allerdings die Stigmatisierung als unerwünschter und nicht dazugehöriger Ausländer zu sein. Er hat eine von den Autochthonen gezogene nationale Grenze zwischen ‚innen und außen‘ unbefugt überschritten,³⁵ und nun muss er die daraus folgenden Sanktionen ertragen. Der Wortabbruch und die Artikulationsschwierigkeiten, die Il-Kyu Choi bei dem Wort ‚Ausländer‘ hat, könnten darauf hindeuten, dass er Flashbacks aus seiner (emotional belasteten) Erinnerung unterdrücken will. Im Folgenden distanziert der Informant sich daher von einer ihn gefühlsmäßig beunruhigenden Sprache, indem er auf den theoretischen Terminus ‚Ausländerfeindlichkeit‘ zurückgreift. Mit ihm charakterisiert er die kindlichen, als Degradierung seiner Person verstandenen Empfindungen.³⁶

Der Informant berichtet nicht, wie lange die Phase seiner passiven und ohnmächtigen Erduldung von Diskriminierungen angedauert hat; offenbar kann er sie aber vergleichsweise schnell überwinden. In der Haupterzählung betont Il-Kyu Choi zwar bedauernd, dass seine kommunikativen Fähigkeiten nicht ausreichen, die verbalen Angriffe der Mitschülerinnen und Mitschüler entsprechend zu kontern (*»weil ich kaum deutsch sprach konnt ich mich ja nicht unterhalten«*; 7/26-7/27), aber er besitzt eine alternative Handlungsmöglichkeit, die er – ausschließlich bei den Jungen – folgerichtig auch einsetzt: *»Und auf die Hänseleien hab ich natürlich immer mit Gewalt reagiert.«* (7/27). Den Erfolg seiner Handlungsstrategie ‚Gewalt‘ begründet er mit körperlicher Dominanz. Im Gegensatz zu den deutschen Wohlstandskindern ist er ein im koreanischen Überlebenskampf geformtes Kind:

Da war ich natürlich ja - den deutschen Kindern haushoch überlegen. Ich war viel agiler als die. Viel wendiger und äh obwohl ich körperlich der Kleinste war und auch von der Muskelkraft her sicherlich nicht der Stärkste aber die Schnelligkeit

³⁵ Nach Baumann (2005: 102) „unterminiert der Fremde die räumliche Ordnung der Welt – die ersehnte Koordination zwischen moralischer und topographischer Nähe, zwischen dem Zusammenhalt von Freunden und der Distanz von Feinden. Der Fremde [...] bringt die Art von Differenz und Andersheit in den inneren Kreis der Nähe, die nur in einer gewissen Entfernung erwartet und toleriert wird – wo sie entweder als irrelevant übergangen oder als feindlich vertrieben werden kann“.

³⁶ Der vom Informanten verwendete Begriff ‚Ausländerfeindlichkeit‘ ist Terkessidis (2004) zufolge erstmals zu Beginn der 1980er-Jahre in wissenschaftlichen Debatten benutzt worden. Es liegt auf der Hand, dass Il-Kyu Choi sich bemüht hat, seine subjektiven Erfahrungen von Diskriminierung nachträglich in theoretische Modelle einzuordnen. So, wie Il-Kyu Choi den Terminus ‚Ausländerfeindlichkeit‘ verwendet, scheint er eher neutral konnotiert zu sein. Dieser Gebrauch könnte dem Versuch des Erzählers geschuldet sein, sich von extremen, belastenden biographischen Erlebnissen zu distanzieren. Damit kann er vermeiden, detailliert über emotional berührende Erfahrungen berichten zu müssen.

*und auch das technische Können - haben mir ja also phh Achtung verschafft»
(7/27-7/31)*

Die Verwendung der Worte »ja also« in Verbindung mit der Interjektion »phh« vor der Formulierung »Achtung verschafft« lässt erkennen, dass der Erzähler sich der Vorteile seiner devianten Handlungsweise durchaus bewusst ist; offenbar ist er aus Gründen des Selbstschutzes jedoch nicht gewillt, diese nicht unproblematische Wahrheit zu artikulieren. Stattdessen wählt er den Euphemismus Achtung, um seinen Erfolg auszudrücken. In der folgenden Erzählpassage stellt er detailliert dar, welche Dimensionen dieser Achtung innewohnen:

»es hatte zumindest den Erfolg dass die Kinder plötzlich die Schulkameraden plötzlich die Nähe bei mir suchten so als Freund ja als starker Freund da (lacht) also das war dann für die Kinder wieder intressant ne grad die Jungens warn dann plötzlich ganz in meiner Nähe ne sind mit mir dann auch ganz anders umgegangen die Hänseleien haben sich dann auch gelegt weil sie natürlich dann auch Angst hatten davor natürlich - dass ich sie verprügeln könnte.« (7/34-7/40)*

Il-Kyu Choi entfaltet anschaulich die hochgradige Wirksamkeit seines auf der Ausübung von körperlicher Macht und der Demonstration von Stärke resultierenden Vorgehens. Die Jungen – als ehemalige Kontrahenten von ihm nun mit dem positiv konnotierten Begriff ‚Schulkameraden‘ bezeichnet – suchen den Kontakt zu ihm. Sowohl der aktuelle als auch der zukünftig drohende Einsatz von Gewalt führt dazu, dass die ehemaligen Gegner die diskriminierenden Praktiken einstellen. Sie sind ihm nun respektvoll-ängstlich verbunden. Sein Außenseitertum kann er folglich zugunsten einer Integration in die Peergroup eintauschen. Il-Kyu Choi beantwortet ausschließlich die Diskriminierungen der Jungen mit körperlicher Gewalt. Entsprechenden Äußerungen von Mitschülerinnen begegnet er dagegen mit der alternativen Strategie des ‚Erduldens‘, wie aus dem internen Nachfrage teil hervorgeht: *»den Mädchen gegenüber bin ich ja nie gewalttätig gewesen ne - - . Das hab ich dann einfach erduldet ne. Ja - weil - so hab ich’s halt gelernt Mädchen tut man nichts an«* (iN 2/6-2/8). Aus den Erzählungen des Biographen konnte nicht erschlossen werden, in welchem sozialen Kontext ihm Normen und Regeln zum gewaltfreien Umgang mit Mädchen vermittelt worden sind; möglicherweise hat er im Kinderheim gelernt, dass Gewalt gegen Mädchen nicht zulässig ist. In dieser Situation wählt der Informant daher die Alternative, Hänseleien und Beschimpfungen der Mädchen zu ertragen.

»Worte können viel mehr treffen als Fäuste«

Il-Kyu Chois gewalttätige Reaktionen auf seine Erfahrungen mit Rassismus erweisen sich im schulischen Alltag als Problem, und so wird seine an der Schule als Lehrerin tätige Mutter,

wie von ihr erwartet, mit diesem Umstand konfrontiert. Kollegen, unter Umständen auch Schüler, fordern permanent ihre Unterstützung ein: *»also verging eigentlich kaum eine Woche wo nicht meine Mutter in den Pausenhof gerufen wurde. Ihr Sohn verprügelt wieder jemanden«* (7/40-7/42).³⁷ Der Informant berichtet nicht, welche Maßnahmen seine Mutter ergriffen hat. Es ist jedoch zu vermuten, dass sie im öffentlichen Raum Schule einen Umgang gewählt hat, der vor allem ihrer Autoritätsposition als Pädagogin geschuldet war. Ihr Vorgehen könnte beispielsweise darin bestanden haben, den Sohn vom jeweiligen Kontrahenten zu trennen und auf beide Parteien belehrend einzuwirken, um die gewalttätigen Auseinandersetzungen zu beenden. Denkbar wäre zudem, dass Frau Wentz in ihrer offiziellen Funktion als Lehrerin den anderen Kindern die Unrechtmäßigkeit ihres diskriminierenden Verhaltens verdeutlicht hat.

Während im schulischen Bereich die ‚praktisch-pädagogische‘ Hilfe der Mutter im Vordergrund steht, versucht sie im privaten Raum der Familie ihrem Kind eindringlich eine andere Form des Umgangs mit Gewalt zu vermitteln. Im Rahmen einer ‚moralischen Sozialisation‘ (vgl. Montada, 2008: 582) verdeutlicht sie ihm immer wieder, dass die Anwendung körperlicher Gewalt keine Lösung seiner Probleme darstelle. Im Gegensatz zur übrigen lebensgeschichtlichen Schilderung Il-Kyu Chois fällt die kurze Sequenz, die sich dem thematischen Feld ‚Gewalt versus Gewaltverzicht‘ widmet, durch ihren relativ hohen Narrativitätsgrad auf. Aus seiner damaligen Perspektive „re-inszeniert“ (Lucius-Hoene/Deppermann, 2002: 146) der Informant unter Verwendung der wörtlichen Rede und der Präsensform in dramatisch-szenischer Erzählung sowohl eigene als auch Aussagen der Mutter. Mit dieser Form der authentischen Darstellung gibt Il-Kyu Choi einen eindeutigen Hinweis auf die für ihn problematischen (kognitiven und auch affektiven) Aspekte, die den von der Mutter artikulierten Ansprüchen innewohnen:

»Meine Mutter hat mir immer gleich versucht beizubringen dass Gewalt nichts bringt - obwohl ich das am Anfang gar nicht einsehn wollte weil ich ihr gesagt hab du du siehst doch - du erzählst Gewalt bringt nichts aber du siehst doch dass es doch was bringt ne.« (7/48-7/50)

In Korea konnte der Biograph in Auseinandersetzung mit den widrigen Lebensumständen trotz allem auch ein ihn partiell stabilisierendes und verlässliches Konzept seiner Selbstentwerfen, zu dem die erfolgreiche und Anerkennung verschaffende Anwendung von Gewalt

³⁷ Im Erzählkontext ‚schulische Hänseleien und Gewalt‘ ist es für Il-Kyu Choi ein Anliegen, sich als eine Person zu skizzieren, die zwar Gewalt anwendet, dabei aber kämpferische Fairness beweist: *»ich hab nich so geprügelt dass da jemand so schweren Schaden erlitt (und?) wenn ich gemerkt hab der hat verlorn dann war für mich der Kampf sozusagen vorbei«* (7/42-7/44).

gehört hat. Aus der Perspektive des Erzählers scheint die Mutter mit ihrer moralischen Anpassungsforderung nun sowohl einen wesentlichen Teil seines bisherigen Selbstbildes als auch die in Korea erbrachte biographische Überlebensleistung zu entwerten. Die Balance seiner Identität ist bedroht, und so widersetzt sich der Informant den drängenden Appellen der Mutter offenbar wiederholt und vehement mit der Argumentation, dass ihn seine bisherigen Erfahrungen (in Deutschland) etwas anderes gelehrt hätten.³⁸ Den verbalen Widerspruch des Sohnes greift die Mutter auf. Empathisch versetzt sie sich in die Situation des Kindes, das von rassistischen Äußerungen und daraus resultierenden psychischen Kränkungen betroffen ist. So gesteht sie ihm in der Entwicklungsphase ‚Kind‘ – möglicherweise gegen ihre pädagogische Überzeugung – gewisse Freiheiten zu, gleichwohl konfrontiert sie ihn immer wieder mit ihren Erwartungen: Im Laufe der Zeit soll er in einem Lern- und Anpassungsprozess (mit ihrer Unterstützung) zu der Einsicht gelangen, dass er auf Formen körperlicher Gewalt zugunsten anderer Strategien der Gegenwehr verzichten muss, eine Forderung, die sich für den Biographen zunächst als wenig tragfähige und angemessene Alternative darstellt:

»ja hat sie gesagt solange du noch Kind bist kannst du's auch noch machen aber man sollte lernen als Erwachsener spätestens dass man da nicht mit Fäusten antwortet sondern mit Worten. Und sie hat immer gesagt Worte können viel mehr treffen als Fäuste. Ich hab das lange nicht verstanden denn wenn mein Bruder mir - ja - wenn ich Streit mit meinem Bruder hatte dann war das recht schnell beendet wenn ich halt ihn mit Fäusten behandelt habe er hat dann immer schon Abstand gehalten« (7/51-8/5)

Die Mutter fordert von ihrem Sohn keinen Verzicht auf jegliche kämpferische Gegenwehr, sie sollte jedoch auf der verbalen, sozial eher akzeptierten Ebene angesiedelt sein. Eine derartige Verteidigungsform gegen seelische Verletzungen ist aus ihrer Perspektive zudem weitaus wirkungsmächtiger als der Einsatz körperlicher Gewalt. Die mahnenden Worte seiner Mutter sind für Il-Kyu Choi über einen langen Zeitraum nicht nachvollziehbar, und ihre Forderung, auf physische Gewalt zu verzichten, stellt für ihn vermutlich eine unangebrachte, unrealistische Zumutung dar. Der moralischen Regel ‚nicht schlagen‘ zu entsprechen, wäre in seiner Situation kontraproduktiv. Bei einem Verzicht auf dieses erprobte und bewährte Überlebensprinzip zugunsten verbaler Aggressionen stünde er in seinem subjektiven Erleben rassistischen Diskriminierungen ohne Macht und in der Folge als degradierte Person, der

³⁸ Der Informant verwendet häufig Partikeln wie ‚ja‘ oder ‚ne‘. Diese „Gesprächswörter“ (Burkhardt, 1982:138) dienen ihm zur Akzentuierung von Satzenden oder zur Bekräftigung von Aussagen. Außerdem formuliert er sie teilweise in einer Kombination aus Bestätigung des Vorgetragenen und zugleich als scheinbare Frage (‚ne?’). Hier scheint er unsicher zu sein, ob die ZuhörerIn seine Sicht der Dinge teilt.

keinerlei Achtung mehr entgegengebracht werden würde, dar. Im häuslichen Umfeld fühlt er sich in seiner Auffassung bestätigt, denn Auseinandersetzungen mit dem Bruder kann er zügig durch den Einsatz von Gewalt beenden. Auch vor diesem Hintergrund sieht er daher zunächst keinen Handlungsbedarf zugunsten einer Modifikation seines Verhaltens.

Im familiären Kontext muss Il-Kyu nach einiger Zeit jedoch eine neue Erfahrung machen. Gefühle von Wut und Ohnmacht, die aus den verbalen Aggressionen des Bruders resultieren, kann er durch die Anwendung körperlicher Gewalt nicht mehr erfolgreich kompensieren. Mit Betroffenheit erkennt er nun, *»dass auch die Fäuste nichts mehr halfen«* (8/9). Sein bis dato verlässlicher ‚innerer Zustand‘ (vgl. Schütze, 1984: 101), d. h. die Überzeugung der Wirksamkeit von Gewalthandlungen, wird erschüttert:

*»das war so der entscheidende Wendepunkt glaub ich wo ich dann auch begann drüber nachzudenken ob das noch Sinn macht mit den Fäusten. Natürlich hat ich meine Erfolge ich habe mir mit Fäusten Achtung verschafft auch lange Jahre noch ich glaube noch bis zur vierten fünften Klasse aber es wurde halt immer seltener«
(8/9-8/13)*

In Prozessen der Selbstreflexion beginnt er, sich mit dem Für und Wider von Gewalt auseinanderzusetzen. Il-Kyu fällt es sichtlich nicht leicht, sich von seinem Überlebensprinzip ‚körperliche Gewalt‘ zu verabschieden. Mit diesem Vorgehen kann er in der Schule auf offensichtlich temporär noch auftretende und sein Selbstwertgefühl mindernde rassistische Diskriminierungen reagieren und sich Respekt bei den Mitschülern verschaffen. Die belehrenden Aufforderungen seiner Mutter, sich mit Worten und nicht mit Fäusten zu verteidigen, erzielen somit keine unmittelbare, wohl aber eine langfristige Wirkung. Die Quantität seiner physischen Aggressionen nimmt im Laufe der Jahre zugunsten der von der Mutter präferierten Form der Gegenwehr ab, und er beginnt, sich immer mehr mit Worten zu verteidigen. Dieser Erfolg ist auch auf die zunehmend differenzierteren Kenntnisse der deutschen Sprache zurückzuführen. An ihnen lässt sich eine weitere, kognitiv ausgerichtete Unterstützung der als Deutschlehrerin tätigen Mutter zeigen, sie ist für den Erzähler freilich mit beträchtlichen Einschränkungen verbunden. Während andere Kinder draußen spielen dürfen, muss er mit ihr *»oft Deutsch üben«* (11/5).³⁹

Als Pädagogen scheinen die Adoptiveltern davon überzeugt zu sein, dass sie die von ihnen favorisierten Normen und Werte über einen längeren Zeitraum hinweg den eigenen Kin-

³⁹ Der Erwerb von inkorporiertem Kulturkapital kostet Zeit und kann an Entbehrenen, Versagungen und Opfer gekoppelt sein (vgl. Bourdieu, 1983: 186).

dem erfolgreich vermitteln können; diese Tradierung geschieht weniger in Form erzieherischer ‚Monologe‘, sondern vor allem im Rahmen von Übungen und Rollenspielen:

»Meine Eltern waren sowieso immer um Ausgleich bemüht das heißt erst gar kein Streit verursachen sondern miteinander sprechen. Das ham sie uns eigentlich immer beigebracht. Auch nicht gleich jemand verurteilen sondern erst mal Hintergründe zu erfragen und wir ham oft Streitgespräche geführt geübt geführt. Das hat mir schon geholfen.« (8/15-8/19)

In Anbetracht seiner differierenden koreanischen Erfahrungen scheinen die Bemühungen der Eltern für den Biographen mit erheblichen kognitiven und emotionalen Anstrengungen verbunden gewesen zu sein, darauf lässt die mehrmalige und variierte Verwendung des Verbs »geführt« am Ende der Interviewpassage schließen. Gleichwohl trägt der elterliche Einsatz dazu bei, dass Il-Kyu langfristig einen alternativen Umgang mit Konflikten erwerben kann. Sowohl die von der Mutter vermittelten Strategien gegen Rassismus als auch die erlernte Intention, präventive Maßnahmen zu ergreifen, ermöglichen ihm einen souveräneren – emotional nicht immer einfach zu bewältigenden – Interaktionsstil. Im Alter von elf bis zwölf Jahren reagiert der Informant auf in der Schule nur noch gelegentlich auftretende rassistische Diskriminierungen dergestalt, dass er einem Streit vorbeugend aus dem Weg geht oder sich mit (durchaus aggressiven) Worten verteidigt, wie im internen Nachfrageteil ersichtlich wird:

»ich bin dem immer ausgewichen. Ich hab dann auch nichts mehr dazu gesagt. Das hat zwar wehgetan aber - oft hab ich dann gar nichts mehr gesagt sondern ich hab das einfach so ignoriert - überspielt und mir nicht anmerken lassen ja. Das war sone Strategie die meine Mutter mir auch beigebracht hat sie hat auch oft geholfen und da wenn's wirklich nicht geklappt hat dann - hab ich auch gesprochen und hab auch dann ganz klar gesagt du also - wenn du jetzt nich bald ruhig bist dann - wirst du mich schon anders kennen lernen. Ich würde es nicht drauf ankommen lassen. Denn da wärste eh unterlegen.« (iN 2/39-2/47)

In der Haupterzählung des Informanten enden seine Erzählungen über Rassismuserfahrungen und Gegenstrategien zu der Zeit, als er ca. die fünfte Klasse besucht. Bis zu diesem Zeitpunkt hat er zum einen den erzieherischen Gedanken der Mutter (»Worte können viel mehr treffen als Fäuste«) als neues Handlungskonzept weitgehend verinnerlicht, zum anderen kann er sich nun mit schulischen Leistungen die Anerkennung seiner Mitschüler sichern (vgl. den Interpretationsabschnitt „Suche nach Anerkennung: Das Prinzip Leistung“). Es kann vermutet werden, dass ein weiteres Erzählen über Rassismuserfahrungen für ihn aus diesem Grund nicht mehr von Bedeutung ist.

Suche nach Anerkennung: Das Prinzip Leistung

Im Kontext seiner Charakterisierung des sozialen Rahmens ‚Elternhaus‘ berichtet der Erzähler, dass beide Elternteile über eine akademische Ausbildung verfügen und in den ersten Jahren nach seiner Ankunft gleichberechtigt am beruflichen und gesellschaftlichen Leben teilnehmen. Gleichwohl unterscheiden sie sich partiell in der Ausübung ihrer Elternfunktion. Die Mutter ist neben den bisher erwähnten Aufgaben (vgl. dazu den Interpretationsabschnitt *„Worte können viel mehr treffen als Fäuste“*) auch für die eher praktische pädagogische Gestaltung des Familienalltags und als besondere Vertrauensperson für die emotionale Entwicklung der Kinder zuständig.⁴⁰ Der Vater hat zu der bereits genannten Vermittlung von Normen und Werten eine zusätzliche Funktion inne. Angesichts seiner eigenen Biographie übernimmt er die Rolle des ausgebildeten Pädagogen, der die Enkulturation seiner Kinder bewusst und planvoll fördert. Herr Wentz hat auf dem zweiten Bildungsweg das Abitur nachgeholt und ein Lehramtsstudium absolviert. Dabei hat er offensichtlich erkannt, dass sich Bildung als Mittel zum gesellschaftlichen Aufstieg eignet und mit sozialer Anerkennung, Statuswechsel und nicht zuletzt sozio-ökonomischer Sicherheit als verbeamteter Lehrer verbunden ist.

Vermutlich um der nachfolgender Generation den sozialen Einstieg in eine akademische Laufbahn und die damit verbundenen Privilegien zu erleichtern, investiert er viel Zeit und gibt Il-Kyu und seinen Geschwistern *„auf dem Wege der sozialen Vererbung“* (Bourdieu, 1983: 187) sein eigenes Bildungskapital weiter. Die bewusste und auf Förderung ihrer Kinder angelegte Vermittlung des Wissens seitens der Eltern, in der spielerische, kindgerechte Elemente – so könnten die Ausführungen des Informanten nahe legen – eine eher marginale Rolle spielen, zeigt sich auch in einer anspruchsvollen familiären Gesprächskultur. Ihre Fortsetzung findet die Förderung in regelmäßig vom Vater initiierten *‚Denksportaufgaben‘*, die die intellektuelle Kompetenz der Kinder fördern soll:

»also das Familienleben war geprägt von Gesprächen von politischen Gesprächen bis hin zu wissenschaftlichen Gesprächen jeden Sonntag gab's Knobelaufgaben mein Vater war da Spezialist. Da hat er immer so Knobelaufgaben uns gestellt mathematische oder andre Dinge« (8/49-9/1)

Für den Biographen, der im Herkunftsland bereits einen partiell defizitären Enkulturationsprozess durchlaufen hat, impliziert das Vorgehen der Eltern eine zusätzliche Komponente: mit ihren Bemühungen korrigieren sie seine bisherigen Sozialisationsmängel.

Herr und Frau Wente fördern ihre Kinder nicht nur, sondern stellen als Pädagogen auch dezidierte Leistungsanforderungen an sie. Dabei berücksichtigen sie augenscheinlich den adoptionsbiographischen Hintergrund des Sohnes; von ihm scheinen sie im Gegensatz zu den leiblichen Kindern nicht ganz so hohe schulische Leistungen zu erwarten. Gleichwohl wird deutlich, dass sie auch an ihn Anforderungen stellen. Kann Il-Kyu ihnen nicht genügen, wird er nicht getadelt, aber in den Reaktionen seiner Eltern meint er ein gewisses Missfallen zu spüren; dieses veranlasst ihn in der Folge zu besonderen schulischen Anstrengungen. Der beträchtliche Ehrgeiz des Informanten führt zu dem Erfolg, dass seine *»Noten besser wurden äh ich war dann ein sehr guter Schüler geworden«* (8/38-8/39). Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist er sowohl von den Lehrern als auch den Eltern für seine Leistungen gelobt worden. Bereits in dieser Zeit nimmt er wahr, dass eine Korrektur seiner bisherigen schulischen Verhaltensstrategie gegen Diskriminierung möglich ist. Als Alternative zur ausgeübten Gewalt eröffnet sich ihm die Option, kognitive Leistung als Mittel zur Suche nach Anerkennung einzusetzen: *»und ich hab auch gemerkt durch Leistung kann man sich auch Achtung er_verschaffen«* (8/41-8/42).

Il-Kyu erhöht in der Phase der Adoleszenz deutlich seine Bereitschaft, sich in der Schule anzustrengen. Sie ist mit einer Freude am Lernen und der Einsicht verbunden, dass Einsatz belohnt wird:

»die ganz große ähm Phase wo ich so - ehrgeizig war - begann mit der Pubertät. - Das hab ich dann gemerkt. So Lust am Lernen sozusagen hab ich dann verspürt ja je mehr man gelernt hat umso erfolgreicher war man letztlich. Ja hab ich dann gemerkt. Ich bin da wie wie son halb Irrer (lacht kurz) auf's Lernen hab ich mich gestürzt.«* (17/20-17/24)

Die Worte des Biographen legen nahe, dass die Erfahrung von Selbstwirksamkeit eine persönliche Bereicherung darstellt. Gleichwohl erscheint sie nicht ungebrochen. Il-Kyu empfindet sich nicht als (100%ig) Deutscher, vielmehr übernimmt er mit der Selbstbezeichnung ‚Ausländer‘ die exkludierende Perspektive der Anderen. Aus seiner Sicht verteidigen Deutsche ihr Territorium gegen fremde Eindringlinge und zwingen diese dazu, ihre Existenzberechtigung durch ein Mehr an Leistung zu legitimieren: *»als Ausländer muss man noch besser sein als Deutsche um eine Chance zu bekommen«* (8/40-8/41). Sein asiatisches Aussehen scheint der Biograph als unveränderliches Stigma⁴¹ zu empfinden.⁴² Seine Staatsangehörig-

⁴⁰ Nach der Ankunft des vierten Kindes findet eine „(Re-)Traditionalisierung der partnerschaftlichen Aufgabenteilung“ (Schneider, 2002: 12) zwischen den Eltern statt. Die Mutter beendet ihre berufliche Tätigkeit und widmet sich fortan ausschließlich der Kindererziehung.

⁴¹ Nach Goffman schafft die Gesellschaft Antizipationen von Individuen, die sich an normativen Vorstellungen von Zugehörigkeit orientieren. Den Terminus ‚Stigma‘ benutzt Goffman in Bezug auf Personen, die von diesen

keit weist ihn zwar formalrechtlich als Deutschen aus, gleichwohl kann sie seine „vom fiktiven Bild des [...] Standard-Deutschen“ (Mecheril, 1997b: 177) abweichende Physiognomie nicht aufwiegen.⁴³ Um das negative Gefühl der Ausgrenzung zu mindern, verweist Il-Kyu Choi auf ein aus seiner Sicht zentrales Assimilierungsmoment: die Beherrschung der deutschen Sprache. Vermutet werden kann, dass er diese starke Gewichtung aufgrund eigener Erfahrungen, als Reaktion auf die offensiven und leistungsorientierten Lern- und Bildungsbemühungen der Eltern sowie in Anlehnung an den öffentlichen Anpassungsdiskurs vorgenommen hat. Bedingt durch die von ihm und den Eltern geleisteten Anstrengungen hat der Informant die deutsche Sprache erlernt und kann sie versiert und rhetorisch angemessen benutzen:

»man [ist; E. B.-B.] ja kein Deutscher [...]. Man hat zwar 'n deutschen Pass aber man sieht sofort dass ich kein Deutscher bin. Aber wenn die Leute sehn ich spreche perfekt Deutsch und dann auch noch auf gewissem Niveau« 8/45-8/47)⁴⁴

Der Erzähler fällt aus der deutschen „nationalen Symbolik“ (Lutz, 2001: 267) heraus, kann seine phänotypische Differenz zu seinem Leidwesen – darauf deutet der Gebrauch des distanzierten ‚man‘ hin – nicht eliminieren. Mit der kompetenten Verwendung der deutschen Sprache ist er aber in der Lage, sich interaktional als Angehöriger einer höheren sozialen Klasse zu positionieren. Das erwünschte Resultat könnte darin bestehen, dass seine physiognomische Andersheit zumindest in Gesprächen nivelliert ist. Möglicherweise geht Il-Kyu Choi zudem davon aus, dass ein intellektueller Habitus rassistische Anfeindungen partiell reduzieren und ihm gleichzeitig Anerkennung verschaffen kann.

Leidvolle Erfahrungen mit »*Ausländerfeindlichkeit*« und die Erkenntnis, ihr mit außerordentlichen kognitiven Anstrengungen begegnen zu müssen, führen dazu, dass er dem ‚Prin-

Auffassungen abweichen und somit „von vollständiger sozialer Akzeptierung ausgeschlossen“ (Goffman, 1975: 7) sind. Fremde können über individuelle Eigenschaften verfügen, die sich in sozialen Beziehungen als „zutiefst diskreditierend“ (ebd.: 11) darstellen können. „Ein Individuum [...] besitzt ein Merkmal, das sich der Aufmerksamkeit aufdrängen und bewirken kann, dass wir uns bei der Begegnung [...] von ihm abwenden. [...] Es hat ein Stigma, das heißt, es ist in unerwünschter Weise anders, als wir es antizipiert hatten“ (ebd.: 13).

⁴² Als Kind hat Il-Kyu erfahren, dass sich mit zunehmender Aufenthaltsdauer in Deutschland die Differenz der Sprachkenntnisse zwischen ihm und den Gleichaltrigen neutralisiert hat. Einen derartigen Prozess der Angleichung erhofft er sich auch in Bezug auf seine Physiognomie. Die Form seiner Augen als ein sichtbares Merkmal seines Andersseins soll sich sukzessive einem europäischen Aussehen angleichen. Würden die sprachliche und optische Differenz verschwinden, wäre er ein assimiliertes und unauffälliges Mitglied der deutschen Mehrheitsgesellschaft. In Interaktionen mit der Mutter fordert er daher immer wieder eine Bestätigung dieser – letztlich unrealistischen, wie er erkennen muss – kindlichen Wunschvorstellung ein: »*klar hab ich immer gedacht wenn ich lang genug in Deutschland bin krieg ich mal andre Augen. Ich hab immer wieder meine Mutter gefragt gell ich hab jetzt mehr runde Augen? So Sachen aber es hat sich natürlich nie geändert.*« (34/24-34/27).

⁴³ Mecheril (1997a: 14) konstatiert, dass Assimilation „aufgrund der physiognomischen Konstruktion des Andersseins“ unmöglich ist.

⁴⁴ Implizit scheint der Erzähler sich mit seiner Formulierung von Teilen der autochthonen Deutschen abzugrenzen, die nicht über derartig gute Sprachkenntnisse verfügen.

zip Leistung‘ auch im Erwachsenenalter folgt.⁴⁵ So bildet er sich seit Jahren beruflich fort und hat in einem betriebswirtschaftlich orientierten Fernstudium mit beachtlichem Erfolg den akademischen Grad eines Bachelor of Business Administration (BBA) erworben. In absehbarer Zeit will er sein Studium mit dem Abschluss als Master of Business Administration (MBA) beenden.⁴⁶

Auf meine Frage hin berichtet der Biograph im internen Nachfrageteil, dass er als Erwachsener in [G-Großstadt]⁴⁷ gelegentlich weiterhin mit Rassismus⁴⁸ konfrontiert worden ist:

»da hieß es ah du kommst ja ausm Entwicklungsland oder äh - auf der Straße oder was scheiß Ausländer was suchst du eigentlich hier du nimmst uns unsere Arbeitsplätze weg«⁴⁹ (iN 3/17-3/18)

Die mahnenden Worte seiner Mutter, sich nicht mit Fäusten, sondern nur mit Worten zu verteidigen, hat Il-Kyu Choi verinnerlicht, und so gibt er in einer herausfordernden, ihm heute offensichtlich peinlichen Replik die Beleidigungen und Erniedrigungen der Verbalinjurie mit einer analogen Ansprache an den Verursacher zurück und konfrontiert diesen mit seiner eigenen Minderwertigkeit und Lethargie:

»Und dann hab hab ich immer gesagt ja - äh - gib doch zu dass du zu dumm bist dafür - diesen Arbeitsplatz anzunehmen. Bist ja eh zu faul (lacht leicht verlegen) dafür hab ich dann auch immer so geredet.« (iN 3/18-3/21)*

⁴⁵ Das Interview mit Il-Kyu Choi legt nahe, dass die Verwirklichung lebensweltlicher Pläne auch durch seine Kompetenz zur Biographizität vorangetrieben wird. Zum Begriff ‚Biographizität‘ vgl. Kapitel 4 „Zur Forschungsperspektive Biographie“.

⁴⁶ Dem ‚Prinzip Leistung‘ widmet der Informant einen beträchtlichen Teil seiner Stegreiferzählung. Variantenreich umkreist er die Thematik, wobei er einerseits (stolz) die erreichten bzw. noch angestrebten Schul- und Berufsabschlüsse dokumentiert, sich andererseits aber auch immer wieder mit der für ihn sichtlich problematischen Frage befasst, welches Ausmaß an Leistung er erbringen muss, um die eigene Selbstachtung und vor allem die Anerkennung Anderer auch in Zukunft zu erhalten bzw. zu sichern.

⁴⁷ In [G-Großstadt] hat Il-Kyu Choi seine Ausbildung absolviert und anschließend gearbeitet.

⁴⁸ Im folgenden Zitat (iN 3/17-3/18) können die Denkkonstruktionen des Rassismus (biologisch oder kulturell) aufgrund der kondensierten Erzählung des Informanten nicht eindeutig zugeordnet werden.

⁴⁹ Der Terminus Entwicklungsland enthält eine eindeutig negative Konnotation; mit dem Wort wird der Biograph unter Missachtung seiner deutschen Sozialisation nur auf die Herkunft aus einem angeblich rückständigen und folglich weniger wertvollen Land verwiesen. Im öffentlichen und unpersönlichen Raum ‚Straße‘ wird er zudem mit drastischen Verbalinjurien konfrontiert, denen durch das gezielte und übergriffige Duzen eine zusätzliche abwertende Note innewohnt. Die Botschaft, die ihm vermittelt wird, gliedert sich in zwei, eng miteinander verbundene Aspekte: Die rhetorische Frage, *»was suchst du eigentlich hier«*, unterstellt einerseits, dass sich Il-Kyu Choi als Wirtschaftsflüchtling in Deutschland aufhält, andererseits impliziert sie, dass er aus nationalstaatlicher Perspektive nicht hierher gehört und als störendes, belastendes Element empfunden wird. Der Vorwurf *»du nimmst und unsere Arbeitsplätze weg«* greift das Vorurteil auf, wonach Ausländer für die eigene Arbeitslosigkeit verantwortlich gemacht werden. Wären die Unerwünschten nicht hier, gäbe es Vollbeschäftigung und das Leben wäre für die Einheimischen folglich angenehmer. Die rassistischen Attacken der Interaktionspartner sind in ihrer Ausprägungsart massiv, der Vermittlungskontext erfolgt individuell, die Vermittlungsweise ist als kommunikativ und der Erfahrungsmodus als persönlich zu bezeichnen.

Je nach psychischer Konstitution hat er unterschiedlich stark auf die Affronts reagiert. In Momenten der inneren Anspannung begegnet er ihnen vor allem provokativ. In gelösten Augenblicken bewegt er sich dagegen auf einer argumentativen Ebene, die das Gegenüber zum kritischen Überdenken seiner Position gegenüber Ausländern generell anregen möchte. Mit einer rhetorischen Figur täuscht er Unwissenheit vor und will den Interaktionspartner damit in erzieherischer Absicht offenbar zu einem Reflexionsprozess anregen: *»oder wenn ich gut gelaunt war hab ich immer gesagt was hast du denn gegen Ausländer wirklich? Was tu ich dir an dass du so mit mir sprichst ja?«* (iN 3/21-3/22). Das Selbstwertgefühl des Erzählers ist durch die verbalen Anfeindungen durchaus bedroht, und so scheint, in einer möglicherweise pädagogischen Absicht, die Demaskierung seiner Kontrahenten im Vordergrund zu stehen: *»Bringst du bessere Leistungen ja? Dann sag es mir ja und hab dann auch nach Konten gefragt.«* (iN 3/23-3/24). Il-Kyu Choi wird offensichtlich vorrangig von Mitgliedern einer sozialen Gruppe angesprochen, die nur über geringes ökonomisches und kulturelles Kapital verfügen. Offensiv verdeutlicht er gegenüber diesen Personen seinen Selbstwert. Dafür greift er auf das ihn maßgeblich stützende ‚Prinzip Leistung‘ zurück und konfrontiert die Interaktionspartner mit ihrer eigenen Unzulänglichkeit.

»ich muss eines Tages meine Eltern suchen gehen«: Leben mit doppelter Elternschaft

Wie bereits im biographischen Porträt erwähnt, hat sich die Familie Wente nach der Ankunft Il-Kyus noch um drei leibliche und ein weiteres adoptiertes Kind vergrößert. Der Erzähler berichtet, dass er mit Freude seine jüngeren Geschwister aufwachsen sah; für ihn sind die damit verbundenen Erfahrungen insofern von biographischer Relevanz, als sie ihn emotional nachdrücklich bereichert haben. Zum ersten Mal konnte er den Stellenwert einer geborgenen und liebevollen Kindererziehung erleben und begreifen. Aus Erzählungen der Mutter ist ihm bekannt, dass er in dieser Situation partiell auf eine frühkindliche Entwicklungsstufe regredierte und so vorhandene emotionale (Bindungs-)Defizite ausgleichen konnte. In der Folge nahm die zuvor schwierige soziale Beziehung zu den Eltern – für ihn offenbar unerwartet – einen positiven Entwicklungsverlauf: *»Plötzlich hat ich da ne ganz andere Beziehung auch zu meinen El_ Eltern auch entwickelt.«* (10/18-10/19). Die Erfahrungshaltung, die der Erzähler hier gegenüber den erzählten Lebensereignissen einnimmt, kann in Anlehnung an Schütze (1984: 94) als ‚Wandlungsprozess‘ verstanden werden; er geht (tendenziell) mit einem veränderten Selbst- und Weltbezug einher. In der Stegreiferzählung des Biographen wird jedoch deutlich, dass seine emotionale Einstellung gegenüber den Adoptiveltern nicht nur bejahend ausfällt, sondern in Kindheit und Jugend von einer hochgradigen Ambivalenz ge-

prägt ist, die sich als eine Mischung aus Anziehung und Ablehnung bezeichnen lässt. Neben der affirmativen Sichtweise auf die Eltern-Kind-Beziehung umfasst sie eine strikte Abgrenzung gegenüber den Eltern.

Einlassungen des Erzählers aus dem externen Nachfrageteil (eN) lassen erkennen, dass die Eltern ihn aufgrund einer freiwilligen und reflektierten Entscheidung als Sohn vorbehaltlos aufgenommen haben: »*Meine Eltern haben immer gesagt sie nehmen das Kind was kommt*«⁵⁰ (eN 1/7-1/8). Il-Kyu dagegen ist ungefragt und ohne Vorbereitung auf die Adoption nach Deutschland gekommen, in der Folge kann er das Engagement der Eltern nicht auf die gleiche Weise erwidern. Schonungslos verdeutlicht er, dass zwischen ihnen eine emotionale Distanz besteht und auch zukünftig bestehen wird. Er stuft die Wertigkeit seiner biologischen, ihm aber gänzlich unbekanntem Eltern hoch ein; im Gegenzug bringt er den Bemühungen der sozialen Eltern eine geringere Akzeptanz und Würdigung entgegen. In direkter Interaktion teilt er den Adoptiveltern daher mit: »*ich kann euch nicht so irgendwie als meine Eltern akzeptieren oder annehmen weil ich weiß dass ihr nicht meine Eltern seid*« (10/21-10/23).⁵¹ Dem Informanten ist seit seiner Aufnahme in die Familie Wente bewusst, dass die Adoptiveltern nicht seine biologischen Eltern sind. Diese Kenntnis der anderen Abstammung scheint es Il-Kyu Choi zu erschweren, die Adoptiveltern zu akzeptieren. Mit der betonten Verwendung des adoptionsspezifischen Begriffes ‚annehmen‘⁵² signalisiert er daher, dass er seinerseits die Eltern symbolisch gesehen nicht adoptieren kann beziehungsweise will.⁵³ Das Gefühl, von seiner genealogischen Linie abgeschnitten worden zu sein, wird existenziell so relevant, dass er den Adoptiveltern sein drängendes Begehren mitteilt, zu einem späteren Zeitpunkt die leiblichen Eltern suchen zu wollen.⁵⁴ Dieses Anliegen prägt ihn insbesondere in der Adoleszenz; gespeist wird es vermutlich aus seinem Bedürfnis, an eine

⁵⁰ Die Eltern haben eine (erste) angestrebte Normalitätsvorstellung von Familie durch die Geburt eines leiblichen Kindes bereits erreicht. Das Adoptionsmotiv der Eltern dürfte demnach soziales Engagement gewesen sein, das vermutlich mit einer christlichen Grundeinstellung korrespondierte. Ihr Adoptionswunsch kann somit als kindzentriert betrachtet werden. Vor diesem Hintergrund trauen sich die Eheleute Wente auch die Adoption eines älteren Kindes aus dem Ausland zu. Die besondere Problematik, die einer Spätadoption unter Umständen innewohnt, konnte das Paar offenbar jedoch nicht antizipieren. Sie resultierte einerseits aus den extremen präadoptionen Erfahrungen Il-Kyus, andererseits aus den hohen, fast schon therapeutisch zu nennenden Anforderungen an beide Elternteile im Umgang mit dem Sohn.

⁵¹ In seiner Argumentation gegen die Adoptiveltern könnte sich der Erzähler auf ein gesellschaftlich vorherrschendes Normalitätsmuster beziehen, nach dem die biologisch fundierte Familie als ausschließlich gültige Lebensform erscheint. Unter Umständen lassen sich seine Äußerungen auch als (unbewusste) Provokation gegenüber den sozialen Eltern verstehen; mit seinen Worten will er möglicherweise überprüfen, ob diese weiterhin zu ihm stehen oder ihn letztlich doch ablehnen.

⁵² Adoption bedeutet ‚Annahme als Kind‘; vgl. Kapitel 1 „Auslandsadoption“.

⁵³ Die Adoption eines älteren Kindes stellt einen bilateralen Prozess dar, in ihn ist das Kind aktiv eingebunden. Dabei verfügt das Adoptivkind über zwei Handlungsmöglichkeiten: Es kann sich den Eltern entweder aktiv als Kind selbst ‚übereignen‘ oder sich diesem Vorgehen verweigern (vgl. Rodriguez Drescher, 2006: 67).

unterbrochene biographische Familienkontinuität wieder anzuknüpfen und damit das Trauma des „Verlassen- und Verstoßen-worden-Sein[s]“ (Steck, 1998: 246) zumindest partiell zu heilen. Wie stark seine Sehnsucht ist, die Eltern zu finden, verdeutlicht der Informant mit den Worten: »Dieser Wunsch hat mich mein ganzes Jugendleben geprägt« (10/29).

Der Biograph steht als junger Erwachsener der Adoptionsthematik offen gegenüber und er ist auch bereit, eine mediale Öffentlichkeit daran teilhaben zu lassen. Gemeinsam mit anderen Betroffenen wirkt er Mitte der 1980er-Jahre an einer Fernsehdokumentation mit, die von einer konfessionell geprägten Redaktion zum Komplex Adoption gedreht wird. Dieses Forum nutzt er aktiv, um sein Handlungsschema Elternsuche zu verwirklichen. Da »dieser Film so erfolgreich war« (11/1-11/2), bietet ihm die betreuende Journalistin unter der Bedingung, dass er die Rechte an den Aufnahmen abtritt, an, im Rahmen eines weiteren Projekts nach Korea zu fliegen. Begleitet von einem Fernseheteam soll er dort die Möglichkeit erhalten, sich seinen »Lebenswunsch« (11/2-11/3) zu erfüllen. Das Angebot der Journalistin stellt für Il-Kyu Choi eine große Chance dar, und unverzüglich geht er auf ihre Forderungen ein. Vor allem die Adoptivmutter begegnet dem Vorhaben des Sohnes mit Zurückhaltung. Sie scheint diejenige zu sein, die eine reziproke Bindungsunsicherheit zwischen Eltern und Kind am deutlichsten bemerkt; daher wird sie von Verlustängsten gepeinigt, die in der Furcht gipfeln, der Sohn würde nicht mehr in die (Adoptiv-)Familie zurückkehren. Il-Kyu nimmt die Sorgen der Mutter wahr und scheint in der Folge unter Schuldgefühlen zu leiden. Möglicherweise um seine moralischen Dilemmata zu minimieren, kehrt er die Eltern-Kind-Rolle um und versetzt sich rücksichtsvoll und empathisch in die Lage der Mutter. Er bemüht sich, ihre Zweifel zum einen mit dem Hinweis auf seine emotionale Bindung an die Eltern zu zerstreuen (»mach dir mal keine Gedanken ich fühl mich hier wohl bei euch«; 11/7-11/8); zum anderen führt er zu ihrer Beruhigung ein ‚logisches‘ Argument an, das sich auf die für ihn nicht mehr existierende Möglichkeit einer authentischen kulturellen Verortung im Herkunftsland bezieht, er könne »ja kein Koreanisch mehr« (11/9-11/10). Den beschwichtigenden Worten des Sohnes kann vornehmlich die Mutter nicht uneingeschränkt Glauben schenken, gleichwohl scheinen sich beide Elternteile auch der besonderen Bedeutung bewusst zu sein, die das Vorhaben für den Sohn hat. Zusammen mit ihren anderen Kindern unterstützen sie ihn daher praktisch und auch symbolisch durch die gemeinsame Fahrt zum Flughafen. Aus der Perspektive Il-Kyu Chois wäre es denkbar, dass er an dieser Stelle zwei sich widersprechende familiäre Botschaften wahrgenommen hat. Einerseits ist die Situation, die sich

⁵⁴ Schütze (1981: 70ff.) zufolge liegt hier ein Handlungsschema mit biographischer Relevanz vor; es zeichnet sich durch Interaktionsbezug, Ankündigungs- und Durchführungsstruktur sowie Ergebnissicherung aus.

als ‚double bind‘ (vgl. dazu Watzlawick/Beavin/Jackson, 1996: 194ff.) bezeichnen lässt, durch eine Akzeptanz der Elternsuche gekennzeichnet, andererseits beinhaltet sie die nachdrückliche Demonstration, dass er aus Sicht der Eltern und Geschwister ein untrennbarer Teil dieser Familie ist.

Letztlich können die Zweifel aller involvierten Familienmitglieder an der Rückkehr Il-Kyus nicht endgültig ausgeräumt werden. Auch der Erzähler scheint sich über die möglichen Konsequenzen seines Vorhabens nicht vollständig im Klaren zu sein. Denkbar wäre, dass er die Sehnsucht hegt, von den leiblichen Eltern (doch noch) anerkannt, möglicherweise sogar wieder aufgenommen zu werden. Die Frage, ob er in diesem Fall entgegen seinen Beteuerungen bereit gewesen wäre, in Korea zu bleiben, lässt sich jedoch nicht beantworten. Festzuhalten bleibt eine emotionale Anspannung und Ungewissheit, von der alle Beteiligten kurz vor Reiseantritt betroffen sind. Resümierend formuliert der Biograph: *»Und der Abschied fiel uns dann auch schwer.«* (11/10-11/11). Bereits seine ersten Eindrücke in Korea – sie beziehen sich noch nicht auf die Suche nach den leiblichen Eltern – verdichten sich zu der Erkenntnis: *»es ist nicht mehr meine Heimat«* (11/13). In der Folge kann Il-Kyu eine neue Qualität der sozialen Beziehung zu den Adoptiveltern initiieren. Im späteren Erzählvorgang nimmt er *»n Schwenk zu Korea zurück«* (22/19) vor und berichtet, dass er relativ zeitnah zuhause angerufen und der Mutter mitgeteilt hat: *»Mama ich gehör zu euch«* (22/23). Möglicherweise hat der Erzähler die „Motivation von hinten“ (Lugowski, 1970: 73), mithin den Umweg über die Koreareise benötigt, um eine neue Qualität der Beziehung ihnen gegenüber konstruieren zu können. Ab diesem Zeitpunkt bewertet er die Eltern-Kind-Beziehung als eindeutig positiv und befreit sie damit von Konflikten: *»und seitdem das war 1986 - hat sich schlagartig auch die Beziehung«* (22/24-22/25) verbessert.

Während der Koreareise suchen der Informant und die ihn begleitende, partiell als biographische Beraterin fungierende Journalistin mithilfe unterschiedlicher Medien (Fernsehen, Radio und Presse) nach seinen Eltern. In [T-Stadt], 300 Kilometer vom Aufenthaltsort Il-Kyu Chois entfernt, hört seine leibliche *»Schwester«* (13/24), in diesem Erzählkontext von ihm als weitere Ereignisträgerin eingeführt, die Suchmeldung bei einer Busfahrt. Im Folgenden statet der Informant die Figur der Schwester mit nahezu telepathischen Fähigkeiten aus, die letztlich – und eben nicht zufällig – das Zusammentreffen der Familienmitglieder ermöglichen. In einem Traum hat die Schwester ein Jahr zuvor die Vision gehabt, einen Bruder zu haben. Daraufhin hat sie die Mutter zur Rede gestellt und – obwohl Il-Kyu Choi darüber keine Auskunft gibt – offenbar von dessen Existenz erfahren. Die Radiomeldung, die die Schwester im Bus hört, verbindet sie mit ihrem Traum und entwickelt die Ahnung, der Su-

chende könne in der Tat ihr Bruder sein. Diese Vorstellung verfestigt sich so, dass sie beschließt, »*sie muss sich da melden*« (13/33-13/34). In der Folge führt die gesamte Inszenierung Il-Kyu Chois schließlich dazu, dass er seine leibliche Mutter wiederfindet:

»Und - ja n paar Tage später kam dann meine Mutter. Wir standen uns so gegenüber - also sie und ich phh ja wir standen da wie zwei Fremde gell? - und - es war plötzlich irgendwie sone Leere.« (14/15-14/17)

Die Mutter führt der Biograph mit dem Possessivpronomen ‚meine‘ ein und scheint damit sofort eine eindeutige Zugehörigkeit zu ihr aufzubauen. Denkbar wäre im Folgenden, dass Mutter und Sohn nun in freudiger Erwartung und emotional bewegt aufeinander zu gehen. Diese Annahme trifft freilich nicht zu. Vielmehr nehmen beide eine distanzierte Position ein, in der sie wohl einen Blickkontakt herstellen können, aber bewegungslos verharren. In der konkreten ersten Begegnung mit der Mutter erlebt der Informant – offensichtlich zu seiner eigenen Verwunderung, möglicherweise sogar Enttäuschung –, dass die filiative Komponente nicht den Stellenwert einnimmt, die er ihr vor der Koreareise zugesprochen hat. Aus einer Art Metaperspektive beleuchtet Il-Kyu Choi das Wiedersehen zwischen biologisch verbundenen, sich sozial jedoch fremden Personen. Seine damalige psychische Verfassung erscheint ihm insofern als desolat, als er in einen abrupt eintretenden Zustand der Gefühlsleere verfällt.⁵⁵

Für den Informanten hat die Kindesweggabe einen irreparablen Bruch in seiner biographischen Entwicklung und zugleich einen unkalkulierbaren und risikoreichen Werdegang impliziert. Vor diesem Hintergrund sind in der Begegnungssituation auftretende uneindeutigen Gefühle nachvollziehbar. Der Ambivalenz seiner Empfindungen ist sich Il-Kyu Choi zwar bewusst, es fehlen ihm jedoch eindeutige Erklärungsmuster. Auftretende negative Emotionen werden zunächst als ‚Angst‘ interpretiert:

»ich hab dann auch gemerkt muss ich ganz ehrlich sagen - ich hatte keine Angst vor ihr gehabt aber irgendwie war auch ne Ablehnung innere Ablehnung. Ich hab da ne Spannung gespürt und ähm Bauchkribbeln aber nicht im positiven Sinne ja? - irgendwie ich wusste nicht warum aber irgendwie hat ich Angst gehabt.« (14/18-14/21)

Nach Freud (vgl. Zimbardo, 1995: 489) ist Angst eine intensive emotionale Reaktion, die durch die vorbewusste Wahrnehmung eines verdrängten Konflikts entsteht. Daher lässt sich der von dem Erzähler gewählte Begriff ‚Angst‘ als Warnsignal verstehen: Der Sohn kann der

⁵⁵ Bei jugendlichen Adoptierten, die ihre biologischen Eltern affektiv mit hohen Hoffnungen und Erwartungen besetzt haben, kann das Wiedersehen mit ihnen zu einem psychischen Schock führen. „Die leibliche Mutter

Mutter nicht mit uneingeschränkter Freude gegenüberreten, da er vermutlich ihre erneute Zurückweisung befürchtet. In dieser Situation greift er – gleichsam ‚verkleidet‘ – zunächst zu einem prospektiven Abwehrmechanismus, der letztlich seinem psychischen Schutz dient: Er lehnt die eigene Mutter »irgendwie« ab. Negative Körperwahrnehmungen, die Il-Kyu Choi in der Begegnung verspürt, werden im Folgenden jedoch wieder mit dem Phänomen Angst assoziiert.

Seine ohnmächtige Lage, in der er sich bei dem Treffen mit der Mutter befindet, beschreibt Il-Kyu Choi bildhaft mit einem Vergleich aus dem Tierreich; er sieht sich als ein kleines, unschuldiges Opfer einer übermächtigen und unter Umständen hinterlistigen Angreiferin gegenüber: »wie - - wie die Maus vor der Schlange. Wie erstarrt ne? so hab ich mich gefühlt. War wie erstarrt ich hab kaum was rausgekriegt« (14/22-14/24). An dieser Einstellung kann auch der Vermittlungsversuch der ihn begleitenden Journalistin – sie fordert ihn auf, auf die Mutter zuzugehen – nichts ändern. Der bedrohlichen Schlange muss die Maus mit dem ihr zur Verfügung stehenden Mittel begegnen: Sie erstarrt und kann folglich von der Schlange nicht mehr als Beute erkannt werden. Während Il-Kyu Choi handlungsunfähig in der Situation verharrt, wird die Mutter aktiv und initiiert eine (subjektive) Filiationsprobe. Sie tastet das Ohr ihres Sohnes ab und bittet ihn, ein paar Schritte zu gehen. Anschließend registriert sie eine familiäre Ähnlichkeit mit Il-Kyu Chois Vater: »hat sie gesagt ich lauf wie mein Vatter« (14/27-14/28). Auch das abgetastete Ohr erinnert sie an den Vater. Diese Tests scheinen sowohl für die Mutter als auch den Sohn die Bestätigung für ihre verwandtschaftliche Beziehung zu sein. An seine genetische Herkunft kann der Biograph nun zwar wieder anknüpfen, gleichwohl konstatiert er, dass er bei dem Treffen mit der Mutter »keine überwältigende Freude« (14/35-14/36) empfinden kann. Ihr gegenüber verspürt er »natürlich Respekt« (14/36), eine Formulierung, mit der er offenbar betonen will, dass ihm – trotz der defizitären Sozialisation im Kinderheim und des langjährigen Aufenthalts in Deutschland – die Kindespietät noch vertraut ist, und er sich um die Einhaltung dieser Regel bemüht. Gleichwohl ist die Begegnung vorrangig durch Vorbehalte und Ressentiments der Mutter gegenüber bestimmt. Für den Erzähler ist diese Beobachtung insofern unerklärlich, als seine Adoptiveltern stets bemüht waren, ihm seine Aussetzung durch die leiblichen Eltern nachvollziehbar zu erklären. Dabei haben sie vor allem auch auf die desolaten Verhältnisse in Korea hingewiesen:

oder der leibliche Vater sind Fremde, irgendeine Frau, irgendein Mann [...]. Alles, was sie in ihren Phantasien aufgebaut haben, bricht in sich zusammen“ (Steck, 1998: 253).

»sie haben nie meine Eltern so hingestellt sie haben dich mit Absicht ausgesetzt oder so ja? Sie wollten dich nicht. Sondern sie ham immer gesagt dass ma_ hat dort Not geherrscht« (14/41-14/43)⁵⁶

Erst ca. 15 Jahre nach seiner Koreareise und ein Jahr vor dem Interview besuchen seine Mutter, seine Schwester und weitere Verwandte den Biographen in Deutschland. Während ihres Aufenthaltes erfährt er den tatsächlichen Grund für seine Aussetzung. Seine langjährige, ihn psychisch stabilisierende Vorstellung, dass seine Mutter ihn wegen äußerer, nicht in ihrer eigenen Verantwortung liegender Bedingungen ausgesetzt hat, erweist sich als unhaltbare Konstruktion. Als er noch ein Kleinkind war, hat sie einen anderen Mann kennen gelernt und wollte mit ihm *»zusammen leben«*(15/17-15/18). Aus diesem Grund hat sie ihren Sohn ausgesetzt:

»ich war (lacht kurz auf) mehr oder weniger im Weg ne? Muss man ganz klar sagen. Das phh ja da fühlt man sich natürlich schon - ganz i_ miserabel ja. Man war im Weg sozusagen (lacht kurz auf)* also wie so ausgestoßen fühlt man sich da.« (15/26-15/29)*

Die Erkenntnis, dass die leibliche Mutter ihn allein aus egoistischen Gründen ausgesetzt hat, führte bei Il-kyu Choi offenbar zu erheblichen Gefühlen von Wertlosigkeit. Diese Emotion anzusprechen, gestattet er sich jedoch nur in Ansätzen (*»miserabel«*) und auch eine direkte Anklage seiner Mutter findet nicht statt. Die ein Jahr zurückliegende Erfahrung hat gleichwohl nachhaltige emotionale Spuren hinterlassen: *»hat mich auch lange beschäftigt«* (15/29-15/30). Inzwischen, so berichtet der Erzähler, hat er das Wissen, von der Mutter aus selbstsüchtigen Gründen weggegeben worden zu sein, jedoch verarbeitet: *»mittlerweile (bin ich wieder gut drüber?)«* (15/29). Sprachduktus und Wortwahl in dem obigen Zitat (15/26-15/29) wie die mehrfache Verwendung des unpersönlichen ‚man‘, der Interjektion ‚phh‘, die Pause und der Wortabbruch vermitteln dagegen einen anderen Eindruck. Alle Komponenten deuten auf eine tiefe und überdauernde emotionale Kränkung des Biographen hin, die er noch nicht abschließend bewältigen konnte.

Die Adoptivmutter als »Meisterin«

Seine Stegreiferzählung hat der Informant mit der Präsentation der Adoptiveltern als der zentralen Ereignisträger begonnen. Insbesondere die Art und Weise, seine Adoptivmutter darzustellen, ließen an dieser Stelle bereits eine besondere Verbindung zwischen Mutter und Sohn erahnen, die sich im weiteren Interviewverlauf bestätigt hat. Gegen Ende seiner le-

⁵⁶ „Die Vorstellung abgelehnt, weggegeben worden zu sein, ist mit sehr schmerzlichen, ja unerträglichen Gefühlen verbunden [...]. Das Kind begnügt sich nicht mit Antworten, die den Kontext erklären, wie Situationen

bensgeschichtlichen Erzählung greift Il-Kyu Choi die exzeptionelle Beziehung zu seiner Mutter noch einmal explizit auf. Vermutlich auch vor dem Hintergrund der schmerzlichen Erfahrungen mit seiner leiblichen Mutter bewertet er den familiären Status der Adoptivmutter; sie erfüllte nicht nur die Rolle der sozialen Mutter, sondern die der Mutter schlechthin: »*Natürlich war meine Adoptivmutter meine also ich sag mal meine Mutter natürlich die Bezugsperson.*« (25/29-25/30). Der Biograph verschweigt nicht, dass das Verhältnis zu seiner Mutter zwar eng, aber durchaus von Ambivalenzen geprägt war. So hat er in seiner Kinder- und Jugendzeit mit der Mutter nicht selten zum Teil erhebliche Konfrontationen ausgetragen (»*auch wenn ich den meisten Streit mit ihr hatte*«; 25/30-25/31).

Einen wesentlich größeren Raum nehmen hingegen die anerkennenden Worte ein, die er aus seiner heutigen Perspektive als Erwachsener seiner Mutter als signifikanter Anderer widmet.⁵⁷ So betont er ihre soziale Kompetenz, mit der sie als Integrationsfigur den Zusammenhalt in der Familie gewährleistete. Des Weiteren hat sie den Erzähler nach der Ankunft aus Korea mit bemerkenswerter Geduld in seiner neuen Lebenswelt begleitet. Im Vordergrund ihrer beharrlichen – auch seinem Widerstand entgegentretenden – sozialisatorischen Bemühungen stand die Vermittlung neuer, gesellschaftlich akzeptierter Werte und Normen, die ihm ein sozial adäquates Leben in Deutschland und einen differenzierten Umgang auch mit Rassismuserfahrungen ermöglichen konnten: »*Dass sie nie aufgegeben hat mir das Gute beizubringen. Äh um mich fit zu machen sozusagen für's Leben - ja dass sie mir gezeigt hat dass es noch andere Wege gibt. Außer Gewalt.*« (26/12-26/14). Die lobenden Worte des Erzählers kulminieren am Ende der Haupterzählung in einer Skizzierung des Mutter-Sohn-Verhältnisses, in dem die Mutter als Vorbild und Vermittlerin und ihr Sohn als gelehriger Schüler fungiert. In einem eher hierarchisch strukturierten ‚Team‘ haben beide gemeinsam erreicht, dass der Biograph gelernt hat,

»*im Grunde ja wie man ein Leben meistern sollte. Sozusagen. Sie war sozusagen die Meisterin für mich die Meisterin die mir das vorgelebt hat mir beigebracht hat. Ja und auch drauf geachtet hat dass ich als guter Schüler sozusagen das auch übernehme - ja?*« (26/19-26/22)

Ungeachtet des bemerkenswerten Einflusses, den die Mutter auf seine Entwicklung ausgeübt hat, belegt die Stegreiferzählung des Informanten, dass der Aspekt der Autonomie in seinem Prozess des Werdens durchaus eine bedeutsame Rolle spielt. Offenbar bereits in seiner Jugendzeit hat er einen weitreichenden Handlungsplan für seine berufliche Zukunft entworfen

von Krieg und Armut“ (Steck, 1998: 246). .

⁵⁷ Den Vater erwähnt er in dieser Interviewpassage nur mit wenigen Worten und dokumentiert damit, dass die Beziehung zu ihm weniger innig war.

und ihn der Mutter wiederholt vorgestellt: »*Ich hab zu meiner Mutter immer gesagt ich werde Manager eines Tages.*« (16/35-16/36). In den häufig wiederkehrenden Interaktionssituationen teilt die Mutter ihm ihre Vorbehalte mit. Angesichts seiner besonderen lebensgeschichtlichen Erfahrungen scheint ihr die ‚kalte Welt des Managements‘ (»*meine Mutter hat gesagt ach Manager sind so un_ also unmenschlich. Die müssen manchmal Entscheidungen treffen die weh tun andren Menschen weh tun.*«; 17/12-17/14) als berufliche Zukunft ungeeignet; alternativ schlägt sie ihm eine Tätigkeit vor, die soziales Engagement mit konkreter Hilfe für Benachteiligte verbindet:

»*und dann hat meine Mutter immer gesagt ach Il-Kyu das passt doch gar nicht zu dir. Du kommst ausm Kinderheim und hast viel Elend er_ erfahren. Zu dir passt doch vielmehr ein sozialer Beruf. Vielleicht kannst du ja einiges wieder zurückgeben.*« (16/36-16/39)

Den mütterlichen Zuschreibungen und Empfehlungen widerspricht der Erzähler vehement und setzt ihnen seine eigenen ambitionierten beruflichen Vorstellungen entgegen, wie die folgende narrative Sequenz belegt: »*und und ich was? wieso muss ich weil ich aus m Kinderheim komme sonen Beruf erlernen? Seh ich gar net ein. Ich hab gesagt ich möchte Karriere machen.*« (16/39-16/41). Die lebensgeschichtliche Erzählung des Biographen bietet Hinweise, dass er mit seiner im pflegerischen Bereich angesiedelten Berufswahl durchaus mütterliche Anstöße aufgegriffen haben könnte; zugleich hat er mit dem Studium jedoch mit Eigensinn, Planungsautonomie und Geduld sein berufliches Handlungskonzept ‚Karriere‘ verfolgt.

»Am Anfang hab ich ganz schlecht über Korea gesprochen«: Pendelbewegungen

Im Verlaufe des Interviews berichtet Il-Kyu Choi über seinen langjährigen, von Uneinlichkeit geprägten Bezug zu Korea. Seine diesbezüglichen Pendelbewegungen sollen im Folgenden nachgezeichnet und interpretativ erschlossen werden. Belastende Erinnerungen auf der einen und ein wachsendes Sprachverständnis auf der anderen Seite haben dazu geführt, dass der Erzähler zunächst ein ausgesprochen negatives Urteil über Korea gefällt hat, das über mehrere Jahre Bestand hatte. Details bietet er nicht, stattdessen formuliert er kondensiert: »*Am Anfang hab ich ganz schlecht über Korea gesprochen*« (11/15-11/16). In einer späteren Interviewpassage, die sich dem thematischen Feld ‚Koreareise‘ widmet, führt der Informant aus, dass die Adoptiveltern ihm durch den Rückgriff auf eine Muttersprachlerin den Bezug zum Herkunftsland erhalten wollten; angesichts seiner dortigen Leidenserfahrungen stellt er sich ihren Bemühungen jedoch massiv entgegen:

»meine Eltern [haben; E. B.-B.] sich sehr bemüht [...] dass ich diese Sprache weiterhin beibehalte. Indem sie mir eine koreanische Krankenschwester an die Seite gestellt haben die mich besucht hat und äh mit mir sprechen spielen sollte aber ich hab das alles abgelehnt. Alles was mit Korea (zu tun hatte?) hat ich am Anfang abgelehnt. Wollte nichts mehr von diesem Land wissen« (22/35-22/39)⁵⁸

Als Adoleszenter beginnt er zunehmend, seine ablehnende Sichtweise zu revidieren und sich dem Land als Heimat imaginativ wieder anzunähern:

»aber je älter ich wurde und in die Pubertät kam wurde das Land Korea für mich immer schöner ne. Es war wie sone Art Flucht in meine schöne Heimat es waren doch schöne Kindheitserinnerungen hab ich mir immer gesagt auch das äh die das Schreckliche was ich dort erlebt habe äh - das hab ich schon irgendwie verdrängt und hab nur noch das Schöne dadrin gesehn.« (11/16-11/20)

Die allmähliche Herauslösung des Kindes aus dem Familienverband beginnt mit der Adoleszenz, einer Zeit, die häufig durch Konflikte zwischen Eltern und Heranwachsendem gekennzeichnet ist. Die Ausführungen des Erzählers bieten Hinweise, dass er die Erziehungsbemühungen seiner Adoptiveltern in dieser Lebensphase primär unter den Aspekten der Einschränkungen, der zu hohen Anforderungen und der Unfreiheit betrachtet haben könnte. Denkbar wäre, dass er insbesondere die elterlichen Leistungsanforderungen als zu einengend empfunden hat und sich ihnen deshalb – zumindest gedanklich-emotional – mit einer Flucht nach Korea entziehen wollte.⁵⁹ Die Interviewpassage legt nahe, dass seine Hinwendung zu Korea hauptsächlich aufgrund des zeitlichen Abstands gelingt, der dazu beiträgt, dass bedrückende Erinnerungen verblassen und eine positive Umdeutung möglich wird. Im Folgenden illustriert der Erzähler, wie seine Neuinterpretation ausgesehen hat:

»Dass (man?) mit vielen Kindern zusammen war und das Gemeinsame erlebt hat äh nostalgisch ein wenig die Freiheit genossen hat ne? Auch unter schwierigen Bedingungen den Erwachsenen manchmal ein Schnippchen schlagen konnte. So solche Gedanken kamen auf Abenteuerlust (lacht) kam da auf« (11/20-11/24)*

Während Il-Kyu Choi zu Beginn seiner autobiographischen Selbstdarstellung noch von den erheblichen Belastungen gesprochen hat, die das Leben in Korea mit sich brachte, wertet er die Erlebnisse in der Adoleszenz als erfreuliche, spielerische Begebenheiten. Auch Aktionen

⁵⁸ Nach seiner Ankunft hat der Erzähler gelegentlich koreanische Kinderlieder gesungen. Die einzige Erinnerung an diese Sprachkenntnisse stellt ein von den Adoptiveltern heimlich aufgenommenener Tonbandmitschnitt dar.

⁵⁹ In der Realität hat sich der Biograph sowohl den elterlichen als auch den eigenen Leistungsanforderungen nicht entzogen (vgl. den Interpretationsabschnitt „Suche nach Anerkennung: Das Prinzip Leistung“). Il-Kyu Chois Vorgehensweise, belastenden Zumutungen seiner sozialen Umwelt träumend zu begegnen, erinnert an die imaginierte Entheimung, eine Strategie, die er in Korea zu seiner psychischen Stabilisierung erfolgreich eingesetzt hat (vgl. den Interpretationsabschnitt „»wir warn aufm Markt und ham geklaut«: Zur Bewältigung belastender Erfahrungen in der Lebenswelt Kinderheim“).

wie die quälende und nicht ungefährliche Nahrungssuche betrachtet der Biograph in dieser Entwicklungsphase offensichtlich in einem anderen Licht. Das für das Überleben notwendige Konzept tritt zugunsten einer romantischen Vorstellung zurück, in der er ohne Existenzzwänge und -ängste frei und ungebunden und ‚umweht von einem Hauch von Abenteuer‘ durch die Natur streifen konnte. Ferner betrachtet Il-Kyu Choi die heftigen Konfrontationen mit den Erziehern nun in einem euphemistischen Sinne: Den Erwachsenen steht er als ebenbürtiger, teilweise sogar überlegener Partner gegenüber; in dieser Position kann er ihre Pläne gelegentlich durchkreuzen und seinen Erfolg mit einer gewissen Schadenfreude genießen. Am Ende des Zitats konstatiert der Informant mit Erstaunen und Verwunderung – darauf könnte das kurze Lachen hindeuten –, welche ungewöhnliche Sichtweise ihm während der Pubertät zu eigen war. Dem Abschluss der Textpassage ist zu entnehmen, dass die koreanische Lebensphase für den adoleszenten Il-Kyu ein Abenteuer darstellte, dessen Wiederbelebung er in Deutschland zeitweise wohl ersehnte.

Wie bereits dargelegt, reist Il-Kyu Choi im Alter von 17 Jahren nach Korea, um seine leiblichen Eltern zu suchen. Im Zuge seiner Stegreiferzählung offenbart sich allerdings, dass dieser geographischen Bewegung noch ein weiteres Motiv zugrunde liegt. Neben der Suche nach den biologischen Eltern steht auch der Wunsch nach einem Ort definitiver und unteilbarer Zugehörigkeit im Fokus seiner emotional gefärbten Überlegungen. Seine bisherigen Erfahrungen in Deutschland sind von Rassismus geprägt und haben in ihm die Vorstellung entstehen lassen, nicht in dieses Land zu gehören. In seinen vorangegangenen Erzählungen hat Il-Kyu Choi sich wiederholt mit dem Fremdbild des unerwünschten Ausländers identifiziert. Insofern ist seine Koreareise auch dem Versuch geschuldet, dort wieder eine Heimat, also einen geographischen Raum zu finden, dem er sich, zumindest seinem äußeren Erscheinungsbild nach, eindeutig zugehörig fühlen kann – und es aus der Perspektive der anderen (koreanischen) Individuen auch darf. Der Vorteil einer derartigen essenzialistischen, d. h. eindeutigen und geschlossenen Identität hätte für den Biographen darin bestehen können, dass sie aus seiner Sicht frei von ihm belastenden inneren Widersprüchen gewesen wäre.

Die hohen Erwartungen, die der Informant offensichtlich mit dem Aufenthalt im Herkunftsland verbunden hat, haben sich nicht erfüllt und so evaluiert er seine Erlebnisse mit den Worten: »*ich hab nach kurzer Zeit aber schon gemerkt - - es ist nicht mehr meine Heimat*« (11/12-11/13). Detailliert schildert der Erzähler, von welchen negativen Erfahrungen er

als ‚Heimkehrender‘ betroffen war.⁶⁰ Mit Unterstützung der Journalistin gelingt es dem Biographen, das frühere Kinderheim zu finden. Konfrontiert mit der Realität dieser Institution erkennt er jedoch, dass die von ihm in der Adoleszenz entworfenen idealisierten Vorstellungen in keiner Weise zutreffend sind. Das Kinderheim erscheint ihm so:

»als hätt ich's gestern verlassen. Es war so ein erschreckendes Erlebnis es hat sich es gab keine Modernisierung gar nichts. Die Kinder lebten so wie ich damals gelebt habe nur dass die bessere Kleider hatten bessere Schuhe mehr Essen gehabt hatten aber Spiel_ mehr Spielsachen aber vom Gebäude hat sich absolut nichts verändert gehabt« (11/49-12/2)

In dieser Textpassage offenbart sich, dass die Konfrontation mit seiner Vergangenheit den Informanten sichtlich erschüttert. Das Elend im Kinderheim erweist sich für ihn als nahezu zeitlos, und es kann vermutet werden, dass diese Erkenntnis in Il-Kyu Choi emotional negativ besetzte Erinnerungen an die eigene koreanische Kindheit ausgelöst haben. Bemerkenswert ist, dass der Erzähler die positiven Veränderungen in Bezug auf die Versorgung mit überlebenswichtigen Dingen (Nahrung, Kleidung, Spielsachen) zwar registriert, diesem Umstand aber wenig Bedeutung beimisst. Vielmehr betont er die räumlichen Gegebenheiten des Kinderheims und stellt sie aus seiner Erwachsenenperspektive als die problematischen dar: *»und ich hab dann die kleinen Räume gesehn wie klein die wirklich warn wie wir da eingepfercht warn in so kleinen Räumen also es war furchtbar.« (12/7-12/8).*

Daneben hat der Erzähler in der Institution eine weitere Erfahrung gesammelt: Er trifft auf einen nur unwesentlich älteren Heimbewohner, beide erkennen sich wieder. Der Biograph registriert, dass dieser junge Mann ihm *»völlig apathisch« (12/6)* erscheint. Aus der Perspektive Il-Kyu Chois, der in Deutschland einen divergierenden Sozialisationsprozess durchlaufen hat, ist diese Beobachtung vermutlich auf fehlende emotionale Komponenten (Zuneigung, Liebe, Geborgenheit) und kognitive Bildung zurückzuführen. Der junge Mann figuriert für den Erzähler als sein Spiegelbild: In ihm erblickt er die biographische Entwicklung, die ihm bei einem weiteren Aufenthalt im Kinderheim widerfahren wäre. Dieser ‚Heimat‘ seiner Kindheitserinnerungen ist Il-Kyu Choi aufgrund eigener und der Anstrengungen der Adoptiveltern entwachsen.

Das Motiv ‚Verlust der Heimat‘ nimmt der Erzähler in einer späteren Interviewpassage erneut auf:

⁶⁰ Augenscheinlich sucht Il-Kyu Choi bei seiner Rückkehr nach Korea vorrangig die Orte und Personen auf, die ihm aus der Kindheit vertraut sind. Die außerhalb des Kinderheims existierende koreanische Gesellschaft nimmt er offenbar nur marginal wahr.

»als dies äh Erlebnis in Korea war hab ich dann auch gemerkt ich gehör nicht mehr dorthin. Ich bin dort Ausländer. Ich hab mal gesagt ich bin es gibt ja diesen diesen Aufkleber - man ist fast überall Ausländer nur in seinem Land nicht ich bin eigentlich überall Ausländer weil es kein Land mehr gibt selbst meine eigne Heimat gibt's nicht mehr. Ich versteh kein Koreanisch ich versteh auch phh auch ich kann auch die äh na sagen wir den Verhaltenskodex nicht mehr.« (22/25-22/31)

Am Anfang des Zitats wird deutlich, dass der Erzähler nur schwer einen adäquaten Begriff für die Ereignisse in Korea finden kann. Zu vermuten ist aber, dass er mit dem Wort »*Erlebnis*« die Summe seiner dortigen Erfahrungen meint. In einem längeren Resümee deutet Il-Kyu Choi an, dass er in einem Prozess kritischer Reflexionen feststellen musste, dass seine Vorstellungen und Wünsche von geographisch-nationaler und emotionaler Zugehörigkeit zu Korea nicht eingetroffen sind. Telegrammstilartig konstatiert er, dass er dort Ausländer ist, d. h., er betrachtet sich unmittelbar nach der Reise eindeutig als nicht zugehörig zur koreanischen Gesellschaft. In Anlehnung an einen in den 1990er-Jahren weit verbreiteten Aufkleber⁶¹ formuliert der Informant sein Verständnis des Begriffes ‚Ausländer‘: Dieser ist überall der Fremde, nur nicht in seinem eigenen Land. Da Il-Kyu Choi jedoch sogar in seiner koreanischen Heimat fremd ist, versteht er sich als ein heimatloses Individuum, dass überall Ausländer ist.

Aus der Perspektive des Informanten wird kulturelle Identität vorrangig durch Sprache und kulturell vorgegebene Verhaltensmuster definiert. Der Ort der Geburt und vor allem die Physiognomie, die bei der Suche nach Heimat im Fokus seiner Überlegungen standen, verlieren ihre Wertigkeit. Es kann vermutet werden, dass die Konfrontation mit der ‚Heimat‘ einen zweiten Kulturschock in Il-Kyu Choi ausgelöst hat, der in der Folge auch zu belastenden Emotionen, wie Enttäuschung, Trauer und Resignation, beigetragen hat; diese lassen sich aus seinen pathetischen Formulierungen erahnen:

»Und als ich im Flugzeug nach Korea flog hab ich für mich so gedacht erst fliegste aus Korea raus nach Deutschland kannst kein Deutsch jetzt fliegste nach Korea kannst kein Koreanisch. Das is schon - irgendwie äh ja n eigenartiges Gefühl gewesen plötzlich die andre Sprache auch nicht mehr zu können.« (30/23-30/27)

Lob der Vermischung

Wie im internen Nachfrageteil deutlich wird, finden rassistische Konstruktionen Il-Kyu Choi zufolge vor dem Hintergrund geographischer, ethnischer und kultureller Zuordnungen und einer damit verbundenen wertenden Einteilung statt. Auf seine Wahrnehmungs- und Erfahrungswelt rekurrierend, konstatiert er, dass die Asiaten in der Öffentlichkeit vorrangig posi-

⁶¹ Der Text auf dem Aufkleber lautet: „Alle Menschen sind Ausländer. Fast überall“.

tiv wahrgenommen werden und daher – zu seiner Erleichterung – weniger von Rassismus betroffen sind:

»ich hab immer gemerkt - - wir Asiaten sag ich jetzt mal wir haben nicht so drunter zu leiden gehabt unter Ausländerfeindlichkeit wir warn sozusagen die Guten in Anführungsstrichen. Die guten Ausländer. Und das merk ich auch heute noch.« (iN 3/25-3/29)

Auffallend ist, dass der Erzähler in dieser Passage von ‚wir Asiaten‘⁶² spricht. Eingerahmt werden sie von einer Erzählpause und der relativierenden Formulierung »sag ich jetzt mal«, gleichwohl verdeutlicht die ihn einschließende allgemeine Gruppenbezeichnung, dass er sich – ungeachtet seiner negativen Erfahrungen in Korea – als Person skizziert, die zumindest phänotypisch mit dem asiatischen Kulturkreis verbunden ist. Im Gegensatz zu anderen Ethnien, etwa »Afrikaner« oder »Türken« (iN 3/30), wird die kollektive Identität der Asiaten aus der Perspektive der Deutschen mit der (klischeehaften) Vorstellung von zurückhaltenden, freundlichen Menschen assoziiert: »Die Asiaten sind [...] im Kopf der Deutschen zumindest sind höflich zuvorkommend freundliches Lächeln ja« (iN 3/30-3/32). Von dieser Konstruktion des Fremden hat der Informant insgesamt profitiert,⁶³ in besonderem Maße aber dann, wenn er sich in einem großstädtisch geprägten Umfeld bewegt hat (»in [G-Großstadt] hab ich da kaum Probleme gehabt also wie gesagt das waren Ausnahmen«; iN 3/36-3/37). Anders bewertet er dagegen die Situation in einer dörflichen Umgebung. Im Jahr 1999 hat er sich in der Provinz eine Existenz als Selbstständiger aufgebaut und hat in seinem Beruf zahlreiche Kundenkontakte. In diesem neuen Lebensmilieu begegnen dem Biographen diskriminierende Einstellungen, die bei ihm unliebsame Assoziationen an seine Kindheit in [Z-Dorf] hervorrufen:

»während meiner Arbeit hier im [X-Mittelgebirge] da hab ich's wieder stärker gemerkt. Äh - - - das da hat man richtig das Ländliche wieder gespürt.« (iN 3/37-3/39)

Aus der Perspektive Il-Kyu Chois haben gesellschaftliche Wandlungsprozesse das ländliche Milieu weniger stark beeinflusst als das großstädtische. Folglich steht der Begriff »das Ländliche« hier nicht für eine zwar leicht rückständige, aber dennoch charmante dörfliche Idylle, sondern er verweist auf soziale Strukturen, in denen der Biograph ähnlich wie in seiner

⁶² Unter Asiaten versteht der Informant offenbar nur Südostasiaten.

⁶³ Erfahrungen von Rassismus, die der Biograph im ländlichen Raum seiner Grundschule gemacht hat, werden in dieser Erzählsequenz von ihm zurückhaltend als »Ausnahme eigentlich« (3/50) beurteilt. Er tendiert dazu, sie mit seiner damaligen isolierten Position zu begründen: »in der Grundschule war das vielleicht deshalb so gewesen weil ich der einzigste Ausländer war.« (iN 3/35-3/36).

Kindheit in [Z-Dorf] durch das Verhalten einiger Personen von Diskriminierungen betroffen ist. In Interaktionssituationen offenbaren »viele ältere Menschen« (iN 3/45) ausgeprägte Vorurteile, die augenscheinlich von negativen Emotionen wie Angst, Unsicherheit und Ablehnung gegenüber fremd aussehenden Personen gespeist werden. Wie viele andere ausländische Adoptierte trägt Il-Kyu Choi einen deutschen Vor- und Zunamen; in Kombination mit seiner akzentfreien Aussprache entwerfen potenzielle Kunden in Telefongesprächen ein bestimmtes Bild von ihm; bei der persönlichen Begegnung konstatieren sie jedoch, dass ihre Imagination nicht mit der – für sie erschreckenden – Realität übereinstimmt. Sie reagieren irritiert und brüskieren den Informanten mit den kränkenden Worten: »ne nen Ausländer haben wir net bestellt. Ne ne also - - brauchen se gar net reinzukommen.« (iN 3/46). In dieser existenziell bedrohlichen Situation versucht er immer wieder, mit einer zielgruppenorientierten, pragmatischen Umgangsstrategie die abwehrende Haltung der Kunden aufzubrechen, seine Bemühungen sind jedoch nicht uneingeschränkt erfolgreich:

»Also da hat man noch gemerkt - manche wollten gar net mit mir reden - obwohl ich zehnmal gesagt habe ich bin der Herr Wente wir haben doch einen Termin ausgemacht und äh ich hab mir's dann nach ner zeitlang so angewöhnt dass ich gesagt habe - erschrecken se nicht - wenn ein Koreaner vor der Tür steht. Ich bin trotzdem der Herr Wente. Und dann hab ich gesagt ich bin adoptiert worden deshalb hab ich nen deutschen Namen« (iN 3/47-4/1)

Die Anwendung des persuasiven Kommunikationsstils scheint dem Erzähler nach einiger Zeit zu belastend zu sein. Vermutlich auch um weiteren negativen Erfahrungen vorzubeugen, weist er a priori telefonisch auf seine sichtbare nationale Differenz hin. Da diese Informationen im Verständnis Il-Kyu Chois immer noch erklärungsbedürftig sind, gewährt er möglichen Kunden zusätzlich einen Einblick in seine familiäre Konstellation, indem er erklärt, adoptiert worden zu sein. Auffällig ist, dass der Informant nun auch das Thema Adoption einfließen lässt, um rassistischer Diskriminierung vorzubeugen. In einer ersten Lesart könnte vermutet werden, dass er vor dem Hintergrund unterschiedlicher biographischer Erfahrungen und komplexer Reflexionsprozesse als mittlerweile über 30 Jahre alter Erwachsener in der Lage ist, einen offenen, bejahenden Umgang mit der Adoptionsthematik zu pflegen. Eine zweite Lesart könnte beinhalten, dass er das Adoptionsthema aus beruflich-ökonomischen Gründen pragmatisch einführt. Anzunehmen ist freilich, dass beide Lesarten in entsprechenden Interaktionen zum Tragen kommen. Das von dem Erzähler favorisierte Vorgehen erweist sich als erfolgreich und effizient; lakonisch formuliert er: »Und dann das ging dann auch.« (iN 4/1-4/2).

Erklärungen zu seiner Person sind gegenwärtig nicht mehr nötig; sein ihn früher diskreditierendes und von ihm gehasstes körperliches Stigma (*»Ich hab immer wieder meine Mutter gefragt gell ich hab jetzt mehr runde Augen?«*; 25/26-25/27) hat mittlerweile eine diametral neue Wertung erfahren, wie er mit Freude und Genugtuung anmerkt: *»(lachend) heut is eher dass mein Gesicht ein Markenzeichen geworden is. * Gott sei Dank mit guten Attributen ver-sehn.«* (iN 4/4-4/5).⁶⁴ Seine Physiognomie, zuvor Anlass für erhebliche Diskriminierungen, hat sich in seinem beruflichen Wirkungskreis sukzessive zu einem Garant für Leistung und Reputation entwickelt. Damit kann der Informant die von ihm gewünschte Anerkennung und Achtung seines gesellschaftlichen Umfeldes erwerben. Il-Kyu Choi betont seine Dankbarkeit über die positive Bewertung von Asiaten (*»Ich bin da also recht froh.«*; iN 4/6) und sucht nach – auch ihn selbst einschließenden – Gründen für dieses Phänomen. Unter Verweis auf die den Asiaten zugeschriebene Mentalität deutet er es mit ihrer religiösen bzw. kulturellen Werteerziehung: *»Und vielleicht liegt das auch wirklich daran dass wir Asiaten freundlich sind. Und ich (und?) die meisten sind ja vom Buddhismus geprägt«* (iN 4/6-4/8). Unter Bezugnahme auf seine Physiognomie hat der Informant sich zuvor wiederholt als Asiat bezeichnet. Nun wird deutlich, dass er nicht nur sein Aussehen sondern auch seinen kulturell-religiösen Habitus als asiatisch geprägt versteht. In der Haupterzählung hat er dagegen konstatiert, dass er kein Koreanisch mehr sprechen kann und ihm auch der dortige Verhaltenskodex nicht mehr geläufig ist (vgl. den Interpretationsabschnitt *„Am Anfang hab ich ganz schlecht über Korea gesprochen«: Pendelbewegungen“*). Um dieser Implausibilität noch einmal intensiver entgegenzutreten verweist er in einer Hintergrundkonstruktion⁶⁵ auf lebensgeschichtlich bedeutsame Prägungen im koreanischen Kinderheim, ihnen konnte er sich nicht entziehen. Auch wenn die Mädchen und Jungen als potenzielle Adoptivkinder offiziell keinem Glauben angehörten, wurden sie

»natürlich trotzdem buddhistisch-konfuzianistisch geprägt trotz alledem. Das Leben so wie hier Weihnachten ah der Atheist kann sich dem nicht entziehen dass hier Weihnachten ist oder Ostern. Also das gesellschaftliche Leben war ja geprägt.« (iN 4/12-4/14)

Die widersprüchlichen Äußerungen des Biographen aber auch sein unbeschwerter ‚Wirk-Perspektivenwechsel‘ (*»wir Asiaten«* bzw. *»wir [Deutschen; E. B.-B.]«*) haben dazu geführt, dass ich ihn im internen Nachfrageteil in einer Doppelfrage spontan nach seiner nationalen

⁶⁴ Mecheril (1997b: 191) weist darauf hin, dass aus einem Stigma unter günstigen Umständen und persönlicher Anstrengung eine Ressource werden kann.

⁶⁵ Hintergrundkonstruktionen dienen der nachträglichen Schließung von Plausibilisierungslücken (vgl. Schütze, 1984: 97).

Selbstverortung gefragt habe: »Als was sehen Sie sich eigentlich? Wenn Sie sich jetzt ländermäßig sozusagen zuordnen müssten?« (iN 4/20-4/21). Meine Frage mit einem ratifizierenden Einleitungswort aufgreifend, äußert er: »Ja ich bin - ich bin Deutscher - mit (lacht leicht) asiatischem Flair sag ich mal.*« (iN 4/20-4/21). Mit dem Beginn seiner Antwort (»ich bin«) verweist er auf den ersten Teil meiner zweigliedrigen Frage. Anschließend erfolgt eine kurze Satzpause, die eine reflexive Selbstvergewisserung signalisiert. Im Anschluss wiederholt der Biograph seine einleitenden Worte ‚ich bin‘ mit einer Selbstzuschreibung. Er bezeichnet sich zunächst eindeutig als Deutschen, die sich anschließende Satzunterbrechung scheint er für einen weiteren selbstreflexiven Umgang mit der eigenen Identität zu nutzen. Im Folgenden erfährt sie eine Ausgestaltung durch eine zusätzliche Komponente. Er ist national nicht eindeutig zuzuordnen, sondern ihn umgibt mit dem asiatischen Flair eine besondere Atmosphäre. Ohne weitere Intervention durch die Interviewerin fährt der Biograph fort:

»manchmal sag ich ich verbinde deutsche Tugenden mit as_ koreanischen Tugenden oder asiatischen Tugenden ne. Ja also - unter deutschen Tugenden natürlich - - äh sagt man ja immer Pünktlichkeit Korrektheit nicht dass die Koreaner unkorrekt wärn das nicht aber das sind ja so ty_ Strebsamkeit sagt man ja auch sind deutsche Tugenden. Genauigkeit ja - - und - Arbeiten das sind so deutsche Tugenden. Koreanische Tugenden oder asiatische Tugenden sagt man ja Höflichkeit Zuverlässigkeit äh Lächeln und äh Geduld - das sind so - - und da sag ich mal ich hab beides und leg auch auf beides Wert.« (iN 4/22-4/29)

Erkennbar wird, dass das asiatische Flair sich nicht nur auf sein Aussehen bezieht, sondern auch weitergehende Aspekte umfasst. So rekurriert er gelegentlich auf kulturelle Stereotypen von Deutschen und Asiaten bzw. Koreanern und markiert damit eine doppelte Zugehörigkeit. Im Vordergrund seiner weltanschaulichen Vorstellung scheinen dabei jedoch die ihm vertrauteren deutschen Stärken zu stehen, denn er positioniert sie an erster Stelle. Die deutschen ‚Charaktereigenschaften‘ verknüpft er aktiv mit den koreanischen bzw. asiatischen Qualitäten. Im Folgenden präzisiert der Biograph die Merkmale der beiden Kulturen, auf die er sich in seinem Selbstverständnis bezieht. In seiner Definition erscheint Deutschland als ein individualistischer Ort preußischer Tugenden, wie Ordnung, Fleiß und Leistung, während in Korea vorrangig entgegengesetzte kollektivistische Werte und Normen, wie Selbstkontrolle, Freundlichkeit und Respekt, im Vordergrund stehen. Aus den Ausführungen des Erzählers ist ersichtlich, dass er erfolgreich auf die beiden divergierenden, sich aus seiner Sicht gleichwohl hervorragend ergänzenden Einflüsse zurückgreift. Im Verlauf des Interviews macht Il-Kyu Choi unterschiedliche Aussagen über seine koreanische kulturelle Identität. Seine Einlassungen könnten dahingehend interpretiert werden, dass ihm auch heute

noch Anteile dieser Identität gegenwärtig sind. Unklar bleibt, ob er sie als eine durch primäre Sozialisation erworbene oder als angeborene, ihm ‚in die Wiege gelegte‘ Grundeigenschaften deutet. Der Informant ist sich allerdings bewusst, dass die Herkunftstugenden für eine Teilnahme am koreanischen Alltag nicht mehr genügen. In seiner beruflichen Lebenswelt in Deutschland kann er dagegen die koreanischen Kulturmerkmale (Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Lächeln und Geduld) als identitäre Bezugskomponente planvoll nutzen, um sich mit einem positiv besetzten asiatischen Habitus zu umgeben.

Insbesondere die berufliche Sozialisation des Erzählers scheint dazu beigetragen zu haben, dass er als ‚optischer Ausländer‘ ein sensibles Gespür für partielle, ihm von den Deutschen zugesprochene positive Merkmale des koreanisch-asiatischen Kulturkreises entwickelt hat. Es kann davon ausgegangen werden, dass dem Informanten nach einem individuellen Entwicklungsprozess heute daran gelegen ist, den Bezug auf die beiden kulturellen Stereotype in Interaktionen situations- und personenadäquat flexibel und pragmatisch zu handhaben. Sein diesbezügliches Handeln ließe sich als eine von ihm bewusst eingeschlagene Strategie interpretieren. Seine Motive, die unterschiedlichen kulturellen Merkmale (kombiniert) zu nutzen, dürften vielfältig sein. Der Gefahr, in Form von Fremdzuschreibungen als (bedrohlicher respektive) unerwünschter Ausländer diskriminiert zu werden, könnte er mit dem Verweis auf seine (leistungsbezogenen) deutschen Tugenden entgegenwirken. Im beruflichen Alltag könnten ihm die deutschen Tugenden, gepaart mit einer besonderen Betonung der (freundlich-respektvollen) koreanisch-asiatischen, zudem helfen, seine anderen Personen potenziell als bedrohlich erscheinende körperliche ‚Andersheit‘ zu minimieren und somit sein physiognomisches Stigma positiv umzudeuten. Mit diesem Vorgehen ist es Il-Kyu Choi als Erwachsenem möglich, seinen ausgeprägten Wunsch nach sozialer Anerkennung, Akzeptanz und beruflichem Erfolg zu befriedigen. Indirekt verdeutlichen seine weiteren Ausführungen, dass er einen derartigen Weg eingeschlagen hat. In seiner beruflichen Karriere konnte er die ‚asiatische Ruhe‘ offensiv und erfolgreich einsetzen. Die deutsche Tugend ‚Leistung‘ dethematisiert der Informant an dieser Stelle zwar, es kann aber davon ausgegangen werden, dass sie als Prinzip des (Über-)Lebens ebenfalls zum Einsatz gekommen ist. Eine langjährige Kundin, die insbesondere seine (von ihr konstruierte) kulturelle Herkunftstugend und seinen damit verbundenen beruflichen Habitus als ausnehmend angenehm empfunden hat, gibt ihm eine Rückmeldung, in der sie das Verschwinden der positiven asiatischen Komponente beklagt: »*Herr Wentz die asiatische Ruhe ist leider verlorn gegangen. Sie haben jetzt Sie haben jetzt nur noch die deutsche Ruhe.*« (iN 4/31-4/32). Dem Konzept einer essenzialistischen, monokulturellen Identität erteilt der Biograph heute eine deutliche Absa-

ge. In einer Sowohl-als-auch-Logik vereinigen sich die ‚idealtypischen‘ deutschen und asiatischen Merkmale in seiner Person zu einer neuen Form der Identität und so formuliert er programmatisch und mit sichtlichem Stolz: »ich hab beides und leg auch auf beides Wert« (iN 29).

Auslandsadoptionen als Beitrag »zur Multikultigesellschaft«: Epilog

Im Rahmen der externen Nachfragen (eN) habe ich mich bei Il-Kyu Choi nach seiner allgemeinen Einschätzung von Auslandsadoptionen erkundigt. Die anschließende Darstellung des Erzählers lässt zwei unterschiedliche Positionen erkennen. In einem Rückblick auf seine biographische Entwicklung räumt Il-Kyu Choi ein, dass er Auslandsadoptionen zunächst vehement abgelehnte. Nach den Filmaufnahmen in Korea hat er zunächst eine negative Ansicht über Auslandsadoptionen vertreten. Ihnen stellt er die Inlandsadoption als die bessere Alternative gegenüber (»man sollte vielmehr die Inlandsadoption fördern.«; eN 1/25). Da Il-Kyu Choi in Deutschland erheblichen Erfahrungen von Rassismus ausgesetzt war, liegt einerseits die Vermutung nahe, dass diese Erlebnisse zu seiner ablehnenden Haltung gegenüber kulturübergreifenden Adoptionen geführt haben; andererseits dürfte auch sein Verlust der originären Heimat sowie sozialer Bindungen in Korea zu seiner ablehnenden Haltung gegenüber Auslandsadoptionen beigetragen haben. Ohne auf Details und inhaltliche Motive einzugehen, erklärt der Biograph, dass sich in seinem weiteren Leben seine innere Einstellung zu Auslandsadoptionen verändert hat. Diese Form der kulturübergreifenden Familiengründung beurteilt er nun unter dem Gesichtspunkt, dass sie »für jedes Kind eine Chance« (eN 1/27) darstellt. Um für das Kind einen positiven Ausgang sicherzustellen, formuliert der Erzähler allerdings eine Art Forderungskatalog⁶⁶: Auslandsadoptionen dürften bei kinderlosen Paaren nur dann genehmigt werden, wenn kein egoistischer Kinderwunsch im Vordergrund stehe. Als Argument für dieses Postulat führt Il-Kyu Choi an, dass »die Erwartungshaltung an das Kind« (eN 1/34) andernfalls zu groß sei. Zum anderen sollen Eltern die adoptionsbedingten Differenzen ihrer Kinder nicht überbewerten: »jawoll es is nen ganz normales Kind wie jedes andere auch nur dass ich's nicht geboren habe« (eN 1/40-1/41). Des Weiteren darf das Kind von den Eltern nicht als Surrogat für eine idealisierte Form von Familie instrumentalisiert werden. Sie sollen es »nicht dauernd als Prestigeobjekt in Führungsstrecken für eine heile Welt missbrauchen für ne heile Familie missbrauchen« (eN 1/41-1/43).

⁶⁶ Dieser scheint partiell auf seinen Erlebnissen und Erfahrungen als Adoptierter, hauptsächlich aber auf seiner Teilnahme an Gruppensitzungen von adoptionswilligen Ehepaaren zu beruhen.

Erst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, akzeptiert der Erzähler jede Form von Adoption als »völlig normal und auch in Ordnung.« (eN 1/43-1/44).

Il-Kyu Chois lebensgeschichtlicher Erzählung konnte entnommen werden, dass seine physiognomische Andersheit über einen längeren Zeitraum insofern ein Problem darstellte, als ihm eine ungeteilte, unhinterfragte Zugehörigkeit zu und eine Akzeptanz in Deutschland aus der Perspektive anderer Personen nicht zugebilligt wurde. Die gelegentlich implizit wie explizit (auch in diskriminierender Form) vertretene Auffassung, dass die adoptierten Kinder nicht wie einheimische aussehen und deshalb nicht hierher gehören würden, lehnt der Biograph ab:

»das kann ich gar nicht verstehn weil wir leben heute in einer anderen Gesellschaft. Wir leben in einer anderen Welt. Wir sind die Globalisierung ist ja nicht nur in der Industrie so sondern äh wir fliegen heute in ein paar Stunden in ein anderes Land in einen anderen Kontinent sogar. Und dann ist das für mich kleingeistig gedacht äh jetzt so zu argumentieren. Im Gegenteil äh gerade weil wir immer uns näher rücken sozusagen ist es besonders wichtig.«(eN 1/47-2/2)

Il-Kyu Choi begründet seine Haltung mit dem Hinweis auf die hiesige Gesellschaft, die sich bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt gewandelt hat. Mit dem Personalpronomen »wir« meint der Biograph die Deutschen, denen er sich in der vorliegenden Textpassage wieder zugehörig fühlt. Das Temporaladverb »heute« könnte einen impliziten Hinweis auf Il-Kyu Chois eigene Biographie enthalten. In der gesellschaftlichen Ordnung, so wie er sie nach seiner Ankunft aus Korea vorfand, wurde der Erzähler vielfach mit rassistischen Vorwürfen konfrontiert, ein unerwünschter, minderwertiger Fremder zu sein, der nicht nach Deutschland gehört. Diese wiederkehrenden Erfahrungen beeinflussten Il-Kyu Choi gravierend; sukzessive verinnerlichte er die ihm zugeschriebenen Attribute dergestalt, dass sie zu eigenen Gefühlen des Fremdseins führten; er übernahm als Betroffener respektive Opfer diskriminierender Äußerungen die ausgrenzende Perspektive der Anderen. In der Gegenwart hingegen scheint der Erzähler das Gefühl des Fremdseins aufgrund reflexiver Denkprozesse weitgehend überwunden zu haben. So hat die Beschäftigung mit gesellschaftspolitischen Themen dazu geführt, dass er sich der Frage von Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit ausländischer Adoptivkinder in Deutschland unter veränderten Vorzeichen nähern kann. Gesellschaftliche Modernisierungsprozesse haben sich – so seine Argumentation – nicht nur isoliert auf Deutschland ausgewirkt, sie sind universell. Mit dem politischen Terminus »Globalisierung« verweist er auf eine veränderte Welt und stellt anhand zweier unterschiedlich detailliert dargestellter Beispiele sein Verständnis dieses Begriffes dar. Während der Informant den ökonomischen Bereich nur am Rande berührt, beschreibt er die transnationale Mobilität ausführ-

licher: Die Welt rückt enger zusammen, kulturelle Begegnungen sind schneller und über größere Distanzen möglich. Il-Kyu Chois Worte legen nahe, dass aus seiner Sicht starre (nationale) Grenzen und eindeutige kulturelle Zuordnungen zugunsten einer länder- und kulturübergreifenden Begegnung aufgehoben werden. Ausschließende, sich auf essenzialistische Argumente berufende Auffassungen, in denen das Fremde in Deutschland keinen Ort findet, weist er mit dem abwertend konnotierten Begriff »kleingeistig« zurück. Aus der Perspektive des Interviewpartners scheinen insbesondere Auslandsadoptionen dazu beizutragen, Prozesse voranzutreiben, die das Denken im Zuge der Globalisierung modifizieren:

»Denn ich glaube was was durch die Auslandsadoptionen die 1968 ja so begannen was hat das bewirkt? Das hat das Denken der Mitmenschen äh verändert der der Nachbarn und so weiter. Dass andere Kinder auch (aus?) der Welt hier leben das hat sich geändert. Das Bild des Ausländers hat sich entscheidend schon ich denke mit geändert und auch geprägt.« (eN 2/2-2/6)

Ausgehend vom Beginn der Auslandsadoptionen, den er auf 1968 datiert, wendet sich Il-Kyu Choi von einer globalen Perspektive hin zu einer lokalen, um Dimensionen von gesellschaftlichen Bewusstseinsveränderungen auf der Mikroebene zu beschreiben. Die Anwesenheit Auslandsadoptierter hat im nahen sozialen Umfeld Prozesse der kritischen Reflexion ausgelöst und zur Veränderung von Wahrnehmung und Denken beigetragen. Mit den Worten »Dass andere Kinder auch (aus?) der Welt hier leben« beschreibt der Erzähler die inhaltlichen Aspekte des Einstellungswandels eher unpräzise. Möglicherweise will er mit dieser Formulierung ausdrücken, dass Personen aus dem näheren räumlichen Umfeld der Adoptierten ihr (begrenztes) Weltbild insofern erweiterten, als sie die hiesige Anwesenheit von Kindern aus der Dritten Welt anerkennen mussten. Die Verwendung des Adverbs »hier«, in der Bedeutung von ‚an dieser Stelle, an diesem Ort‘, legt die weitere Lesart nahe, dass das Denken der Mitmenschen sich durch die Präsenz ausländischer Adoptivkinder in Deutschland gewandelt haben könnte. Insgesamt scheint sich als Konsequenz einer – durch Adoptionen aus dem Ausland initiierten – sozialen Einstellungsänderung auch die generelle Wahrnehmung von Ausländern gewandelt zu haben. Der Biograph berichtet nichts über die Qualität der Veränderung, gleichwohl darf vermutet werden, dass er von einer zunehmenden Akzeptanz und Toleranz ausgeht.

Im Folgenden wird offensichtlich, dass die allgemeinen Ausführungen des Informanten weitgehend mit eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen korrespondieren:

»Ich hab's ja in meiner äh Heimat Heimatdorf das nur paar tausend Seelen hat gemerkt. Es wird anders umgegangen. Man war am Anfang der erste Ausländer ganz klar aber heute - - man gehört dazu. Und wenn noch ne andere als meine in-

dische Schwester noch dazu kam das war schon nix mehr norma_ nix mehr besonderes. Am Anfang haben ja an unserem Garten noch Prozessionen stattgefunden. Spaziergänger extra hingelaufen an unseren Garten um mich zu sehn. Das war völlig völlig normal dass man da Sonntagswanderungen an unserm Gartenzaun gemacht hat (lacht leicht) um ein ausländisches Kind mal zu sehn. Also ich kann mich nicht daran erinnern aber meine Eltern haben mir das erzählt.« (eN 2/6-2/17)*

Bezug nehmend auf die begrenzte Welt seines Heimatdorfes, konstatiert Il-Kyu Choi einen zeitlichen Wandel in der subjektiven Wahrnehmung und Sichtweise der Einheimischen gegenüber Ausländern. Eher zwischen den Zeilen umreißt er die Einstellung der Dorfbewohner, die sich von einer anfänglichen Ablehnung hin zu einer Akzeptanz des Fremden gewandelt hat. In seinem Dorf war der Erzähler zunächst der einzige Ausländer, eine Konstellation, die einerseits eine Ablehnung seiner Person beinhaltete, die gleichzeitig aber auch von einer – eher unangemessenen – Neugier der Einheimischen auf das durch ihn verkörperte exotische Fremde und Andere geprägt war. Gleichwohl scheinen diese ‚Kontakte‘ in Kombination mit einer Art Gewöhnungseffekt bei den Einheimischen zu einem Abbau von Fremdheit beigetragen zu haben. Die Ankunft der indischen Schwester Il-Kyu Chois erregte daher kein großes Aufsehen mehr, und es kann vermutet werden, dass ihr rassistische Diskriminierungen in dem Dorf eher erspart worden sind. Resümierend formuliert der Biograph im Anschluss an die o. g. Textpassage (eN 2/6-2/17), dass die Anwesenheit von Ausländern in der heutigen Gesellschaft eine alltägliche Realität geworden ist. Dieser Umstand hat nach seinem Verständnis zu einem Abbau von »Ausländerfeindlichkeit« (2/18) beigetragen. Sowohl aus eigener Erfahrung als auch in Anlehnung an Vorstellungen der Adoptivmutter sieht der Informant vorrangig die engeren Familienangehörigen als Keimzelle, in der Prozesse von Einstellungsänderungen begonnen haben (»die Verwandten sag ich ja da begann's ja«; eN 2/19-2/20). Als signifikante Andere hat die Mutter ihn in einer bildhaften Sprache gelehrt: Die Welt ist nicht statisch konstruiert, sondern einem stetigen, durch individuelles Handeln beeinflussbaren Wandel unterworfen; dieses Veränderungspotenzial kann aus Sicht der Mutter allerdings nur in einem überschaubaren Rahmen eingesetzt werden: »Ne Welt kann man ja, meine Mutter hat ja auch immer gesagt die Welt kann man nicht im großen Stil verändern sondern immer nur bei sich und in der Umgebung.« (eN 2/20-2/21). Als Beleg dafür, dass verfestigte, möglicherweise sogar mit Ablehnung gegenüber Ausländern verbundene Denkmuster veränderbar sind, greift der Erzähler auf seine Zugehörigkeit zur Adoptivfamilie zurück. Seine Adoption aus dem Ausland hat dazu beigetragen, dass die Verwandten nach einem kritischen Reflexionsprozess »mit diesem Thema ganz anders« (eN 2/25) umgegangen sind. Als Multiplikatoren (»so zog das so immer weitere Kreise«; eN 2/25) konnten diese

ihrerseits dazu beitragen, dass ihr jeweiliges soziales Umfeld zu einer differenzierten Überprüfung der eigenen Auffassung angeregt wurde. In Anbetracht seiner Erfahrungen zieht der Informant das Resümee, dass Auslandsadoptionen eine progressive, gesellschaftsverändernde Funktion ausüben: Sie verändern das Denken und Handeln der Mitmenschen positiv und leisten damit einen wesentlichen Beitrag zur Akzeptanz und Anerkennung kultureller Vielfalt in Deutschland: »ausländische Adoptionen [sind; E. B.-B.] ein Beitrag zur Normalisierung der Multikultigesellschaft so ganz salopp gesagt.« (eN 2/26-2/27). Der von Il-Kyu Choi verwendete Begriff »Multikultigesellschaft« weckt Assoziationen an eine gleichberechtigte Existenz verschiedener Kulturen innerhalb einer Gesellschaft. Diese Vorstellung relativiert der Informant allerdings in seinen weiteren Überlegungen: Die Gleichwertigkeit der Kulturen wird insofern aufgelöst, als er – offenbar in Anlehnung an den politisch-gesellschaftlichen Diskurs – indirekt von einer Dominanz der deutschen Kultur ausgeht, an die sich die Ausländer mit erheblichen eigenen Integrationsleistungen (vor allem das Erlernen der deutschen Sprache) anzupassen haben. In einer argumentativen Passage sieht er die Integrationsbemühungen als obligatorischen Beitrag an, den Ausländer als Gegenleistung für die Nichtausgrenzung durch eine Mehrheitsgesellschaft erbringen müssen:

»ich [bin; E. B.-B.] der Meinung ist Ausländer sollten versuchen so gut wie möglich Deutsch zu sprechen sich dem anzupassen mit der Sprache wenigstens. Das erhöht die Akzeptanz enorm als wenn jemand - schon zwanzig Jahre (hier?) lebt und noch immer kein Deutsch richtig kann. Dann muss man sich nicht wundern dass es etwas schwieriger geworden ist oder etwas schwieriger ist Akzeptanz zu finden.« (eN 2/32-2/37)

7.3 Resümierende Betrachtung des Einzelfalls

Mit seiner Einführung als Biographieträger und der Angabe des Adoptionsdatums setzt Il-Kyu Chois Gestaltung seiner Lebensgeschichte ein. Im Anschluss orientiert er sich weitgehend an der biographischen Chronologie, wobei er rhetorische Topoi, wie zum Beispiel den Spannungsaufbau benutzt. An diesen Stellen bricht er ab, berichtet über andere biographische Erfahrungen, um anschließend den Erzählbogen zu schließen. Auch seine gelegentlichen Vorblenden dienen häufig dem Spannungsaufbau. Seine erlernte rhetorische Kompetenz, die bei der Stegreiferzählung erkennbar ist, kann vermutlich durchaus mit dem Auftreten des Erzählers in Gruppen von potenziellen Adoptiveltern erklärt werden, in denen er in längeren Erzählsequenzen von seinem Leben berichtet. Zumindest ein Teil seiner Schilderungen scheint inzwischen zu einem jederzeit verfügbaren und gern dargebotenen Repertoire zu gehören und sich somit als biographische Wissensform (vgl. dazu Alheit, 1989) im Stadi-

um der Traditionsbildung zu bewegen, wie der in der Stegreiferzählung unter dem Stichwort »Darwinismus«⁶⁷ (2/12) erfolgte Hinweis »das hab ich auch immer gerne erzählt« (2/11-2/12) nahelegt.⁶⁸ Als weitere Wissensformen, auf die der Erzähler zurückgreift, sind Erinnerungsschemata zu nennen; sie beruhen auf alltags- und lebensweltrelevanten Annahmen und Einschätzungen und können als vortheoretisch (vgl. ebd.: 139) bezeichnet werden. Daneben greift Il-Kyu Choi mit der Verwendung von Begriffen wie z. B. Ausländerfeindlichkeit, Darwinismus und Globalisierung aber auch auf Deutungsschemata (vgl. ebd.: 142) zurück. Mit der Einbeziehung dieser weiteren Wissensform markiert er sein theoretisches Wissen, über das er als sozialer Aufsteiger vom koreanischen Heimkind zum Akademiker heute verfügt.

Entsprechend der Geordnetheit des Stegreiferzählens führt Il-Kyu Choi neben seiner eigenen Vorstellung als Biographieträger – Fritz Schütze bezeichnet diese kognitive Figur auch als ‚herausgehobenen Ereignisträger‘ (vgl. Schütze, 1984: 85) – im Verlaufe der Darstellung mit unterschiedlicher Intensität weitere Ereignisträger von biographischer Relevanz ein (beispielsweise Kinderheimkinder, die Adoptiveltern, Geschwister, Schulkameraden, Arbeitskollegen), wobei auffällt, dass sie, bis auf eine Ausnahme, namenlos bleiben.⁶⁹ Im Erzählfortgang rekurriert er, der systematischen „Geregeltheit und Ordnung“ (ebd.: 79) in narrativen Erfahrungsrekapitulationen folgend, zudem immer wieder auf eigene, über zeitliche Schwellen hinweg erfolgende „Zustandsänderungen“ (ebd.: 88), etwa den durch die Aussetzung bedingten Aufenthalt im Kinderheim, die Ankunft in Deutschland, seine soziale Positionierung als Fremder in der Grundschule oder den Umzug, den er berufsbedingt als Erwachsener in das ländliche [X-Mittelgebirge] vornimmt. Vorrangig positioniert er sich gegenüber den damit verbundenen Ereignissen als ein aktiv handelndes Individuum, das ihnen mit Tatkraft und Energie begegnet (z. B. Kinderheim, Grundschule, Umzug). Eher vereinzelt (beispielsweise bei der Erzählung über die Fantasien im Kinderheim oder dem in Deutschland erlittenen Kulturschock) berichtet er dagegen, wie sich die Erfahrungen auf sein inneres Erleben ausgewirkt haben.

⁶⁷ Mit dem theoretischen Begriff »Darwinismus« bezeichnet der Erzähler die Zustände im koreanischen Kinderheim.

⁶⁸ Nach dem Interview hat der Biograph mir berichtet, dass er seine Lebensgeschichte als Ganzes noch nie erzählt habe.

⁶⁹ Im thematischen Feld ‚Ausbildung und Leistung‘ (»ich mess mich immer mit den Besten«; 25/32) berichtet der Erzähler, dass er seinen Leistungswillen »mal n bisschen abgelegt« (25/34) hat. Daraufhin wird er wiederholt von der Diakonisse »Schwester Ute« (26/8) angesprochen, die nicht nachvollziehen kann, warum er Noten akzeptiert, die nur befriedigend ausfallen. Schwester Ute ist die einzige Person in der gesamten Stegreiferzählung, die der Informant namentlich nennt.

Schütze (1984) zufolge bettet der Erzähler im narrativen Interview die Erfahrungshaltung, die er lebensgeschichtlichen Ereignis- und Erlebnisabläufen zumisst, in den Gesamtrahmen der Erzählung ein. Als Erfahrungsprinzipien, die Il-Kyu Choi gegenüber seinen Erinnerungsaufschichtungen einnimmt, kann zum einen das institutionelle Ablaufmuster (z. B. Familie, Schule, Berufsausbildung) gelten; zum anderen sind aus seiner Innenwelt hervorgegangene biographische Handlungsschemata zu nennen, wie etwa die Planung und Durchführung der Suche nach den leiblichen Eltern oder das über lange Jahre andauernde Festhalten am ‚Prinzips Leistung‘ in seinen vielfältigen Varianten. Des Weiteren ist die Stegreiferzählung Il-Kyu Chois in jeweils einem Fall durch das Haltungsprinzip Verlaufskurve (Ankunft in Deutschland) und das Haltungsprinzip Wandlungsprozess gekennzeichnet (veränderte emotionale Beziehung zu den Adoptiveltern); letzteres Prinzip entspringt – ebenso wie im Fall von Handlungsschemata – der Innenwelt des Informanten, tritt für ihn jedoch unerwartet und überraschend ein. Zustandsveränderungen des Biographieträgers finden gemäß Schütze in sozialen Rahmen statt (vgl. ebd.: 98). Im Interview mit Il-Kyu Choi fällt auf, dass – im Gegensatz zur Explikation anderer sozialer Rahmen – die Herausarbeitung des Lebensmilieus des koreanischen Kinderheims sehr ausführlich erfolgt. Seine Aussetzung durch die leibliche Mutter und die Aufnahme im Kinderheim stellten für den Informanten eine bedrohliche Zustandsveränderung dar. Sie hat seine weiteren Kindheitsjahre dramatisch geprägt und von ihm außergewöhnliche Anstrengungen verlangt, sein physisches und psychisches Überleben zu sichern. Möglicherweise wäre ohne diese detailliert rekapitulierten Erfahrungsaufschichtungen nicht so deutlich geworden, welche großen kognitiven, emotionalen und sozialen Leistungen er nach dem Wechsel in die Adoptivfamilie für seine weitere Lebensgestaltung vollbringen musste.⁷⁰ Schütze (1984) bezeichnet die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte als eigenständige kognitive Figur. Um sie erfassen zu können, ist die Erzählpräambel von zentraler Bedeutung. Die ersten Sequenzen von Stegreiferzählungen liefern Anhaltspunkte dafür, unter welchem Aspekt ein Informant das Material aufordnet, von Schütze (1984: 103; i. O. kursiv) als „*autobiographische Thematisierung*“ bezeichnet. Ihr zugehörig ist ein „*Standpunkt*, von dem aus der Erzähler die Lebensgeschichte erzählt“ (ebd.; i. O. kursiv). In seiner autobiographischen Selbstpräsentation macht Il-Kyu Choi bereits nach dem ersten Satz seinen *Standpunkt* deutlich: Er erzählt die Geschichte einer letztlich doch erfolgreichen Adoption. Um seine These belegen zu können, beleuchtet er in einer ausführlichen Darstellung sein Selbst, das in Korea beginnt und seit seiner Ankunft in Deutschland durch Veränderungen

⁷⁰ Schütze charakterisiert den sozialen Rahmen dahingehend, dass er „*die Bedingungskonstellation und den Sinnhorizont des Veränderungsprozesses angibt, der erzählt werden soll*“ (Schütze, 1984: 98; i. O. kursiv).

gekennzeichnet ist. Nahezu durchgängig charakterisiert er sich dabei als eine Person, die in den ihm jeweils vorgegebenen gesellschaftlichen Strukturebenen (Korea, Deutschland) mit Kampfgeist, Willenstärke und Zielstrebigkeit versucht, den immer wieder auftauchenden Daseinsproblemen zu begegnen und das eigene Leben trotzdem zu gestalten. Am Ende der Darstellung seiner biographischen „Gewordenheit“ (ebd.: 106) resümiert er, dass die Adoption gelungen ist. Dabei ist ein wesentlicher Anteil des Gelingens der Adoptivmutter zu verdanken. Als in seiner engsten sozialen Umwelt agierender protektiver Faktor begleitete und unterstützte sie ihn mit ihren Kompetenzen derart, dass er sich in einem prozesshaften Geschehen neue Muster der Bewältigung von Krisen und Problemen erarbeiten konnte.

Nachdem ausgewählte Aspekte zur Gestaltung der Lebensgeschichte beleuchtet wurden, soll im Folgenden ein Blick auf das Phänomen *Auslandsadoption* geworfen werden. Nach Auskunft des Informanten waren seine Adoptiveltern unzureichend auf seine Adoption vorbereitet; in der Folge traten Probleme in der Eltern-Kind-Beziehung auf. Gleichwohl ist bemerkenswert, dass die Adoptiveltern und speziell die Mutter versucht haben, den Weg der Erziehung und Begleitung einzuschlagen, den die Fachliteratur erst Jahrzehnte später empfohlen hat. Deutlich wird jedoch, dass der Informant entsprechende elterliche und insbesondere mütterliche Vorgaben nicht unwidersprochen und unreflektiert übernimmt, sondern dass zwischen den Parteien soziale Aushandlungsprozesse stattfinden, in denen bisweilen hartnäckig um den ‚richtigen‘ Weg gerungen wird. In Bezug auf die doppelte Elternschaft hat möglicherweise sowohl die christlich-humanistische Ethik der Eltern als auch die Existenz leiblicher Kinder zu einer altruistisch-kindzentrierten Adoptionsmotivation und -begleitung beigetragen. Folgerichtig müssen die biologischen Eltern nicht dethematisiert werden, und seine Aussetzung kann Il-Kyu Choi – unter Einbeziehung soziostruktureller Komponenten – als Konsequenz von Armut und Existenznot erklärt werden. Die von den Eltern initiierte Form des Umgangs mit der künstlichen Statuspassage Adoption erinnert in ihrer Ausrichtung an die von Hoffmann-Riem postulierte Praxis des „offenen Bewußtheitskontexts“ (Hoffmann-Riem, 1989: 217). Der Blick, den der Erzähler auf die mit der Adoption verbundene doppelte Elternschaft wirft, ist infolge biographischer Erfahrungsaufschichtungen einem Entwicklungsprozess unterworfen. Das Wissen um die Existenz biologischen Eltern ist für Il-Kyu von besonderer emotionaler Relevanz, und so ist es ihm zunächst nicht möglich, eine tragfähige Bindung zu den Adoptiveltern aufzubauen – er lehnt sie in gewisser Weise ab. In der Adoleszenz, einer Zeit, in der Adoptierte sich vielfach mit ihren biologischen Wurzeln befassen (vgl. dazu beispielsweise Hoksbergen, 2006: 65ff.; Steck, 1998: 251ff.), tritt bei Il-Kyu Choi der Wunsch nach einer Begegnung mit den leiblichen Eltern in den

Vordergrund. Der Biograph entwickelt die Handlungsstrategie ‚Reise nach Korea‘, die ein Aufeinandertreffen von Mutter und Sohn ermöglicht. Die vonseiten des Informanten unter Umständen damit verbundene Hoffnung, das Ausgesetztwerden durch die Herkunftsfamilie könne ‚geheilt‘ werden, erweist sich letztlich als nicht erfüllbar. Die leibliche Mutter bleibt ihm fremd, und vor allem ihre aus egoistischen und nicht aus sozioökonomischen Gründen erfolgte Kindesweggabe ist aus seiner Sicht nicht zu rechtfertigen. Insbesondere vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis ist es dem Erzähler möglich, sich zu den Adoptiveltern zu bekennen und besonders die Bemühungen der Adoptivmutter zu würdigen.

Ein weiterer zentraler Aspekt dieser Studie betrifft die *Rassismuserfahrungen* meiner Interviewpartner. Mit dem Beginn des Grundschulbesuches muss Il-Kyu bereits kurz nach seiner Ankunft in Deutschland den schützenden familiären Rahmen verlassen. In der Folge treffen ihn in dem neuen sozialen Umfeld rassistische Diskriminierungen. Unter Bezugnahme auf Mecheril (2003b) können die Ebenen und Dimensionen seiner gesamten diesbezüglichen Erfahrungen in ihrer Ausprägungsart als massiv bezeichnet werden, der Vermittlungskontext ist individuell und die Vermittlungsweise stets kommunikativ, der Erfahrungsmodus ist als persönlich zu kennzeichnen. In einer tabellarisch aufbereiteten Form werden die Ebenen und Dimensionen wie folgt dargestellt:

Tabelle 3:

Rassismuserfahrungen: Ebenen, Dimensionen und Belegstellen; eigene Zusammenstellung in Anlehnung an Mecheril (2003b).⁷¹

Ebenen	Dimensionen	Belegstellen
• Ausprägungsart	• massiv	iN: 2/1-2/9; 3/17-3/18
• Vermittlungskontext	• individuell	iN: 2/1-2/9; 3/17-3/18
• Vermittlungsweise	• kommunikativ	iN: 2/1-2/9; 3/17-3/18
• Erfahrungsmodus	• persönlich	iN: 2/1-2/9; 3/17-3/18

Seine anfängliche Ohnmacht gegenüber rassistischer Diskriminierung überwindet der Erzähler schnell; er greift auf sein in Korea erprobtes und erfolgreiches Handlungskonzept Gewalt zurück und wehrt sich auf diese Weise gegen die Anfeindungen seiner Interaktionspartner. Der Informant kann – in durchaus schwierigen biographischen Lernprozessen – mehrere,

⁷¹ Vgl. dazu Kapitel 2 „Rassismus“.

situationsspezifisch unterschiedlich gelagerte Strategien gegen Rassismus erwerben. Dabei lässt sich seine Gegenwehr in Interaktionssituationen zwischen zwei Polen verorten: Einerseits nimmt Il-Kyu Choi das Negative und Abwertende der Anderen nach außen unwidersprochen, d. h. ignorierend hin, andererseits wechselt er „in das ›Positive‹ der Handlungsorientierung“ (Mecheril, 1997b: 188) über und verweist die Kontrahenten in ihre Schranken. Beide Umgangsweisen mit Rassismuserfahrungen sind vorrangig auf die erzieherischen Anleitungen der Mutter zurückzuführen, allerdings scheint die zweite eher seinem schon früh entwickelten Selbstverständnis und Selbstbild eines handelnden, sich widrigen Faktoren aktiv entgegenstimmenden Subjekts zu entsprechen. Mit dem Prinzip Leistung entwickelt der Biograph eigenständig eine weitere, langfristig angelegte Strategie gegen rassistische Diskriminierungen. Vornehmlich diese Strategie kann den beruflichen Aufstieg des Erzählers erklären.

Einen beachtlichen Stellenwert nimmt im Interview mit Il-Kyu Choi das Thema nation-ethno-kulturelle Verortung bzw. Zugehörigkeit ein. Nachfolgend soll daher noch einmal ein Blick auf sich verändernde Identitätspositionierungen geworfen werden. Den diesbezüglichen Ausgangspunkt bildet in der Kindheit seine ablehnende Haltung gegenüber der koreanischen Herkunft. In der Adoleszenz setzt ein diametraler Wandel ein; er nähert sich seinem früheren koreanischen Lebensumfeld in gedanklich-imaginativer Form wieder an. Als 17-Jähriger entschließt der Informant sich zu einer Reise nach Korea. Der Biograph setzt seine Identität wiederholt eindeutig und intentional in Bewegung. Mit der Reise in sein Geburtsland beabsichtigt er jedoch nicht, eine hybride Identität aufzubauen. In Deutschland ist er rassistischer Diskriminierung ausgesetzt gewesen, und er hat sich in der Folge mit dem Bild des unerwünschten Ausländers identifiziert. Mit dem Aufenthalt im Herkunftsland verbindet er daher eher die Überlegung, eine Konstruktion des ‚Reinen‘ zu erzielen, d. h., er sucht nach einem eindeutigen Zugehörigkeitsempfinden zu Korea. Seine Reise endet mit einer Enttäuschung, denn er muss feststellen, dass Korea nicht mehr seine Heimat ist. Seine Erkenntnisse, in Deutschland als unerwünschter Fremder konstruiert zu werden, sich aber in Korea nicht mehr heimisch fühlen zu können, stürzen den Informanten in ein Dilemma; heimatlos geworden, gibt es für ihn nun keinen Ort der Zugehörigkeit mehr.⁷² Um die Diskrepanz aufzulösen und für seine biographische Entwicklung einen tragfähigen Rahmen zu gestalten, verfolgt er zwei Wege: Er bekennt sich zu seiner Adoptivfamilie und einem Leben als Asiat in Deutschland. Letztere Lebensform zeichnet sich dadurch aus, dass er sich als vornehmlich

⁷² Heimatlosigkeit, so Bronfen/Marius (1997: 1), „ist kein angenehmer, geschweige denn ein anzustrebender Zustand“.

deutsch sozialisierte Person mit einem asiatischen Flair umgibt; es beruht auf Sozialisations-erfahrungen, die er als Kind in Korea gemacht hat und vor allem auf positiven Zuschreibungen Anderer. Seine identitäre Sowohl-als-auch-Konstruktion kann als Ergebnis von biographischen Erfahrungsaufschichtungen und Reflexionsprozessen verstanden werden. Mit den Worten »*ich hab beides und leg auch auf beides Wert.*« verweist der Erzähler explizit auf die ihm eigene Form einer *hybriden kulturellen Identität*, in der beide Elemente eine neue, ihm gemäße Verbindung eingehen. Allerdings ist diese Identität nicht (beispielsweise durch weitere Reisen nach Korea) als etwas tatsächlich Gelebtes zu verstehen; vielmehr stellt sie eine eher pragmatische, konstruktiv ausgerichtete Version dar, mit der Il-Kyu Choi sich sein Leben in Deutschland erleichtert.

Auch wenn in die resümierende Betrachtung bereits Ausführungen zur zentralen Analysekategorie Differenzumgang eingeflossen sind, sollen einige Eckpunkte im Folgenden noch einmal gesondert betrachtet werden; sie beziehen sich sowohl auf die Perspektive der Adoptiveltern als auch auf die des Erzählers. Das Ehepaar Wente akzeptiert die Existenz der biologischen Eltern und ist bestrebt, dem Sohn nachvollziehbare Gründe für seine Aussetzung darzulegen. Des Weiteren bemüht es sich, in ihm sowohl seine Erinnerungen an Korea als auch die Sprache lebendig zu halten. Erfahrungen von Rassismus greift Il-Kyu Chois Adoptivmutter einfühlsam auf und sie unterstützt ihn bei deren Bewältigung. Als spätadoptiertes Kind zeichnet sich sein eigener Differenzumgang dadurch aus, dass er bereits früh den Wunsch verspürt, seine leiblichen Eltern kennen zu lernen, und er setzt diesen Plan aktiv handelnd um. Sein Aussehen stellt für ihn zunächst eine starke Belastung dar, im Laufe biographischer Erfahrungsaufschichtungen kann er sein optisches Anderssein jedoch als Gewinn begreifen. Biographische Erfahrungen, so die Einlassung des Informanten aus dem externen Nachfrageteil (eN), haben dazu geführt, dass seine zunächst ablehnende Haltung gegenüber kulturübergreifenden Adoptionen einer positiven Bewertung gewichen ist. Seiner gegenwärtigen Auffassung nach stellen sie eine Chance für Kinder in Not dar. Als unabdingbar für ein Gelingen dieser speziellen Form der Familiengründung sieht er allerdings (Vor-)Leistungen, die die Adoptiveltern zu erbringen haben. Die seit Ende der 1960er-Jahre stattfindenden internationalen Adoptionen versteht er als Motor gesellschaftlicher Entwicklungen. Autochthone wurden „im Binnenraum des eigenen Lebens mit der Welt“ (Beck/Beck-Gernsheim, 2011: 9) konfrontiert und sie mussten Einstellungen und Verhalten gegenüber Fremden verändern. Sofern sie sich anpassen, werden (optische) Ausländer im heutigen Deutschland akzeptiert und können sich ihrerseits als zugehörig empfinden.

8 Biographische Fallstudie II: Montaine Habermann (Minimierungs-Typus)

8.1 Biographisches Porträt

Montaine² Habermann kommt im Jahr 1979 in einem östlichen Bundesstaat Indiens zur Welt und wird als Säugling vor einem Missionskrankenhaus abgelegt. Die Ärzte legen den Tag ihrer Geburt auf den 22. Juni fest. Das stark unterernährte Mädchen erfährt in den nächsten Monaten in einem dem Krankenhaus angegliederten Kinderheim eine so gute Versorgung, dass sich sein Gesundheitszustand erheblich verbessert.

Frau Habermann, ihre zukünftige Adoptivmutter, ist ledige Lehrerin. Seit geraumer Zeit hat sie sich mit den defizitären Lebensbedingungen von Kindern in der Dritten Welt – insbesondere in Indien – befasst und möchte nun ein indisches Mädchen adoptieren. Über ein deutsches Kinderhilfswerk lernt Frau Habermann das österreichische Ehepaar Zauner kennen; es arbeitet in dem indischen Missionskrankenhaus, vor dem Montaine abgelegt wurde. Nachdem Frau Habermann durch das zuständige deutsche Jugendamt die Adoptionseignung bescheinigt worden ist, wählt sie – durch Vermittlung Zauners – Montaine als zukünftige Tochter aus und holt sie in Indien ab; Montaine ist zu diesem Zeitpunkt anderthalb Jahre alt. Nach ihrer Ankunft in Deutschland wohnt die Informantin mit der Adoptivmutter und einigen Familienmitgliedern auf einem Bauernhof im niedersächsischen [T-Dorf]. Ab dem dritten Lebensjahr besucht die Erzählerin den örtlichen Kindergarten, sie fügt sich dort ohne Schwierigkeiten ein. Das Aufwachsen im Dorf bietet ihr Freiraum, sie ist »viel draußen mit andern Kindern« (3/26) und kann »so richtig Toben und und im Wald sein« (3/27). Im häuslichen Bereich kommt es zwischen der Mutter und Montaine dagegen zu erheblichen Spannungen. Kann die Tochter ihren Willen nicht durchsetzen, neigt sie zu heftigen Wutanfällen, in deren Verlauf sie auch Lieblingsgegenstände der Mutter zerstört.

Im Alter von sechs Jahren wird die Informantin in [T-Dorf] eingeschult, ab dem zehnten Lebensjahr besucht sie eine Orientierungsstufe in der nahe gelegenen [O-Stadt]. An dieser

¹ Zum Zitat vgl. im vorliegenden Kapitel 8 den Interpretationsabschnitt »sei doch froh dass de hier bist«: Zur Herkunftssuche“.

² Das Pseudonym des Vornamens hat meine Interviewpartnerin ausgewählt. Montaine heißt die Protagonistin des Buches „Das Schneekind“ von Nicolas Vanier. Die wohlbehütete Hauptperson des Romans ist anderthalb Jahre alt, als die Eltern mit ihr eine einjährige Reise durch den hohen Norden Kanadas unternehmen.

Schule ist die Mutter als Lehrerin tätig. Montaines schulische Leistungen und Noten sind durchschnittlich. Sie leidet unter Konzentrationsschwierigkeiten und ist zudem »kein Typ der sich hinsetzt und richtig lernt und büffelt« (3/33-3/34). Seit der fünften Klasse beginnt sie, regelmäßig in Geschäften Kleinigkeiten zu stehlen. Nachdem die Ladendiebstähle zweimal bemerkt werden, schickt die Mutter sie zu einer psychologischen Untersuchung; verschiedene Therapien erstrecken sich im Anschluss über mehrere Jahre.

In der Adoleszenz möchte die Biographin mehr über ihre Adoption erfahren. In einem Gespräch mit Frau Zauner erhält sie einige Informationen über ihre Herkunft und den Adoptionsablauf. Inwieweit die Berichte der Wahrheit entsprechen, kann sie bis heute nicht beurteilen. In Anbetracht der unbefriedigenden Auskünfte verstärkt sich Montaines Interesse an der Adoptionsthematik. Die Mutter hingegen steht entsprechenden Gesprächen ablehnend gegenüber und auch Frau Zauner ist nicht bereit, ihr weitere Informationen zu geben oder sie bei Nachforschungen zu unterstützen. Aufgrund ihrer Hautfarbe – Montaine bezeichnet sich selbst als »farbig« (eN 1/24) – wird sie gelegentlich mit Diskriminierungen konfrontiert. Als Kind kann sie sich gegen die Herabsetzungen noch nicht wehren, und von der Mutter erfährt sie keine Unterstützung.

Mit den schulischen Leistungen, die Montaine in der Orientierungsstufe erbringt, ist die Mutter unzufrieden. Die Tochter soll intensiver für die Schule lernen, gleichzeitig wegen der Ladendiebstähle stärker kontrolliert werden. Die Erzählerin ist vom Vorschlag der Mutter, ab der siebten Klasse auf ein Internatsgymnasium überzuwechseln, bestürzt, willigt aber nach einer gemeinsamen Besichtigung des Internats ein. Ihre schulischen Leistungen lassen dort in mehreren Fächern erheblich nach; sie beginnt zudem zu rauchen. In der Folge beschließt die Mutter, dass Montaine das Internat gegen ihren Willen wieder verlassen muss. Nach ihrer Rückkehr besucht die Informantin in [O-Stadt] die achte Klasse einer Realschule. Da sie kein Interesse am Unterrichtsstoff hat, muss sie die Klasse wiederholen. Auch im zweiten Anlauf beendet sie das Schuljahr ohne Erfolg. Die häuslichen Auseinandersetzungen mit der Mutter eskalieren seit Montaine Rückkehr aus dem Internat zunehmend. Mutter und Tochter bitten das Jugendamt um Hilfe und erhalten Regeln, die ihnen den Umgang miteinander erleichtern sollen. Die aufgestellten Vereinbarungen werden jedoch nach einiger Zeit von beiden nicht mehr eingehalten und die Erzählerin zieht mit 16 Jahren zu Hause aus. Das Jugendamt hat der Biographin einen Platz in einem betreuten Wohnprojekt für ältere Jugendliche vermittelt. In der Wohngemeinschaft knüpft sie schnell soziale Kontakte. Mehrere Monate beobachtet die Erzählerin den Drogenkonsum ihrer neuen Freunde eher distanziert. Ei-

nes Tages überwiegt jedoch die Neugier und sie probiert das erste Mal, vermutlich Cannabis. Allmählich steigert sie ihren Verbrauch, konsumiert irgendwann auch stärkere illegale Drogen. Die regelmäßige Einnahme bewirkt, dass sie keine Ausbildung abschließen kann; ihr Leben ist durch Arbeitslosigkeit und geringfügig entlohnte Beschäftigungsverhältnisse geprägt. Bei der Aushilfstätigkeit in einem Hotel macht die Erzählerin erstmals die Erfahrung, dass ihr eine Tätigkeit viel Freude bereitet und sie motiviert (*»und dann hab ich gesagt boah das macht mir son Spaß«*; 10/31-10/32). In einem anderen Hotel findet sie in diesem Berufsfeld einen Ausbildungsplatz, nach einem Monat wird ihr jedoch gekündigt. Ihre Bewerbung in einem weiteren Hotel ist erfolgreich; sie erhält einen Ausbildungsplatz und hat sich nach einer kurzen Eingewöhnungsphase dort gut eingelebt. In ihrem Lehrbetrieb arbeitet auch Ramin Safaie, ein Halb-Iraner, mit dem sie eine Beziehung eingeht. Im Gegensatz zu ihr ist Ramin Nichtraucher und ohne Drogenerfahrungen. Bereits zu Beginn der Beziehung wird Montaine schwanger; seit der Geburt der Tochter Amisha lebt die Familie in einer Wohnung am Stadtrand von [O-Stadt]. In den vergangenen Jahren hat sich die belastete Beziehung zwischen Montaine und der Adoptivmutter verbessert. Die Mutter freut sich über das geregelte Leben ihrer Tochter.

8.2 Interpretation des Interviews³

»ein eigenes Kind haben«: Mutterwerden

Montaine Habermann ratifiziert die Erzählaufforderung mit einem knappen *»ja«*, anschließend führt sie unvermittelt – ohne zunächst sich selbst als Biographieträgerin zu präsentieren – die Mutter als zentrale Ereignisträgerin ein. Die nachfolgenden längeren Ausführungen der Informantin sind Erzählungen aus zweiter Hand und zwar vorrangig von der Mutter, daneben vermutlich aber auch von anderen nahen Verwandten.⁴ Bereits im ersten Satz stellt die Biographin die Mutter als Lehrerin vor. In dieser Position unterrichtet und betreut Frau Habermann täglich Kinder, und so verfügt sie neben pädagogischen Kenntnissen und Fähigkei-

³ Die Stegreiferzählung Montaine Habermanns dauerte 65 Minuten, der Nachfrageteil ca. 90 Minuten. Um alle Nachfragen adäquat behandeln zu können, fand eine Woche später ein weiterer Interviewtermin statt; er dauerte ca. zwei Stunden. Gegen Ende dieses Gespräches kam Montaine Habermanns Partner in das Zimmer. Die Informantin bezog ihn in das Interviewgeschehen ein und erkundigte sich, ob er zu einer von mir zum Thema Diskriminierungserfahrungen gestellten Frage etwas beitragen könne. Der Freund gab einen kurzen Hinweis und verließ anschließend das Zimmer.

⁴ Stegreiferzählungen setzen in aller Regel mit der Einführung des Biographieträgers unter Nennung von Geburtsjahr und -ort ein. Da der Erzähler sich an diese frühen Phasen seiner Kindheit nicht erinnern kann, enthalten autobiographische Erzählungen zu Beginn gelegentlich auch Erzählkommentare aus zweiter Hand, beispielsweise von nahen Verwandten (vgl. Schütze, 1984: 84).

ten auch über einen Einblick in kindliche Lern- und Lebenswelten. Der berufliche Bezug und die damit verbundenen Erfahrungen genügen der Mutter jedoch nicht, ihre private Gegenwart soll durch ein (zu) ihr gehörendes Kind bereichert werden:

»Ja meine Mutter is Lehrerin und hat deshalb jeden Tag ihre Kinder in der Schule so wie sie's selbst gesagt hat immer und wollte aber auch ein eigenes Kind haben ein indisches Mädchen« (1/1-1/3)

Als Argumente, die augenscheinlich aus Sicht der Mutter für die Adoption speziell eines indischen Mädchens sprechen, führt die Erzählerin mehrere Aspekte an: Die Mutter ist entwicklungspolitisch interessiert; vermutlich ist sie in diesem Kontext für die schwierige Lebenssituation indischer Mädchen sensibilisiert worden, sodass der Wunsch entstanden sein könnte, ein indisches Mädchen zu adoptieren. Ihre moralische Betroffenheit über desolate Zustände in Entwicklungsländern bringt Frau Habermann in Form einer finanziellen Unterstützung verschiedener Kinderhilfsorganisationen zum Ausdruck. Die mütterliche Argumentationskette zum Komplex ‚eigenes Kind‘ gibt die Informantin folgendermaßen wieder:

»weil sie äh sich mit der Problematik in Indien befasst hat also allgemein der Dritten Welt und aber speziell Indien und ähm is äh ziemlich engagiert in äh einigen Organisationen wie Kindernothilfe UNICEF und hat viel gespendet. Und ähm wollte dann irgendwann also das das hat sie sich schon länger in den Kopf gesetzt und wollte das dann auch umsetzen dass sie sich ein eigenes indisches Kind ähm - adoptiert.« (1/3-1/7)

Schon in den ersten beiden Erzählabschnitten fällt zweierlei auf. Zum einen führt die Biographin thematisch ihre eigene Adoption eher distanziert und wenig liebevoll ein, zum anderen berichtet sie nichts über mögliche positive Wert- und Sinnbezüge, die die Mutter mit dem Kinderwunsch und der Erziehung und Versorgung eines eigenen Kindes verbindet. Stattdessen verwendet sie im Zusammenhang mit dem Wort ‚Kind‘ zweimal das Adjektiv ‚eigenes‘ und deutet damit vorrangig den Besitzaspekt als innere Antriebskraft der Mutter an. Diese Lesart wird durch die Verwendung des Modalverbs ‚wollen‘ gestützt. Die Mutter *wünscht* sich kein Kind, sondern sie *will* ein Kind haben. Möglicherweise deutet sich bereits hier ein stark ichorientiertes Verhalten und Handeln der durchsetzungsstarken Mutter an, das im Rahmen weiterer Ereignisabläufe zu Problemen führt.

Den Erzählfaden Adoption fortführend, schildert die Informantin – augenscheinlich aus der mütterlichen Perspektive – die Schwierigkeiten und Anforderungen, die mit der Verwirklichung einer sozialen Elternschaft verbunden sind. Sie erfordert einen erheblichen bürokratischen Aufwand und erstreckt sich über einen langen Zeitraum, in dem das Jugendamt als

staatliche Kontrollinstanz die Adoptivbewerberin auf ihre Eignung als potenzielle Mutter gründlich überprüft:

»das ist halt sehr sehr viel Papierkram und bis das genehmigt wird und alles das dauert das zieht sich über Jahre hinweg und das Jugendamt hat das auch ewig lange geprüft« (1/8-1/10)

Als Begründung für die intensive Begutachtung der Mutter verweist die Erzählerin auf einen Mangel, den die Mutter aus der Sicht des Jugendamtes hat: *»weil meine Mutter allein erziehend wäre weil sie ähm halt nicht verheiratet ist« (1/10-1/11)*. Um den Erfolg ihres Vorhabens nicht zu gefährden und ihre Adoptionswürdigkeit zu steigern, greift die Mutter in ihrer Argumentation gegenüber der Behörde auf ihr vorhandenes „Sozialkapital“ (Bourdieu, 1983: 190)⁵ zurück. Letztlich überzeugen die von der Mutter vorgetragenen Argumente das Jugendamt; sie darf als Alleinstehende ein Kind adoptieren:

»meine Mutter lebt aber mit meiner also mit ihrer Schwester mit meiner Tante und deren Mann auf einem Grundstück das is nen alter Bauernhof. Und ähm Oma und Opa die warn auch noch da damals also wirklich ne Großfamilie wo man wohlbehütet ist und das wurde alles geprüft und dann hab'n se gesagt o. k. das geht dass eine Frau alleine ein Kind adoptiert.« (1/11-1/15)

Mit der Zugehörigkeit zu der erweiterten Zwei-Generationen-Familie⁶ verfügt Frau Habermann über ein förderliches soziales Beziehungsnetz, das diesen defizitären (vaterlosen) Zustand kompensieren und die unterschiedlichen kindlichen Bedürfnisse adäquat abdecken kann. Die Erwähnung des alten Bauernhofs unterstützt in Verbindung mit dem von der Biographin gewählten Terminus *»Großfamilie«* zudem die klischeehafte Vorstellung von einer heilen ländlichen Welt, in der ein Kind geborgen und in geordneten Verhältnissen aufwachsen kann. Bereits an dieser Stelle deutet die Erzählerin den ‚sozialen Rahmen‘ (vgl. Schütze, 1984: 98), d. h. das Lebensmilieu an, in dem sie aufgewachsen ist. Innerfamiliär stößt das Projekt ‚Großfamilie und ausländisches Adoptivkind‘ freilich auf Bedenken. Montaines zukünftige Großmutter ist *»da son bisschen skeptisch« (1/16)* und steht nicht vorbehaltlos hinter den Plänen ihrer Tochter. Als eher ängstliche und konservativ eingestellte Person (*»bloß nichts Gefährliches tun bloß nichts Neues immer das Gleiche essen und was man nicht kennt soll soll man lieber lassen«; 1/17-1/18)* scheint sie zum einen die Kompetenz ihrer Tochter

⁵ Bourdieu (1983: 190f.; i. O. kursiv) zufolge umfasst das Sozialkapital „Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“.

⁶ Von den an dieser Stelle eingeführten Ereignisträgern rekurriert die Informantin in ihrer weiteren Erzählung nur noch auf die Großmutter und ihre Tante.

anzuzweifeln, einem adoptierten Kind gerecht werden zu können.⁷ Zum anderen betont die Charakterisierung der Großmutter Angst und Unsicherheit gegenüber dem Fremden, Unvertrauten und Andersartigen. Für die Aufnahme einer familialen, generationenübergreifenden Beziehung, die nicht durch eine gemeinsame genetische Grundlage fundiert ist, erweist sich eine xenophobe Einstellung als Hindernis. Die familiäre Nähe müsste die Großmutter über eine Annäherung an das ‚Fremde‘ in sozialen Interaktionen erst herstellen. Die Adoption eines Kindes aus einer anderen Kultur erscheint der Großmutter aber offensichtlich als zu riskantes Unternehmen. Ihre Ablehnung – und die eventuell in ähnlicher Form auch der Tochter gegenüber geäußerte Empfehlung – fasst die Erzählerin mit dem lapidaren, durch die zweifache Verwendung des Modaladverbs ‚sollen‘ noch eindringlicher unterstrichenen Satz zusammen: »*was man nicht kennt soll soll man lieber lassen*«. Die Mutter ignoriert die Bedenken der Großmutter und setzt ihren biographischen Handlungsplan Auslandsadoption durch (»*Und - na ja aber meine Mutter hat sich da halt immer durchgesetzt das ist heute noch das Problem.*«; 1/19-1/20). In der Formulierung der Erzählerin schwingt ein gewisses Bedauern über die ausgeprägte und überdauernde Durchsetzungsfähigkeit als Wesenszug der Mutter mit. Ihre Dominanz, eventuell bereits in der früheren Interaktion zwischen Großmutter und Mutter ein Problem, fungiert in der sozialen Beziehung von Frau Habermann und Montaine über viele Jahre als ein prekäres Grundmuster mit Konfliktpotenzial. Über ihr humanitäres Engagement lernt Montaines Mutter das in einem indischen Krankenhaus tätige, aus Österreich stammende Ehepaar Zauner kennen.⁸ Als Privatpersonen setzen sie interessierte Personen von indischen Kindern in Kenntnis, die für eine Adoption infrage kommen:⁹

*Und die äh habn ihr dann gesagt dass da Kinder sind die ähm zur Adoption freizugeben sind. Ich weiß nicht wie viel das damals warn aber es war ne gewisse Anzahl sodass sich die dass es sone kleine Auswahl gab und dass sich der Weg auch lohnen würde. Und die wurden nur mit Namen benannt nicht mit Fotos. Und anhand meines Namens und meines Alters hat meine Mutter und meine Tante gesagt die *nehm‘ wa.*«(1/22-1/27)*

⁷ Aus der Gegenwartsperspektive der Biographin mag die skeptische Warnung der Großmutter durchaus berechtigt gewesen sein. Hätte die Adoption nicht stattgefunden, wären ihr – wie im weiteren Verlauf der lebensgeschichtlichen Erzählung ersichtlich wird – zahlreiche schmerzhaft Erfahrungen im Zusammenleben mit der Mutter erspart geblieben.

⁸ Herr und Frau Zauner werden, als mit Montaines Adoption bedeutsam verbundene Ereignisträger, von der Biographin ohne Nennung weiterer Details eingeführt.

⁹ Zu Beginn der 1980er-Jahre war die auf Privatinitiative beruhende Auslandsadoption weit verbreitet. Sie kam sowohl durch die Vermittlung von Kirchenangehörigen (beispielsweise Priester und Nonnen) als auch durch in der Entwicklungshilfe tätige Personen zustande (vgl. dazu Kapitel 1 „Auslandsadoption“).

Der Entscheidungsspielraum Frau Habermanns wäre bei dem Angebot eines einzigen Kindes gering gewesen; sie hätte es annehmen oder ablehnen können. Der zukünftigen Adoptivmutter steht jedoch eine kleine Auswahl an Kindern zur Verfügung. Dieser Umstand ermöglicht es ihr, ein ‚passend‘ erscheinendes Kind auszusuchen und damit ihre Anstrengungen als berechtigt zu empfinden. Einschränkend führt die Informantin allerdings an, dass keine Fotos zur Verfügung standen, und so müssen die Mutter und die sie an dieser Stelle als biographische Beraterin unterstützende Tante bei der Auswahl des Kindes auf andere Kriterien, wie Name und Alter, zurückgreifen. Möglicherweise haben diese individuellen Merkmale Mutter und Tante auf eine ganz intuitive, emotionale Art angesprochen, von der Biographin wird Derartiges jedoch nicht erwähnt. Die praktizierte Kinderauswahl präsentiert sie als ein wenig liebevolles Vorgehen; es erweckt in gewisser Weise den Eindruck einer geschäftlichen Transaktion, bei der zwei Frauen an einer Ware interessiert sind und sich mit dem geeigneten ‚Gegenstand‘ versorgen.

Die besonderen Belastungen, die Frau Habermann für die Adoption eines Kindes auf sich nimmt, sind gravierend. Offensichtlich mit einer gewissen hämischen Freude – darauf deutet ein im folgenden Zitat auftretendes zweimaliges leichtes Lachen hin – konstatiert die Biographin, dass ihr Herkunftsland der mütterlichen Gesundheit nicht zuträglich ist. Diesen Umstand illustriert sie in einem metaphorischen Mutter-Tochter-Kontrast mit besonderer Symbolkraft: Die Mutter ist hitzeempfindlich und passt nicht nach Indien, in das Land der Tochter.¹⁰ Dort wird sie so krank, dass sie die Reise nach Indien als erzwungenes und notgedrungen erforderliches Opfer in einer extrem kurzen Zeitspanne durchführt. Die Mutter kann den Aufenthalt in Indien nicht als Bereicherung und Chance erleben, um mehr über das Land sowie das soziale und kulturelle Umfeld der zukünftigen Tochter zu erfahren. Eventuell mögliche spätere Nachfragen Montaines blendet sie aus; die Herkunftskultur spielt keine Rolle und Indien wird wenig wertschätzend nur unter dem klimatischen Aspekt betrachtet:

»meine Mutter die is ähm nen bisschen hitzeempfindlich also verträgt keine Sonne und Hitze allgemein kann se (lacht ganz leicht) nich so gut mit umgehn und musste dann in dieses heiße Land fahrn (lacht ganz leicht) um mich zu holn*. Die kriegt dann Migräne und alles was da zugehört und hat dann auch erst mal Migräne bekommen. Sie ist mit - also übers Wochenende is sie gefahrn geflo_ geflogen« (1/28-1/32)¹¹*

¹⁰ Im Umkehrschluss würde an dieser Stelle die Frage nahe liegen, ob die indische Tochter gerade zu *dieser* Mutter passt.

¹¹ In diesem Zitat fällt auf, dass die Erzählerin erzählerische Selbstkorrekturen vornimmt (»*Sie ist mit - also übers Wochenende is sie gefahrn geflo_ geflogen*«), ein Vorgehen, das auch an anderen Stellen ihrer Stegreif-erzählung zu finden ist.

Die Erzählerin teilt ihr Ursprungsszenario in zwei Themenfelder auf. In einer ersten, durchaus prekären ‚Schöpfungsgeschichte‘ hat sie die Begleitumstände ihrer Adoption durch die Mutter beleuchtet, in einer – weitaus dramatischer angelegten – zweiten beleuchtet sie die Verstoßung durch die indische Herkunftsfamilie und ihre Unterbringung im Heim.¹² Erst in diesem Erzählkontext führt Montaine Habermann sich selbst als Biographieträgerin (‚ich‘) mit den Worten ein: *»und wie ich in dieses Heim gekommen bin das is das kann ich nur so sagen wie’s mir erzählt wurde was daran wahr is das is ne andere Geschichte«* (1/47-1/48). Die Informantin ist sich zwar im Unklaren darüber, ob sie der ihr berichteten Version Glauben schenken soll, gleichwohl entscheidet sie sich für die Präsentation. Ihre leibliche Mutter stirbt, als sie noch ein Säugling ist. Vermutlich ist der Vater aus ökonomischen und familiären Gründen auf die Unterstützung einer Frau angewiesen, denn er hat *»sich ne neue Frau gesucht«* (2/2). Die Stiefmutter akzeptiert den Säugling nicht und zwingt den Vater, sich zwischen ihr und der Tochter zu entscheiden. Mit dem Hinweis, dass besonders *»Mädchen ja sowieso nichts wert sind dort«* (2/2-2/3),¹³ betont die Informantin die prekäre gesellschaftliche Stellung von Mädchen in Indien. Der Druck der Stiefmutter zieht ein eindeutiges Votum des Vaters nach sich: *»und dann hat er sich natürlich für sie entschieden.«* (2/5-2/6). Seine Entscheidung ist für Montaine mit schwerwiegenden Konsequenzen verbunden. Als nun unerwünschtes Kind wird sie in einem willkürlichen familiären Akt verstoßen und nicht mehr mit Nahrung versorgt:

»und äh dann hab’n se sich einfach überlegt na ja pf am kostengünstigsten is es wenn man’s wenn man gar nichts macht wenn man wenn man das so lässt wie’s ist und einfach verhungern lässt.« (2/7-2/9)

Die extreme Vernachlässigung als Kind kann die Biographin nur mit mehrfachen Anläufen und in einer unpersönlichen ‚Das-Form‘ präsentieren. Um sich innerlich zu schützen, blendet sie den Selbstbezug ‚mich‘ aus und greift zu einer distanzierten Darstellung. Nach einer gewissen Zeitspanne ohne Nahrung¹⁴ greift der Großvater als Retter ein und entscheidet, dass sie anonym vor die Tür des Missionskrankenhauses gelegt wird (*»und da hab’n se mich dann vor der Tür äh hingelegt und abgelegt und dann sind se wieder weg«*; 2/16-2/17). An

¹² Die entsprechenden Informationen stammen wiederum aus zweiter Hand und zwar, wie in einer späteren Erzählsequenz deutlich wird, von Frau Zauner.

¹³ Syed weist darauf hin, dass bereits im alten Indien der Sohn als ‚das Licht im höchsten Himmel‘ angesehen wird, die Tochter dagegen ‚ein Unglück‘ ist. Diese Vorstellung prägt bis heute zahlreiche indische Eltern und führt sowohl zu einer starken Diskriminierung als auch zu einem Infantizid von Mädchen (vgl. Syed 2001: 27ff.). Zur Situation von Mädchen in Entwicklungsländern vgl. Plan International Deutschland e. V. (2007).

¹⁴ Säuglinge können maximal fünf Tage ohne Nahrungs- und Flüssigkeitszufuhr überleben (vgl. Rückert, 2005: 4).

dieser Stelle offenbart sich die Inkonsistenz der ihr erzählten Ursprungsgeschichte; wenn sie tatsächlich anonym vor dem Krankenhaus ausgesetzt worden wäre, dürften Informationen über ihre biologische Familie sowie die Umstände ihres Ablegens vor dem Krankenhaus nicht vorhanden sein.

Welche langfristigen psychischen Verletzungen die bedrohlichen Ereignisse im Herkunftsland möglicherweise hervorgerufen haben, deutet die Biographin mit dem Hinweis auf *»son son kleines Trauma was ich wohl habe wovon ich aber eigentlich so nichts direkt mitkriege.«* (2/11-2/12) an.¹⁵ Der traumatische Charakter ihrer Erfahrungen könnte dem Umstand geschuldet sein, dass der Vater als zentrale Bezugsperson sie im Säuglingsalter, also einer Phase extremer Abhängigkeit, verleugnet und fallengelassen hat. Ihre Ausführungen erwecken allerdings den Eindruck, dass das Trauma eher in der Außenperspektive anderer Ereignisträger (vermutlich der Mutter bzw. der späteren Therapeutin¹⁶) besteht, ihrer eigenen subjektiven Sichtweise jedoch weniger entspricht und dass eine dauerhafte Erschütterung ihres Selbst- und Weltverständnisses mithin nicht stattgefunden hat. Ein tendenzielles Negieren des Traumas könnte allerdings auch eine Verarbeitungsstrategie offenbaren, der eine besondere Chance innewohnt: Die Erzählerin kann die heimliche Hoffnung hegen, dass die ihr erzählte Version der Adoptionsfreigabe nicht in allen Teilen der Wahrheit entspricht und ihr Lebensanfang zwar schwierig, aber nicht traumatisch gewesen ist.

»Wutanfälle« und »ne ganz tolle Kindheit«: Dichotomien

Die Informantin trifft als Kleinkind mit anderthalb Jahren im niedersächsischen [T-Dorf] ein. Bezeichnenderweise zum Konzept des ‚eigenen Kindes‘ passend, blendet Frau Habermann Montaines identitäre Bezüge zu Indien, der „kollektiven sozialen Einheit“ (Schütze, 1984: 87), der sie bis dato verbunden war, weitgehend aus. Obwohl die Erzählerin im Geburtsland bereits einen in Deutschland durchaus gebräuchlichen Vornamen bekommen hat, gibt die Mutter ihr mit behördlicher Genehmigung einen neuen. Den ursprünglichen Vornamen setzt Frau Habermann an die zweite Stelle. Von den Ärzten des Missionskrankenhauses ist Montaines Geburtstag anhand körperlicher Merkmale geschätzt und auf den 22. Juni 1979 festge-

¹⁵ Fischer und Riedesser definieren ein Trauma als ein fundamentales Erleben von Diskrepanz zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuell verfügbaren Bewältigungsmöglichkeiten. Es geht mit Empfindungen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einher und bewirkt so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis (vgl. Fischer/Riedesser, 1998: 79).

¹⁶ Die Informantin macht zu einem späteren Zeitpunkt eine langjährige Therapie. Vgl. den Interpretationsabschnitt *»Wutanfälle« und »ne ganz tolle Kindheit«: Dichotomien*.

legt worden. Diesem offiziellen Datum setzt die Mutter ein zweites, innerfamiliär und für Freunde geltendes, entgegen:

»das is der 7. Mai – der darauf folgende 7. Mai weil meine Mutter am 7. Mai die Nachricht bekommen hat von Zauners dass sie - kommen kann und das is für sie - praktisch der Tag wo sie sagt dass ab jetzt hab ich nen Kind Tochter« (2/25-2/28)

Ab dem dritten Lebensjahr besucht die Erzählerin altersgemäß den Kindergarten¹⁷: *»ganz normal bin ich dann mit drei Jahren in den Kindergarten gekommen.« (3/3-3/4)*. Unerheblich modifiziert drückt sie diesen Sachverhalt insgesamt dreimal aus, bricht im Anschluss an die jeweilige Information die angefangene Erzähllinie jedoch ab und lässt gegensätzliche bzw. zusätzliche Sinnbezüge einfließen. In ihrer ersten Ausführung spricht sie – nach dem Hinweis auf den Eintritt in die Institution (vgl. 3/3-3/4) – nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, die Normalität ihrer Kindergartenzeit an. Stattdessen fokussiert sie wiederum den bereits zuvor eingeführten Themenbereich Trauma mit dem kondensierten Hinweis, dass die neuen sozialen Bezugspersonen bei ihr keine starke psychische Erschütterung feststellen konnten. Zu beobachten sind dagegen – offenbar sowohl im Kindergarten als auch zu Hause – bis in das Grundschulalter anhaltende Probleme mit der Nahrungsaufnahme: *»das war immer schwierig mit dem Essen. Ich hab ganz viel verweigert und ich hab nur bestimmte Sachen gegessen.« (3/7-3/8)*.¹⁸ In der zweiten Textpassage thematisiert die Biographin nach dem Hinweis *»bin mit drei in Kindergarten gekommen« (3/9-3/10)* zwei diametrale Handlungsansätze. Im Kindergarten gelingt ihr die soziale Integration nahezu problemlos, da sie sich an Vorgaben und Regeln halten kann: *»und hatte auch immer - also keine Schwierigkeiten mich einzufügen und mit anderen Menschen irgendwie klar zu kommen. Ich war bin eigentlich immer ziemlich offen gewesen.«; (3/10-3/12)*. Im Folgenden wird deutlich, dass die ihr im institutionellen Bereich eigene Offenheit im familiären Kontext nicht zum Tragen kommen kann; das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter gestaltet sich über viele Jahre ausgesprochen prekär. Gleichwohl ist zu vermuten, dass die Mutter-Tochter-Beziehung nicht nur durch negative Ereignisverkettungen bestimmt gewesen ist; eine Darstellung positiver Aspekte

¹⁷ Die Erzählerin entscheidet sich in dem Interpretationsabschnitt „*»Wutanfälle« und »ne ganz tolle Kindheit«: Dichotomien*“ für eine Erzählform, die sich an den institutionellen Ablaufmustern ‚Familie‘ und ‚Kindergarten‘ sowie ‚Schule‘ orientiert.

¹⁸ Die Verhaltensmuster Nahrungsverweigerung bzw. einseitiges Bevorzugen bestimmter Speisen bei ausländischen Adoptivkindern kann Schulpen/Sorgedragers (1993: 94) zufolge durchaus mit einer altersangemessenen kindlichen Trotzreaktion erklärt werden. Besorgte Adoptiveltern zuvor mangelhaft ernährter Kinder sollten dem Problem nicht zuviel (es möglicherweise verstärkende) Aufmerksamkeit widmen.

scheint jedoch nicht zum intendierten Erzählthema der Biographin zu gehören. Ihre Stegreiferzählung erweckt eher den Eindruck einer Anklage der Adoptivmutter:

»und - ich habe aber früher als ich äh ich weiß nich wann das los ging aber ich hab dann so Wutanfälle bekommen wenn ich nich meinen Willen gekriegt habe hab ich Wutanfälle gekriegt. Und wir ham ziemlich nah am Kindergarten gewohnt und dann ham die Kindergärtnerinnen manchmal am nächsten Tag (Stimme hebt sich) na Montaine haste gestern wieder deinen Wutanfall gekriegt?« Die ham das bis dahin gehört. Also das war dann richtig also ich bin dann richtig aggressiv geworden und hab mit irgendwas geschmissen was da war und hab also wirklich - also ganz schlimm war das irgendwelche irgendwelche Blumen abgeschnitten weil meine Mutter ähm das Liebste sind ihr die Blumen und dann hab ich halt das irgendwie versucht ihr irgendwie kaputt zu machen was ihr am liebsten is. - Also das war auch ne ga_ ga_ ziemliche Zeit so bis solange wie ich bei ihr gewohnt hab eigentlich. Mit 16 bin ich ja ausgezogen und solange ging das.« (3/12-3/23)

Mit Beginn der Trotzphase¹⁹ entdeckt die Biographin zunehmend ihren eigenen Willen und versucht, ihn gegenüber der Mutter durchzusetzen. Von der Mutter angeordnete Grenzen und Einschränkungen kann sie nicht akzeptieren und reagiert darauf mit den für diese Altersphase (mehr oder weniger) typischen Ausbrüchen von Wut und Aggression. Offenbar fällt es der Mutter schwer, auf die ersten Autonomiebestrebungen Montaines angemessen und mit pädagogischer Klugheit zu reagieren. Ihre dominante Grundeinstellung führt augenscheinlich dazu, dass sie ihr keinen angemessenen Spielraum zur Erprobung der eigenen Entscheidungs- und Handlungsräume gewähren kann, sodass sich in der Folge das Ausmaß und die Schärfe von Montaines Streben nach Autonomie verstärken. Innerfamiliäre Lernprozesse, die die Notwendigkeit von Aushandlungen, Kompromissen und gegenseitiger Akzeptanz betonen, können somit nicht initiiert und als tragendes Element des familiären Miteinanders implementiert werden. Damit schafft Frau Habermann in der sozialen Mutter-Tochter-Beziehung negative Rahmenbedingungen, die auch über die Trotzphase hinaus das Miteinander bestimmen. Beide verstricken sich über viele Jahre in Interaktionsfiguren, die durch heftige Machtkämpfe geprägt sind; Aussprachen und die gemeinsame Suche nach Lösungsmöglichkeiten scheint es nicht zu geben. Gegen die mütterliche Dominanz und eigene Ohnmachtsgefühle kann Montaine sich bis zu ihrem Auszug²⁰ schließlich nur wehren,

¹⁹ Trotzverhalten setzt ungefähr ab der Mitte des zweiten Lebensjahres ein, wenn Kinder beginnen, sich als eigenständige Person zu verstehen. Dem Verhalten liegt keine negative Absicht zugrunde, sondern es ist Teil „normaler kindlicher Erkundungs- und Anpassungsverhaltensweisen“ (Borke/Hawellek, 2011: 1078). Auftreten und Rückgang von Trotzverhalten hängen vom Temperament des Kindes sowie den elterlichen und kulturellen Umgangsstrategien ab.

²⁰ In ihrem erzählerischen Vorgriff verweist die Informantin mit dem Auszug aus dem Elternhaus auf ein Ereignis, das erst Jahre später stattfindet, in seinen Begründungszusammenhängen aber bereits in der Kindheit angelegt ist.

indem sie zu drastischen Mitteln greift. So vernichtet sie mit den Blumen dasjenige, was der Mutter mehr am Herzen zu liegen scheint als die eigene Tochter. Es fällt auf, dass die Biographin sich und ihr Handeln mit ausgesprochen negativ konnotierten Worten schildert und bewertet, die mütterlichen Anteile an den heftigen Machtkämpfen jedoch dethematisiert. Offenbar ist sie an dieser Stelle ihrer Stegreiferzählung noch nicht bereit dazu.²¹

In der dritten Erzählsequenz, die wiederum mit dem Verweis auf den mit drei Jahren erfolgten Kindergarteneintritt beginnt, bewertet sie ihre Kindheit, wie sie sie nach der Ankunft in Deutschland erlebt hat, erstaunlicherweise auffallend positiv: *»Ich war viel als Kind also ich hab ne ganz tolle Kindheit dann gehabt ab dem Moment an wo ich dann hier war«* (3/24-3/25).²² Mit ihrer anschließenden Beschreibung der erfreulichen Aspekte (*»ich hab viel gespielt und gut gespielt und - ähm war viel draußen mit andern Kindern und also was was richtig Tolles so richtig toben und und im Wald sein«*; 3/26-3/27) verdeutlicht Montaine Habermann jedoch, dass sie damit nur außerhäusliche Aktivitäten in freier Natur und vor allem die von ihr geknüpften sozialen Beziehungen zu anderen Kindern meint. Obwohl sie nicht darauf eingeht, impliziert ihre Darstellung, dass sie die Gegenwelt ihrer häuslichen Kindheit mit der problematischen Mutter-Tochter-Beziehung eher negativ beurteilt.²³

Mit sechs Jahren wird Montaine in [T-Dorf] eingeschult, gibt – neben dem Hinweis auf die Einschulung und ihr damaliges Alter – über diese Lebensphase jedoch keine weiteren Auskünfte. Ab dem zehnten Lebensjahr besucht sie die Orientierungsstufe; in dem Schulzentrum ist auch ihre Mutter als Lehrerin tätig. Den Zeitabschnitt ‚Orientierungsstufe‘ thematisiert die Informantin stark kondensiert, sie stellt ihn ausschließlich unter den Aspekten Leistung und Konzentrationsfähigkeit vor. Ihre schulischen Leistungen bewertet die Biographin als durchschnittlich und macht dafür eigene Defizite wie mangelnde Lernbereitschaft und unzureichendes Lernvermögen verantwortlich:

»und ja meine Noten die waren eigentlich immer immer so in der Mitte. Also ich bin kein Typ der sich hinsetzt und richtig lernt und büffelt das kann ich nich das konnt ich eigentlich auch noch nie richtig. Und ich denke das ist dann so das Erste was dann so aufgefallen is - so Konzentrationsschwierigkeiten auch.« (3/32-3/36).

²¹ Erst in einer späteren Erzählsequenz berichtet sie über den Beitrag der Mutter (vgl. den Interpretationsabschnitt *»Na ja dann hat das langsam angefangen«*: Drogenkonsum“).

²² Nach Schütze muss der Erzähler die Qualität seiner Kindheit bewerten (vgl. Schütze, 1984: 84).

²³ Offenbar stellt das intensive Spielen in der freien Natur auch eine Flucht vor den häuslichen Spannungen dar.

Annelinde Eggert-Schmid Noerr (2007: 252) geht davon aus, dass bereits „als Säugling adoptierte Kinder [...] unausweichlich frühe Traumatisierungen durchlebt“ haben.²⁴ Aus diesem Grund können spätere Verhaltensauffälligkeiten, zu denen insbesondere auch Lernprobleme zählen, als Folge dieser Belastungen angesehen werden (vgl. ebd.). Denkbar wäre, dass Montaines Mutter die Lernstörungen ihrer Tochter potenziert hat. Als Lehrerin und Akademikerin ist sie unter Umständen mit den durchschnittlichen schulischen Leistungen der Tochter nicht zufrieden gewesen und hat ihr Arbeitsverhalten kritisiert.²⁵ Die Biographin berichtet nichts über Anstrengungen der Mutter, sie mit ihrer beruflichen Kompetenz als Lehrerin zu unterstützen und zu fördern. Frau Habermann scheint – möglicherweise auch im Austausch mit Kollegen – eher Montaines vermeintliche schulische Schwächen wahrzunehmen und diese ausgesprochen negativ zu bewerten. Unterstützt durch die Aufzählung („das Erste“) und die Verwendung der Konjunktion ‚auch‘ legt die Wortwahl der Biographin nahe, dass die Leistungsprobleme den Beginn einer Kette von Auffälligkeiten ankündigen, die ihre weitere (schulische) Laufbahn begleiten werden.

Im Erzählfortgang wird evident, dass Montaines Leben nicht nur durch schulische Probleme, sondern zunehmend auch durch eine weitere, durchaus dramatische Auffälligkeit gekennzeichnet ist: Sie beginnt, in Geschäften zu stehlen, und wird damit aus Sicht der Mutter sozial auffällig. Die Informantin betont zwar, dass es sich nur um Bagatelldiebstähle gehandelt habe, gleichwohl markiert sie ihr illegales Handeln als den Beginn einer noch nicht näher spezifizierten negativen Phase:

»Ich bin als ich in der fünften sechsten Klasse war hab ich mal angefangen zu klauen in Geschäften. Also Kleinigkeiten nur aber so hat's dann angefangen und ich wurde einmal erwischt - also ich wurde zweimal erwischt. Und dann hat meine Mutter mich sofort zu ner Therapeutin geschleppt und hat mich untersuchen lassen. Oh Gott was is denn los? Und hat ähm ziemliche Angst gekriegt.« (3/36-3/41).

Mit ihrer doppelt negativ konnotierten Wortwahl *»das ist dann so das Erste was dann so aufgefallen ist«* (vgl. 3/32-3/36) und *»aber so hat's dann angefangen«* (vgl. 3/36-3/41) rückt Montaine Habermann die Vorkommnisse in die Nähe eines beginnenden stufenförmigen Abstiegsprozesses. Um mit Schütze zu sprechen, könnte sich an dieser Stelle die Aufschich-

²⁴ Faktoren, wie der Verlust der biologischen Eltern, Vernachlässigung, Gewalt und Missbrauch, begünstigen die Entstehung frühinfantiler Traumata bei Adoptierten (vgl. Eggert-Schmid Noerr, 2007: 245).

²⁵ Diese Annahme bestätigt sich zu einem späteren Zeitpunkt in der Haupterzählung und soll hier mit einem Interviewzitat belegt werden: *»Da hat's angefangen auch dass meine Mutter gesagt hat ich konzentriere mich nich genug auf die Schule ich muss mehr tun - ich hab ja immer so Durchschnitt drei gehabt aber sie wollte dass ich dass ich Zuhause sitze und lerne«* (6/3-6/6).

tung eines Verlaufskurvenpotenzials²⁶ andeuten, das in den folgenden Lebensabschnitten virulent wird. Den Erzählfaden Ladendiebstähle greift die Biographin in einer späteren Interviewpassage noch einmal auf und begründet sie mit einer Art innerer Leere (*»weil ich einfach ich hatte Langeweile«*; 5/48-5/49). Anschließend führt sie erstmals das – sich später wiederholende – Motiv²⁷ ‚sich durch schlechte Vorbilder zu analogem Handeln verleiten lassen‘ ein: *»ich hab das in der Klasse mitgekriegt von anderen und dann dacht ich mir ach kannst ja auch mal probiern«* (5/49-5/50). Aus Sicht der Biographin – um nun wieder auf die oben aufgenommene Interviewpassage (3/36-3/41) zurückzukommen – reagiert die Mutter auf die Diebstähle unangemessen heftig und überzogen; diesen Eindruck vermittelt zum einen die Verwendung der Präsensform bei wörtlicher Rede (*»Oh Gott was ist denn los?«*),²⁸ zum anderen der Gebrauch des Verbs ‚schleppen‘. Aus Frau Habermanns Perspektive entspricht Montaine offenbar nicht dem ‚moralischen Idealbild‘ einer durch filiative Abstammung mit der Mutter verbundenen Heranwachsenden, und ersichtlich gegen den Willen der Tochter sucht sie daher umgehend eine Psychologin auf.²⁹ Die dortige Untersuchung ergibt, dass Montaine über einen hohen Intelligenzquotienten verfügt (*»mein IQ auf hundertzwanzig is«*; 3/42), im sozialen und schulischen Leben hilft dieser Wert ihr jedoch nicht. Zur Krisenbewältigung ordnet Frau Habermann eine therapeutische Behandlung an, die über mehrere Jahre andauert. Die Erzählerin befindet sich in dieser biographischen Entwicklungsphase noch in der Kind-Position und kann folglich nicht als eigenständige Gestalterin ihres Lebens auftreten; sie muss sich der mütterlichen Handlungsvorgabe fügen.³⁰ Weder die Mutter noch die Psychologin nennen auf Montaines wiederholte und andauernde Fragen einen nachvollziehbaren und plausiblen Grund für die therapeutische Intervention. Beide Frauen entziehen sich ihrer Verantwortung, indem sie auf die jeweils andere verweisen: *»und da hat meine Mutter immer gesagt ja frag doch Frau Neuhaus. Und da hab ich Frau Neuhaus gefragt ja*

²⁶ Zum Begriff der Verlaufskurve vgl. Schütze (1981; 1984; 1996).

²⁷ Vgl. dazu den Interpretationsabschnitt *„Na ja, dann hat das langsam angefangen«: Drogenkonsum“*.

²⁸ Eventuell hat Frau Habermann die Worte im Beisein Montaines geäußert, möglicherweise hat sie die Formulierung – in Anwesenheit der Tochter – auch gegenüber anderen Personen (nahe Verwandte, Therapeutin) benutzt. Durch die Verwendung des szenischen Präsens und die Wiedergabe in wörtlicher Rede wird häufig der erzählerische Höhepunkt einer Komplikation unterstrichen. Beide Stilmittel haben die Funktion, die Aufmerksamkeit zu steuern sowie Dramatik und unmittelbare Teilhabe zu suggerieren (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann, 2002: 149).

²⁹ „Das Kind, dessen Intelligenz abfällt, das abmagert, das nicht mehr ‚in sich selber‘ ist, das psychosomatische Symptome erzeugt, wird zu Ärzten geschleppt, und die Frage nach einer erblichen Minderwertigkeit steht im Raum. ‚Was haben wir uns da ins Haus geholt?‘ ist die bange Frage vieler Adoptiveltern, die vor Phänomenen stehen, die sie sich nicht anders als mit Vererbung erklären können“ (Swientek, 1994: 184).

³⁰ Weitere Steuerungsvorgaben der Mutter werden zu einem späteren Zeitpunkt deutlich, als die Biographin in das Internat eintritt und insbesondere, als sie es später wieder verlassen muss (vgl. den Interpretationsabschnitt *„Na ja dann hat das langsam angefangen«: Drogenkonsum“*).

das musste deine Mutter fragen. Und so und und es war immer so hin und her»; (4/4-4/7). In der Erklärung, die sie schließlich doch erhält, werden in einem ersten Schritt die Diebstähle, also das normabweichende Verhalten als Anlass für die Therapie benannt. Tatsächlich sehen Mutter und Therapeutin den wahren Grund für eine psychologische Behandlung in Montaines Herkunft: »und dann hieß es aber wegen Indien weil ich damit nicht zurechtkomme« (4/9-4/10). Im Folgenden wird deutlich, dass dieses Fremdbild damals ihrem eigenen Selbstbild diametral gegenüberstand. Kritisch wertend positioniert sich die Erzählerin mit den Worten: »Das fand ich aber gar nicht also ich hab da - - ähm - also keine großen Schwierigkeiten gehabt war ich der Meinung.« (4/10-4/11).

»sei doch froh dass de hier bist«: Zur Herkunftssuche

Mit zunehmender Selbstreflexivität kreisen die Gedanken der Informantin vermehrt um ihre Adoption und die indische Vergangenheit. Sie gehört zu einer kleinen Gruppe von aus Indien adoptierten Kindern, die Frau Zauner nach Niedersachsen vermittelt hat. Über mehrere Jahre haben sich sporadisch alle an den Adoptionen beteiligten Personen (Adoptiveltern, -kinder und Frau Zauner) getroffen. In der Phase der mittleren Adoleszenz verlangt die Erzählerin aktiv handelnd nach Informationen über ihre Herkunft, die Umstände der Adoption und auch das Geburtsland. Diese erbittet sie von Frau Zauner:

»Und - dann hat das bei mir irgendwann angefangen dass ich gesagt habe ich möchte jetzt wissen wo ich herkomme was da gelaufen is und und alle möglichen Fragen wollt ich beantwortet haben überhaupt zu dem Land« (4/17-4/19)

Auf ihre Initiative hin erzählt Frau Zauner, die als selbsternannte Sachwalterin der voradoptionen Biographien fungiert, bei einem Treffen jedem einzelnen Gruppenmitglied seine individuelle Geschichte, Auskünfte über Indien scheint sie dagegen nicht gegeben zu haben. Die Ausführungen Frau Zauners haben die Informantin nicht zufrieden gestellt. Folglich greift sie auf eine alltagsweltliche „Wissensressource“ (Alheit, 1994: 44) zurück, um nicht nur ihr Interesse zu befriedigen, sondern nach Möglichkeit auch auf ein Mitglied ihrer Herkunftsfamilie zu treffen: *»es gibt ja so Talkshows wo solche Themen sind und so was hab ich auch immer geguckt und dann hab ich gedacht vielleicht ist das die Chance.« (4/26-4/28).³¹* Im Anschluss wiederholt sich mit dem Abbruch der aufgenommenen Erzähllinie ein zuvor bereits aufgetretenes Darstellungsmuster. Offensichtlich nimmt die Biographin wahr, dass

³¹ Die Talkshow, in der Montaine Habermann Mitte der 1990er-Jahre aufgetreten ist, war durch Familienzusammenführungen bekannt.

die Formulierung »*vielleicht ist das die Chance*« – mit der besonderen Betonung auf dem Demonstrativpronomen ‚das‘ – einer Hintergrundkonstruktion bedarf, denn erst dann ist nachvollziehbar; „wie eins zum anderen gekommen ist“ (Glinka, 1998: 208) bzw. welche biographischen Erfahrungsaufschichtungen dazu geführt haben, dass sie sich an das Medium Fernsehen wenden und damit möglicherweise die Offenlegung ihrer nebulösen Herkunftsgeschichte erreichen will. Der Erzählerin ist bekannt, dass das Jugendamt Adoptierten ab dem 16. Lebensjahr Auskunft über die biographischen Wurzeln geben kann, und so informiert sie die Mutter über ihre Absicht, dort Erkundigungen einzuziehen.³² Entsprechende Handlungspläne ihrer Tochter unterbindet Frau Habermann jedoch mit dem Hinweis auf eine dürftige und undurchsichtige Datenlage:³³

»dann hat hat meine Mutter gesagt ne das das geht gar nicht da sind keine Daten vorhanden das is alles das is alles nich so so offen wie das hier in Deutschland is und so is is nich so einfach« (4/31-4/33)

Im Erzählfortgang bietet die Biographin einen kurzen Einblick in die psychische Innenwelt der Mutter. Frau Habermann wird von starken Verlustängsten geleitet; sie »*hatte einfach Angst*« (4/43), »*ich würde da hingehn und wenn ich wenn ich irgendwen finden würde dass ich dableiben würde*« (4/45-4/46). Zusätzlich zu den Verlustängsten könnte dem bemerkenswerten Desinteresse Frau Habermanns an existenziellen Fragen und Sehnsüchten der adoptierten Tochter noch ein weiteres Motiv zugrunde liegen. Die Erzählerin ist, wie bereits erwähnt, im Rahmen einer Privatadoption und nach gründlicher Überprüfung durch die deutschen Behörden in das Aufnahmeland gekommen. Der mütterliche Hinweis auf fehlende Daten und mangelnde Offenheit in Indien könnte allerdings als Anzeichen für ein im Herkunftsland nur bedingt legales, nicht transparent durchgeführtes Adoptionsverfahren gelesen werden. Unter Umständen bewirken sowohl mütterliche Verlustängste als auch ein partiell inkorrektes Adoptionsverfahren, dass Frau Habermann das Adoptionsthema weitgehend tabuisiert:³⁴

³² Das Adoptionsvermittlungsgesetz legt in § 9b Vermittlungsakten fest, dass dem Adoptierten – sofern er das 16. Lebensjahr vollendet hat – auf Antrag und unter Anleitung einer Fachkraft Einsicht in die Vermittlungsakten zu gewähren ist (vgl. Adoptionsvermittlungsgesetz [AdVermiG] Bundesministerium der Justiz).

³³ Unklar bleibt, warum Montaine sich den mütterlichen Vorgaben nicht widersetzt und das Jugendamt um Informationen gebeten hat.

³⁴ Das rigorose Vorgehen der Mutter erscheint paradox. Zu einem früheren Zeitpunkt musste sich die Erzählerin auf Veranlassung der Mutter in therapeutische Behandlung begeben. Als Motiv für die Notwendigkeit einer professionellen Intervention wurde damals unter anderem die unbewältigte indische Vergangenheit Montaines angedeutet. Erwartbar wäre demzufolge gewesen, dass Frau Habermann ihre Tochter aktiv bei der Adoptionsbearbeitung unterstützt.

Biographische Fallstudie II: Montaine Habermann
(Minimierungs-Typus)

»Und meine Mutter die is in dem Thema immer son bisschen - mh - ja - soll ich sa-gen also - - war also sie wollte da nie drüber reden. Sie is ausgewichen und war auch immer hat immer gesagt sei doch froh dass de hier bist und so und aber n_ nicht unbedingt Kontakt dahin aufnehmen und ich hab dann auch Briefe an Frau Zauner geschrieben und das hat sie dann mal gefunden und hat das dann äh wegge-schmissen« (4/34-4/39)

Die Mutter ist nicht in der Lage, die Tochter bei der kognitiven und emotionalen Bearbeitung der Adoptionsproblematik zu unterstützen. In Bezug auf Montaine fehlen ihr sowohl die Bereitschaft als auch die Fähigkeit, „ein Problem auch ‚mit den Augen des anderen‘ zu sehen“ (Alheit, 2001: 15). In den Worten *»sei doch froh dass de hier bist«* offenbart sich die wenig einfühlsame innere Einstellung der Mutter. Indien wird zudem aus einer ethnozentrischen Sichtweise wenig wertschätzend wahrgenommen, und auch Montaines Herkunftsfamilie erfährt keine Achtung, sodass die Schlussfolgerung naheliegt, Frau Habermann habe aus ihrer Sicht die Tochter mit der Adoption aus doppelt unwirtlichen Verhältnissen errettet. Mit der Formulierung *»sei doch froh dass de hier bist«* lenkt Frau Habermann zudem von der problembehafteten Adoption ab und übergibt zugleich Montaine die Verantwortung für das eigene Wohlergehen. Zwischen den Zeilen spricht sie den Vorwurf aus, die Tochter, ihr *»ei-genes Kind«*, sei undankbar. Die verbale Form der Auseinandersetzung mündet schließlich mit dem Wegwerfen der für Frau Zauner bestimmten Briefe in einer übergriffigen Handlungsweise.

Insbesondere die sozialen Kontakte innerhalb der Gruppe indischer Adoptierter tragen dazu bei, dass die Informantin einen vorsichtigen kritischen Blick auf die Mutter werfen kann. Sensibel erkennt und benennt sie den deutlichen Unterschied in der Handlungsweise und Einstellung zwischen ihrer Mutter und den Eltern der ebenfalls adoptierten Freunde. Durchgängig und autoritär achtet Frau Habermann darauf, jegliche Reminiszenzen an Indien zu vermeiden. Sie weigert sich, ihrer Tochter indische kulturelle Merkmale zu vermitteln, diese negierende Haltung hat Montaine seinerzeit bedauert. Dagegen verhalten sich die Eltern von Montaines Freunden eher offen:

»Die äh bringen denen das Land son bisschen nahe (das is?) die Kochtradition oder so was oder ähm Kleidung und so. Das hat mir irgendwie son bisschen gefehlt dass ich da überhaupt gar keinen Bezug zu hatte.« (4/40-4/42)

Aus der Gegenwartsperspektive und vor dem Hintergrund ihrer biographischen Erfahrungen kann die Erzählerin ein bedingtes Verständnis für die Besorgnis der Mutter entwickeln. Dennoch erscheinen ihr die mütterlichen Ängste irrational, sowohl damals als auch zum

Zeitpunkt des Interviews ist Indien ihr fremd, ist nicht Teil ihrer Identität: »*Was natürlich völliger Schwachsinn is weil ich ja in dem Land gar nich leben kann*« (4/46-4/47).

Frau Habermann hat sich vor der Adoption ihrer Tochter intensiv mit den Problemen der Dritten Welt und speziell Indiens befasst. Insofern hätte sie sowohl für die schwierige Situation in der leiblichen Familie Montaines als auch für die Herkunftssuche der Tochter Verständnis entwickeln können; stattdessen zeigt sie, beide Aspekte betreffend, ein hochgradiges Unverständnis:

»sie konnt es halt nich verstehn dass man mit der Geschichte die ich hatte dass man sich trotzdem noch für die Menschen interessiert wo man herkommt die einem so was antun und also ja das dafür interessiert man sich aber trotzdem und da sind die Fragen einfach da und wenn die nicht beantwortet werden können dann rumort das« (4/47-4/51)

Die Informantin hat zuvor bereits angedeutet, dass sie am Wahrheitsgehalt der ihr erzählten Herkunftsgeschichte zweifelt. Viele ihrer Fragen sind unbeantwortet geblieben und belasten sie psychisch nachhaltig. Nachdem Montaine Habermann in ihrer Stegreiferzählung die notwendigen Hintergrundinformationen geliefert hat, nimmt sie den Erzählfaden ‚Talkshow‘ wieder auf: »*na ja und dann hab ich gedacht letzte Hoffnung ach ich geh mal zu soner Talkshow.*« (5/1). Die verantwortlichen Redakteure fragen sie nach einer Begleitperson für den Fernsehauftritt und schlagen als nächste Angehörige die Adoptivmutter vor, Montaine Habermann lehnt die Idee jedoch vehement ab. In authentischer szenischer Rede verdeutlicht sie emotional und in abwertender Distanz die Position der Mutter. Sie wird als Person skizziert, die eine Aufforderung zur öffentlichen Selbstinszenierung als Zumutung zurückweist, in einem extrem gesteigerten Ausmaß aber vor allem, wenn es um das zentrale Thema ihrer Tochter geht, die Adoption: »*und dann hab ich gesagt ne - also die - das is das Letzte was die machen würde die würde für gar nichts ins Fernsehen gehen und für so was schon überhaupt nich.*« (5/5/8-5/10). In ihrer Not bittet die Biographin die Tante, die schon bei der Kinderauswahl als zentrale Ereignisträgerin und Mitverursacherin ihrer deutschen Lebensgeschichte in Erscheinung getreten ist, persönlich um Unterstützung, jedoch ohne Erfolg (»*und dann sagt sie ne ne die war dann auch gleich dagegen.*«; 5/11). Um ihr Problem zu lösen, versucht Montaine Habermann anschließend auf Umwegen, Frau Zauner als Verbündete zu gewinnen. Mitarbeiter der Talkshow rufen bei ihr an, diese Anfrage löst bei Frau Zauner jedoch starkes Entsetzen aus. Möglicherweise ahnt sie, dass ihre Angaben zur Ursprungsgeschichte Nachfragen provozieren und sie in ausweglose Bedrängnis bringen könnten. Im

Folgenden charakterisiert die Informantin Frau Zauner als eine Person, die mit offenen Androhungen versucht, sie einzuschüchtern und von ihrem Vorhaben abzuhalten:

»Und Frau Zauner hat mich dann angerufen danach und war total entsetzt wie ich denn das machen kann und das is ja so gefährlich und ähm wenn die das mitkriegen die Inder das is ja trotzdem, das is zwar legal passiert was also die Adoption aber es is trotzdem es is ja trotzdem verboten. Es is ja in dem es is ja schon ne Sünde was sie getan habn einfach - - (atmet ein) und die könn also die können auf keinen Fall dazu stehn. Und wenn sie das mitkriegen würden wenn sie das in irgend nem Fernseh Fernsehender sehen würden dann würden se mich verfolgen und würden mich suchen. Und - solche Geschichten.« (5/13-5/20)*

Pauschalisierend werden in diesem Bedrohungsszenario unter anderem³⁵ »die Inder« als kollektive soziale Gruppe ins Feld geführt und als gefährliche, rachsüchtige Personen abqualifiziert, vor denen sich Montaine Habermann schützen sollte. Offenbar sind mit ‚den Indern‘ die leiblichen Verwandten der Erzählerin gemeint, die die Offenlegung ihres inhumanen Vorgehens bei der Verstoßung der Tochter als Diffamierung und Nestbeschmutzung erleben und mit drastischen Konsequenzen darauf reagieren würden. Die Unterstellung einer derartigen Handlungsweise der leiblichen Verwandten erscheint nahezu grotesk: Zum einen kann davon ausgegangen werden, dass sie Mitte der 1990er Jahre eine deutsche Fernsehsendung in Indien gar nicht empfangen, geschweige denn verstehen können, zum anderen verfügt die Familie nicht über die entsprechenden finanziellen Mittel, um Montaine in Europa zu suchen. An dieser Stelle muss die Frage nach dem Sinn der dramatischen Überinszenierung Frau Zauners und ihrer eklatanten Tabuisierung der indischen Adoptionsgeschichte aufgeworfen werden. Das offizielle Adoptionsverfahren in Indien scheint tatsächlich den gesetzlichen Mindestanforderungen entsprochen zu haben. Mit dem dezidierten Hinweis Frau Zauners auf die biologische Familie deuten sich jedoch Unregelmäßigkeiten an, die wahrscheinlich im Vorfeld der Adoption angesiedelt sind.³⁶ Für diese Annahme sprechen die inkongruenten Aussagen zu Montaine Herkunftsgeschichte. Wie bereits erwähnt, soll sie einerseits anonym vor dem Missionskrankenhaus abgelegt worden sein, andererseits verfügt Frau Zauner erstaunlicherweise über detaillierte Kenntnisse, die die biologische Familie betreffen. Bei einem gemeinsamen Fernsehauftritt von Montaine und Frau Zauner könnten die Divergen-

³⁵ Die Biographin thematisiert in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung nicht das vollständige Einschüchterungsrepertoire Frau Zauners. Darauf macht ihre Feststellung »Und - solche Geschichten« aufmerksam.

³⁶ Nach deutschem Recht ist die Vermittlungstätigkeit Frau Zauners nicht legal gewesen. In der Fassung der Bekanntmachung vom 27. November 1989 wurde im Adoptionsvermittlungsgesetz § 1 festgehalten, dass „der Nachweis der Gelegenheit, ein Kind anzunehmen oder annehmen zu lassen“ als Adoptionsvermittlung zählt (vgl. Familienrecht, 1997: 311). In § 5 heißt es weiter: „Adoptionsvermittlung ist [...] nur berechtigten Stellen gestattet; anderen ist die Adoptionsvermittlung untersagt“ (vgl. ebd.: 312). Eine ordnungswidrige Vermittlungstätigkeit wird mit erheblichen Geldbußen geahndet (vgl. ebd.: 316).

zen in Frau Zauners Erzählungen, gegebenenfalls aber auch rechtlich problematische Aspekte angesprochen werden. In der Folge wäre Frau Zauner, die ihre Vermittlungstätigkeit vermutlich als humanitären Akt verstanden hat, demaskiert; unter Umständen befürchtet sie im Hinblick auf partielle Unregelmäßigkeiten auch strafrechtliche Konsequenzen.

Die Erzählerin lässt sich durch die ablehnenden und behindernden Haltungen ihrer unterschiedlichen Interaktionspartner nicht entmutigen und verfolgt weiterhin ihren biographischen Handlungsplan. Aus ihren Ausführungen kann nicht erschlossen werden, ob sie die Tante noch ein zweites Mal um Unterstützung bittet. Als signifikante Andere kann die Verwandte – trotz ihres anfänglichen Widerstandes – die Bedürfnisse der Informantin empathisch und akzeptierend nachvollziehen, und so erklärt sie sich schließlich zu einem Fernsehauftritt bereit. Mit der Zustimmung ihrer Tante hat die Biographin eine beträchtliche Hürde bei der Herkunftssuche überwunden und sie artikuliert ihr vorläufiges inneres Befreitsein mit den Worten »*Na ja und dann war ich schon mal ziemlich erleichtert*« (5/21). Ihre große Hoffnung auf weitere seelische Entlastung, die sie mit dem Erscheinen eines Mitglieds der Herkunftsfamilie verbindet, wird in der Fernsehsendung jedoch nicht erfüllt. Ihre nachhaltige emotionale Enttäuschung versucht Montaine Habermann zu verbergen, indem sie ihre Gefühle rationalisiert; mit einem resignierten Unterton konstatiert sie: »*es ist natürlich nichts passiert also es kann es konnte ja niemand auftauchen.*« (5/25-5/26).

»Na ja dann hat das langsam angefangen«: Drogenkonsum

Die angeblich unzureichenden schulischen Leistungen führen ebenso wie die Diebstähle dazu, dass Montaine ab der siebten Klasse auf Initiative der Mutter in ein Internatsgymnasium überwechselt. Ihre Schulnoten verschlechtern sich in mehreren Fächern erheblich, und sie macht erste Erfahrungen mit dem legalen Suchtmittel Tabak.³⁷ Das bereits zuvor erwähnte Motiv, von außen durch signifikante Andere angestoßen zu sein und dadurch das eigene negative Tun zu legitimieren bzw. sogar zu entschuldigen,³⁸ greift die Informantin auch im Kontext Rauchen auf. Ihre Tante, auf die sie als zentrale Ereignisträgerin nun wieder zurückgreift, ist nahezu Kettenraucherin und stellt für sie ein unheilvolles Modell dar (»*sie is insgeheim also sie is schon son dunkles Vorbild für mich*«; 5/36-5/37), dem sie in der Kindheit mit Schokoladenzigaretten nachgeeifert hat. Im Internat rauchen sehr viele Schüler und

³⁷ Zigarettenkonsum – vor allem, wenn er vor dem zwölften Lebensjahr beginnt – wird als potenzieller Risikofaktor für den Einstieg Jugendlicher in den Missbrauch illegaler Suchtmittel angesehen; vgl. Farke/Broekman (2003: 9) und Möller (2009: 19).

³⁸ Vgl. dazu den Interpretationsabschnitt „*»Wutanfälle« und »ne ganz tolle Kindheit«: Dichotomien*“.

Schülerinnen, insbesondere eine ihr nahestehende Freundin. Trotz anfänglichem Entsetzen und innerer Abwehr orientiert sie sich schließlich an ihr und beginnt – letztlich bewusst, wie sie berichtet – ebenfalls mit dem Rauchen: *»und dann hab ich's probiert und es war schrecklich und dann wollte ich das aber trotzdem - ich wollt es einfach und hab das immer wieder gemacht«* (6/44-6/45). Die Internatsschüler bemühen sich, Kontrollen der Lehrer zu umgehen, gleichwohl wird Montaine eines Tages vom Direktor der Schule beim Rauchen ertappt; er sanktioniert ihr regelwidriges Sozialverhalten offenbar in einer eher milden Form. In Anbetracht der im Internat aufgetretenen schulischen und sozialen Probleme schlägt Frau Habermann jedoch ihre Rückkehr nach Hause vor. Montaine hat in der Schule enge Freundschaften geknüpft. Die hohe emotionale Bedeutung, die dieser Freundeskreis für sie gehabt hat, verdeutlicht sie mit den Worten: *»ich hab diese Leute vergöttert und das warn meine besten Freunde ich hab mich da richtig wohl gefühlt«* (7/4-7/5). Gegen ihren Willen also hat Montaine das Internatsgymnasium zu verlassen und wechselt in die achte Klasse einer Realschule in [O-Stadt]. Da sie den schulischen Anforderungen in zwei Anläufen nicht genügt und die Klasse nicht ein weiteres Mal wiederholen darf, muss sie eine berufsbildende Schule besuchen; dort erwirbt sie den Hauptschulabschluss, wobei es sich offenbar um den einfachen Abschluss nach der neunten Klasse handelt. Die Ausführungen der Informantin belegen, dass die negative Ereignisentwicklung bzw. die schulische Abwärtsspirale im Wesentlichen mit ihrem Desinteresse am Unterrichtsstoff begründet werden kann. Von eminenter Bedeutung ist in dieser Entwicklungsphase dagegen das sich neu entwickelnde ‚Geflecht sozialer Beziehungen‘ (vgl. Schütze, 1984: 88). In ihrem Heimatort [T-Dorf] konstituiert sich eine altershomogene *»Clique«* (7/11), in dieser Peergroup findet sie auch ihren ersten Freund. Dieses soziale Beziehungsnetz erlebt die Erzählerin als ausgesprochen positiv: *»da war ich dann jeden Tag draußen mit denen und wir ham halt viel unternommen«* (7/27-7/28). In dieser Gruppe kann sie sich ihre subjektiven Wünsche nach ‚Anerkennung, Zugehörigkeit, Action, Spaß, Nähe und Vertrautheit‘ (Göppel, 2005: 158) erfüllen.

Die bereits belastete Mutter-Tochter-Beziehung hat sich nach Montaines Rückkehr aus dem Internat weiter verschlechtert. Beide können nicht mehr miteinander kommunizieren, und die Biographin hat den Eindruck, dass die Mutter ihr gegenüber sehr ablehnend gesonnen ist (*»ich hatte das Gefühl sie will mir nur noch Schlechtes«*; 7/25-7/26). Sie erlebt ihre Mutter als dominant und übergriffig: Frau Habermann missachtet die Privatsphäre der Tochter, indem sie ihre Briefe liest und persönliche Gegenstände durchsucht. Die Erzählerin deutet an, dass sie sich den mütterlichen Regulierungs- und Kontrollmechanismen vehement

widersetzt hat; detailliert will oder kann sie über die aus ihrer Perspektive offenbar heiklen Handlungsweisen jedoch nichts berichten: *»und ich hab eigentlich auch ich weiß gar nicht mehr ich war jedenfalls ziemlich schlimm also - ich hab's verdrängt wahrscheinlich was ich alles gemacht habe«* (7/33-7/35).³⁹ Die Machtkämpfe zwischen Mutter und Tochter eskalieren schließlich und führen zu gegenseitigen emotionalen Verletzungen: *»also es war wirklich so wie du mir so ich dir«* (7/38). Einvernehmlich wenden sie sich mit der Bitte um Unterstützung an das Jugendamt. Die Institution schlägt ihnen Umgangsregeln vor, beide Parteien befolgen die Verhaltenskodizes jedoch nicht. Da der destruktive Kreislauf nicht unterbrochen werden kann, greift Montaine Habermann den Vorschlag des Jugendamtes auf und zieht mit ca. 16 Jahren in eine von Sozialpädagogen betreute Wohngemeinschaft. Wie die weitere lebensgeschichtliche Präsentation der Erzählerin zeigen wird, trägt sie mit ihrer handlungsschematischen Aktivität ‚Ablösung von der Mutter‘ unwissentlich und ungewollt dazu bei, ein vorher bereits latent vorhandenes Verlaufskurvenpotenzial zu intensivieren.

Der ‚Ort‘ bzw. der soziale Rahmen⁴⁰, in dem sich das Verlaufskurvenpotenzial verstärkt,⁴¹ wird von der Informantin als (von außen) ausgesprochen malerisches bauliches Ensemble vorgestellt. Es verfügt u. a. über ein altes *»Fachwerkhaus«* (7/50), in ihm ist jeweils eine Wohngemeinschaft für Jungen und eine für Mädchen untergebracht, zudem gibt es einen Neubau mit kleinen Appartements sowie einen *»Garten«* (8/1), und insgesamt ist alles *»ziemlich idyllisch«* (8/3). Die Heranwachsenden, mit denen Montaine nun neue soziale Beziehungen eingeht, konstituieren sich aus unterschiedlichen sozialen Milieus. Um in diesem diffizilen Konglomerat bestehen zu können, gibt es der Informantin zufolge nur zwei Chancen: *»man hat entweder die Möglichkeit man macht sein eigenes Ding oder man freundet sich mit denen an«* (8/12-8/13). Die Erzählerin entscheidet sich – offenbar nach einigem Zögern – für Letzteres.

Die Ziele des von Betreuern begleiteten Wohnprojektes sind vielfältig. Sie umfassen, als gesellschaftliche Komponente der Biographie, das Akzeptieren und Einhalten von Regeln, das Erlernen von Selbständigkeit und den Umgang mit Geld; des Weiteren werden die Jugendlichen angehalten, eine Schule zu besuchen oder – sofern sie die Schulpflicht erfüllt

³⁹ In einer früheren Erzählpassage hat die Biographin über einen Teilaspekt ihres Widerstandes berichtet (vgl. den Interpretationsabschnitt *„»Wutanfälle« und »ne ganz tolle Kindheit«: Dichotomien“*).

⁴⁰ Nach Schütze kann die Darstellung sozialer Rahmen „im Stile einer konkreten situativen Beschreibung geschehen, in deren Vollzuge Schauplätze, Zeiten und Akteure angegeben werden, die einmalig oder wiederholt Bestandteile dieses sozialen Rahmens sind“ (Schütze, 1984: 99).

⁴¹ In diesem Interviewabschnitt nimmt die Biographieträgerin gegenüber den Ereignisabläufen zwei ‚konkurrierende‘ Erfahrungshaltungen ein: Einerseits orientiert sie sich am Konzept der Verlaufskurve, andererseits am institutionellen Ablaufmuster ‚Schule‘.

haben – eine Ausbildung zu absolvieren. In Bezug auf den sukzessiven Erwerb von Finanzkompetenz berichtet die Erzählerin unter Verwendung des distanzierten ‚man‘ durchaus von Erfolgen (*»also das hat man ganz gut gelernt«*; 8/38-8/39), kontrastiv setzt sie ihnen jedoch einen negativ konnotierten Schauplatz gegenüber, der durch den Konsum illegaler Drogen bestimmt ist:

»Na ja dann hat das langsam angefangen dass wir - also die Jungs die ham gekiff^t und so. - Und - ähm - ich weiß jetzt nich was nun stimmt ob die Mädchen das wirklich noch nie gemacht ham aber ich hatt es noch nie gemacht. Und na ja ich fand das natürlich wieder erstmal gar nich intressant und dann - hab ich erst mal monatelang zugeguckt und irgendwann dacht ich mir hm ich kann ja auch mal probieren.« (8/41-8/45)

Die Tendenz der Informantin, das negative und selbstschädigende Verhalten, das nahestehende Gleichaltrige ihr vorleben, aufzugreifen und zu adaptieren, kommt auch in diesem Kontext zum Tragen. Zunächst steht sie dem Drogenkonsum der neuen Freunde jedoch wiederum skeptisch und reserviert gegenüber. Montaines bisherige Erfahrungsaufschichtung ist dadurch geprägt, dass ihre Mutter ‚Fehlverhalten‘ unnachgiebig und konsequent geahndet hat. Vorstellbar ist, dass sie eingedenk dieses Wissens eine anfängliche Zurückhaltung in Bezug auf den Drogenkonsum gezeigt hat. Im Kontext „sozial vermittelter Neugierde“ (Reis et al. 2004), die unter Umständen auf positiv gefärbten Berichten der Mitbewohner über die Wirkung der Drogen beruht, auf der allmählichen Einordnung des Drogenkonsums als ‚normales‘, alltägliches Verhaltensmuster und auf dem offensichtlich eher unkomplizierten Zugang zu Drogen,⁴² bröckelt der Widerstand der Biographin jedoch sukzessive, und sie konsumiert mit ca. 16 Jahren das erste Mal illegale Drogen, offenbar Cannabis.⁴³ Die familiäre Sozialisation der Informantin ist teilweise prekär verlaufen, denn sie hat von der Mutter wenig (ethnische) Akzeptanz, Zugehörigkeit und Geborgenheit erfahren. Möglicherweise strebt sie mit dem nun einsetzenden Drogenkonsum an, sich von der Mutter abzugrenzen. Im Vordergrund ihrer Entscheidung steht aber offenbar der intensive Wunsch nach Verbundenheit mit den Mitbewohnern; in diesem sozialen Umfeld möchte sie sich zugehörig fühlen. Ein ausgeprägtes ‚Wir-Gefühl‘ (vgl. Göppel, 2005: 160) kann sie für ihre eigene Person allerdings nur dann konstituieren, wenn sie sich dem Drogengebrauch der Mitbewohner an-

⁴² Reis et al. (2004) sehen in der leichten Verfügbarkeit von Drogen eine wesentliche Variable für die Entstehung einer Drogenabhängigkeit.

⁴³ Mit ihrem Drogeneinstiegsalter von ca. 16 Jahren bestätigt Montaine Habermann Untersuchungen, die zwischen 1993 und 2004 durchgeführt wurden (vgl. Möller, 2009: 19). Cannabis ist die von Jugendlichen am häufigsten konsumierte illegale Droge (vgl. ebd.).

schließt. Im letzten Drittel der Haupterzählung greift die Biographin ihren nun regelmäßig erfolgenden Konsum noch einmal auf. Sie legitimiert ihn in zweifacher Hinsicht: Mit einer für die Entwicklungsphase Adoleszenz durchaus typischen „Experimentierfreude und Risikobereitschaft“ (Möller, 2009: 25) und mit der Angst, ihren Freund Justin zu verlieren. Ihn hat sie in der Wohngemeinschaft kennen gelernt; beide verbindet eine problematische Beziehung:

*»ja und weil er mein Freund war hab ich das natürlich auch ausprobiert irgendwann und - ähm - ja ich glaube das war na ich bin einfach zu neugierig ich bin da auch nich konsequent genug - und - und ich wollte ihn auch unbedingt behalten«
(13/40-13/42)*

Mit einer leichten Freude, die ihrer damaligen Haltung zum Geschehen entsprechen dürfte, deutet die Erzählerin die pubertären, spielerisch anmutenden ‚Tricksereien‘ an, mit denen die Gruppe den ihr zur Verfügung stehenden Bewegungsspielraum ausnutzt und in selbst geschaffenen, kontrollfreien Räumen das Verbot des Drogenkonsums umgeht. Das Vergnügen an der Überlistung der Betreuer weicht anschließend – aus der rückblickenden Betrachtung der biographischen Erfahrung Drogensucht – jedoch einer realistischen Einschätzung der prekären Folgen des Drogeneinstiegs: Der Konsum entgleist zusehends. Das Drogenumfeld verändert sich quantitativ (*»Die Gruppe is immer größer geworden«*; 9/1-9/2) und ihr Substanzmittelmissbrauch erweitert sich um von ihr nicht benannte *»andre Drogen«* (9/2). Ihr bis dahin schon als nicht besonders gefestigt erscheinendes Gleichgewicht der Alltagsbewältigung wird zunehmend erschüttert, und sie gerät in eine Verlaufskurve. Dieser Umstand findet seinen Widerhall in einem Erzählabschnitt, der durch eine gewisse ‚Ungeordnetheit‘ und offensichtliche Auslassungen– bezogen auf den steigenden Drogenkonsum, das Milieu, in dem sie sich bewegt und die (vergeblichen) Versuche, ihr Leben zu ordnen – gekennzeichnet ist. Vorstellbar ist, dass die Erzählerin leidvolle und sicherlich auch beschämende Erfahrungen, die sie gemacht hat,⁴⁴ verdrängt bzw. verleugnet. Möglicherweise erinnert sie sich lückenhaft jedoch durchaus an diese Erlebensphase und die damit verbundenen Empfindungen, ist aufgrund fehlender Reflexion und Bearbeitung aber nicht in der Lage, „diese Bruchstücke und Fragmente zu einheitlichen Gestalten zusammzusetzen oder sie gar in eine mitteilbare Geschichte zu bringen“ (Rosenthal, 1995: 77).⁴⁵

⁴⁴ So äußert die Biographin sich beispielsweise nicht zur Finanzierung ihres Drogenkonsums.

⁴⁵ Auch Schütze weist darauf hin, dass sich für den Biographieträger undurchschaubare und chaotische Lebensabschnitte in der Erzähldarstellung niederschlagen. Allerdings kann er sich selbst dann, wenn er dem wenig oder undeutlich Erinnerung entziehen möchte, den Zugzwängen des Erzählens nicht entziehen; sie trei-

Auf Anordnung des Wohnprojekts besucht die Biographin eine Schule, in der auch ehemalige Strafgefangene lernen. Die Lebenswelt dieses Personenkreises ist Montaine zunächst fremd, sie fühlt sich ihr nicht zugehörig (*»so hab ich mich eigentlich noch nicht gesehn«*; 9/15-9/16). Es gelingt ihr, noch einen weiteren Abschluss zu erwerben, vermutlich den qualifizierten Hauptschulabschluss. Aus der Retrospektive bezeichnet sie die Entsendung als kontraproduktiv. Montaine gerät in prekäre Ereignisverkettungen, da sie sich den negativen Einflüssen des kriminellen Klassenumfeldes auf Dauer nicht entziehen kann: *»die reißen einen da noch irgendwie mit runter«* (9/17). Nur andeutungsweise und mit wenigen, kargen Worten umschreibt sie ihre damalige Situation: sie hat *»viel geschwänzt auch und also ausprobiert«* (9/23), wobei der Begriff ‚ausprobieren‘ in Verbindung mit dem Adverb ‚viel‘ mit Sicherheit auf einen nun polyvalenten Drogenkonsum hinweist. Mit Erreichen der Volljährigkeit verlässt die Informantin das betreute Wohnprojekt. Aus Angst vor dem Alleinsein beziehen sie und ihre ebenfalls zur Drogen konsumierenden Peergroup gehörende Freundin Sylvia zwei renovierungsbedürftige Souterrainwohnungen – einen zumindest für Montaines durch Abstieg gekennzeichneten Lebensweg symbolischen Ort: *»das war im Keller [...] es war auch ne recht alte Wohnung es hat auch geschimmelt da zum Schluss«* (9/37+9/40-9/41). Angesichts ihres Drogenkonsums ist die Erzählerin unfähig, eine Berufsausbildung zu durchlaufen. Ein erster Anlauf scheitert frühzeitig; im Anschluss wechseln sich Phasen von Arbeitslosigkeit und Tätigkeiten in geringfügig entlohnten Beschäftigungsverhältnissen ab. Eine Lehrstelle als Einzelhandelskauffrau, die sie augenscheinlich mit Unterstützung des Arbeitsamts erhalten hat, wird ihr nach kurzer Zeit gekündigt, denn sie ist immer *»viel zu spät gekommen und nich ausm Bett gekommen«* (10/14-10/15). Ausgiebig hält die Biographin sich dagegen in einem vom Drogenkonsum geprägten lebensweltlichen Milieu auf.⁴⁶ Ihre damit verbundene hoffnungslose Situation charakterisiert sie mit dem metaphorischen Bild des Kreislaufs. Aus diesem geschlossenen Systems gibt es aus Sicht der Informantin kein Entkommen; sie verfügt weder über ein ausreichendes Maß an Selbstkontrolle und Selbstregulation⁴⁷ noch kann sie auf die Unterstützung durch „soziale Netzwerke“ (Keupp et al., 2002: 153) zurückgreifen, beispielsweise die Familie, ein drogenfreies Peerumfeld oder professionelle Helfer:

ben ihn dazu, sich mit „dem ungeordneten, unbegriffenen Erlebnisgemenge mit seinen widersprüchlichen Erfahrungsqualitäten zu beschäftigen“ (Schütze, 1984: 97).

⁴⁶ Die im Bereich Drogenkonsum wenig detaillierte Darstellung der Informantin erlaubt keinen exakten Einblick in das tatsächliche Ausmaß ihres Missbrauchs.

⁴⁷ Zu den Begriffen Selbstkontrolle und Selbstregulation vgl. Schachinger (2005: 167ff.).

Biographische Fallstudie II: Montaine Habermann (Minimierungs-Typus)

»ja wenn man nich arbeitet dann ähm ähm das is wie son kleiner Kreislauf (unverständlich) geht ganz schnell und also wenn man dann da keine Unterstützung hat von Freunden oder Familie oder sonst irgendwas dann kommt man da auch irgendwann nich mehr raus oder wenn man wenn man einfach nich stark genug is.« (9/50-10/3)

Über den Verlust ihrer Lehrstelle als Einzelhandelskauffrau ist Montaine Habermann zunächst sehr bestürzt, verarbeitet diese Erfahrung dann aber mit der rechtfertigenden Einschätzung, dass eine Ausbildung *»einem auch ein bisschen gefallen«* (10/21-10/22 muss, ihr die Tätigkeit jedoch nicht zugesagt hat: *»das war mir dann doch zu trocken«* (10/23). Im Folgenden erfährt ihre verlaufskurvenförmige Lebenssituation einen sukzessiven Wandel zum Positiven; sprachlich schlägt er sich dergestalt nieder, dass die Informantin ihre lebensgeschichtliche Erzählung nun wieder in eine ‚einheitliche Gestalt‘, eine ‚mitteilbare Geschichte‘ (vgl. Rosenthal, 1995: 77)⁴⁸ transformieren kann. Um die Phase biographischer Desorientierung zu überwinden, reduziert sie realitätsangemessen ihr berufliches Anspruchsniveau und verdient ihren Lebensunterhalt mit diversen geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen im gastronomischen Bereich. Die Arbeiten sind ungewohnt und sie stehen im Kontrast zu einer regulären, gesellschaftlich höher bewerteten Ausbildung. Nun wird *»gejobbt«* (10/24), und Montaine muss beispielsweise putzen und Essen servieren, ungewohnte Tätigkeiten, die ihr aber *»auch immer Spaß gemacht«* (10/26) haben. Eine Aushilftätigkeit als Zimmermädchen in einem Hotel bereitet der Erzählerin – offenbar zu ihrer eigenen Überraschung – sehr viel Freude: *»und dann hab ich gesagt boah das macht mir son Spaß«*; 10/31-10/32). Zunehmend kann sie eigene Interessen und Fähigkeiten in diesem Berufsbereich entfalten und auf diesem Weg schrittweise einen Wandel ihrer Lebenssituation initiieren.⁴⁹ Mit Unterstützung ihrer Vorgesetzten findet sie eine Ausbildungsstelle in einem Hotel. Diese verliert sie nach einiger Zeit unverschuldet, aber durch den Einsatz ihrer Berufsschullehrer kann sie in einem anderen gastronomischen Betrieb, dem Hotel Adagio, eine

⁴⁸ Erinnerungs- und Erzählblockaden in lebensgeschichtlichen Erzählungen werden von Rosenthal vor dem Hintergrund gestalttheoretischer Überlegungen diskutiert. Nicht bearbeitete leidvolle Erfahrungen können demnach nicht zu einheitlichen Gestalten zusammengesetzt oder in erzählbare Geschichten transformiert werden (vgl. Rosenthal 1995: 76ff.).

⁴⁹ Die Erfahrungshaltung, die Montaine Habermann als Biographieträgerin an dieser Stelle gegenüber dem lebensgeschichtlichen Erfahrungsstrom einnimmt, kann als Wandlungsprozess bezeichnet werden. Er geht ersichtlich einher mit einer Veränderung ihrer „Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten“ (Schütze, 1984: 92). In Anlehnung an Schütze konstatiert Treichel, dass bei biographischen Wandlungsprozessen die Veränderung des Biographieträgers im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Dabei werden die Wandlungsprozesse „durch eine Phase der Verunsicherung eingeleitet, die den Biographieträger dazu veranlaßt, sich vorübergehend zurückzuziehen, um etwas Neues auszuprobieren. In diesem Zustand des Moratoriums gelingt es ihm dann, kreative Kräfte freizusetzen, die ihm zu einer bisher unbekanntem Handlungskompetenz verhelfen“ (Treichel, 1996: 37).

Ausbildung zur Hotelkauffrau beginnen. Zusammenfassen lässt sich festhalten, dass Montaines Aushilfstätigkeiten in Hotels sich nachträglich als handlungsschematische Impulse von biographischer Relevanz erwiesen haben.

»und dann hab ich meinen Ramin kennen gelernt«: Lob der Beziehung

Mit einem Arbeitskollegen aus dem Hotel Adagio geht die Erzählerin eine kurze Beziehung ein. In ihrer autobiographischen Selbstpräsentation deutet sie das Bedürfnis nach einer stabilen Paarbeziehung an; zeitnah muss Montaine jedoch erkennen, dass ihr Wunsch, einen festen Partner zu finden, nicht in Erfüllung geht. Der namenlos eingeführte »Freund« (11/45) ist nicht die Person, »wo man richtig denkt das is der Mann für's Leben« (11/47). Die einzige Gemeinsamkeit, der übermäßige Alkoholkonsum, reicht für den Aufbau einer Beziehung nicht aus:

»also wir hatten uns kennen gelernt da hatten wir beide n bisschen viel getrunken und dann dachten wir auch wirklich ach wir passen gut zusammen und aber in Wirklichkeit äh waren wir äh wirklich wie schwarz und weiß« (12/2-12/4)

Nach dem Ende der Verbindung lebt die Biographin ca. ein halbes Jahr ohne Partner. In ihrem Lehrbetrieb arbeitet auch Ramin Safaie, Sohn einer deutschen Mutter und eines iranischen Vaters. Ramin führt sie als weiteren zentralen Ereignisträger in ihre Stegreiferzählung mit den Worten ein: »Na ja und dann hab ich meinen Ramin kennen gelernt« (12/6-12/7). Die beiden begegnen sich regelmäßig am Arbeitsplatz und Montaine erscheint Ramin anziehend: »ich fand ihn so vom Aussehen her fand ich ihn immer ganz interessant dacht ich mh sieht ja ganz nett aus«; 12/11-12/12). Da er schüchtern ist, sieht sie keine Möglichkeit, ihn näher kennen zu lernen. Nach einigen Monaten spricht Ramin sie zu ihrer Überraschung jedoch an und lädt sie zu einem Treffen ein. Montaine raucht zu diesem Zeitpunkt noch, hat ihren Drogenkonsum aber bereits reduziert; in bestimmten Lebenskonstellationen (»wenn ich weggegangen bin oder - wenn' s sich ergeben hat wenn ich mal Lust hatte«; 12/26-12/27) ist er jedoch durchaus noch virulent. Dagegen ist Ramin Nichtraucher und verfügt über keinerlei Erfahrung mit illegalen Drogen: »er ist n absoluter Nichtraucher schon immer gewesen und ähm also hat auch nie irgendwas an Drogen genommen« (12/27-12/28). Unklar bleibt hier, ob der Informantin dieser signifikante lebensweltliche Kontrast vorab bekannt war, oder ob sie die Kenntnisse bei der ersten Verabredung gewonnen hat. Bei dem Treffen entdecken die beiden in der Unterhaltung eine Vielzahl von Berührungspunkten. Damit unterscheidet sich Montaines Kontakt zu Ramin qualitativ und quantitativ vom Verhältnis zu ih-

rem vorherigen Freund. Ihr antizipiertes Bedenken, dass es ihnen Gesprächsthemen mangeln könnte, erweist sich somit als obsolet:

»er hat dann angefangen über Reisen zu erzählen über Ägypten und alles Mögliche und da bin ich hellhörig geworden weil ich ja auch schon in Ägypten war und auch schon viel unterwegs war - mit meiner Mutter wir waren oft in England und in Italien war ich auch schon paar mal und so und also - wandern tut er gerne - und das is mach ich auch gerne und das is das sind so viele Kleinigkeiten gewesen wo ich dann - also er war mir sofort sympathisch« (12/41-12/47)

Ungeachtet der »Kleinigkeiten« scheint die von der Erzählerin thematisierte biographische Erfahrung von beträchtlicher Relevanz zu sein. Auf die Erkenntnis, dass zwischen Ramin und ihr Gemeinsamkeiten wie beispielsweise die Affinität zum Reisen und Wandern existieren, hat die Biographin vermutlich mit großer innerer Erleichterung reagiert. Möglicherweise hat sie sogar gehofft, er möge der »Mann für's Leben« sein. Ihr Anakoluth »wo ich dann« legt nahe, dass sie ihre Sehnsucht noch nicht unmittelbar und direkt formulieren möchte, sondern alternativ die unverfänglich-distanzierte Fortsetzung wählt: »also er war mir sofort sympathisch«. Auffällig ist, dass die über einen langen Zeitraum nicht erwähnte Mutter nun als lebensgeschichtlich relevante Person zurückkehrt. Die Erzählerin verweist in einer Hintergrundkonstruktion auf Reisen als bisweilen gemeinsam gemachte Erfahrungen.⁵⁰ An dieses „kulturelle Kapital“ (Bourdieu 1983: 185) knüpft sie an und nutzt es zugleich in Verbindung mit ihren eigenen Erlebnissen als Potenzial für den Beziehungsaufbau zu Ramin.

Montaine Habermann hat sich in früheren Interviewabschnitten im Kontakt mit Interaktionspartnern als eine offene und neugierige Person skizziert. Diese biographische Ressource kann sie in der Begegnung mit Ramin aktualisieren und seinen Vorschlag, in einem mexikanischen Restaurant zu speisen, akzeptieren. Mit einer spürbaren Faszination lässt sie sich von ihm mit einer fremden, von ihr offenkundig als exotisch wahrgenommenen Esskultur bekannt machen. Ramin Safaie erweist sich überdies als Weinkenner und versucht bei dieser ersten Verabredung, die Erzählerin an den distinguierten Umgang mit Wein heranzuführen: »möchtste n Wein trinken? (Stimme wird lauter) ja* bitte n süßen - (Stimme wird lauter) nee nee* süßen Wein trinkt man nich« (13/3-13/4). Unter Einbeziehung des gesamten Interviewkontextes wird deutlich, dass die Informantin nun erneut auf ihr biographisches Konstruktionsprinzip der Orientierung an signifikanten Anderen, bei denen sie Zugehörigkeit und soziale Anerkennung sucht, zurückgreift. Während die Informantin sich in der Vergangenheit in

⁵⁰ Dieses späte und kondensierte Aufgreifen positiver Mutter-Tochter-Erfahrungen stützt die bereits zuvor entworfene Lesart, dass erfreulichere Begegnungen zwischen beiden nicht zu ihrem intendierten Erzählthema gehören (vgl. dazu den Interpretationsabschnitt „»Wutanfälle« und »ne ganz tolle Kindheit«: Dichotomien“).

der Regel an Modellen mit normabweichendem Verhalten orientiert hat, richtet sie sich nun mit Ramin an einem positiven Vorbild aus. Ihre Schilderungen lassen die Lesart als zutreffend erscheinen, dass sie sich im Grunde ein harmonisches, geregeltes und drogenfreies Leben ersehnt.

Zügig initiieren Montaine und Ramin die Möglichkeit, sich näher kennenzulernen. Gemeinsam fahren sie nach Süddeutschland, an einen Ort, an dem Montaine sich in der Kindheit häufig mit der Mutter aufgehalten hat, und sie verbringen in einer Jugendherberge einige Tage, an denen sie, platonisch lebend, »*die ganze Zeit ununterbrochen*« (15/16) geredet haben. Die intensive, vertraute Kommunikation hat zur Folge, dass sie sich »*wirklich gut gut angefreundet gut verstanden*« (15/17) haben. Direkt nach ihrer Rückkehr vermisst Montaine Ramins vertraute Nähe, ein Gefühl, dass er offenbar erwidert. Noch am gleichen Abend stellt er ihr seine Freunde vor, eine soziale Gruppe, in der sie sich wohl fühlt. Nach dem positiven Verlauf der Findungsphase beginnt die Liebesbeziehung zwischen Montaine und Ramin. Auch in die Familie des neuen Freundes wird die Erzählerin freundlich aufgenommen. Die erste Begegnung gibt sie nur stark verdichtet wieder; erzählenswert sind aus ihrer Perspektive vor allem zwei fundamentale Aspekte: Die Akzeptanz und Anerkennung ihrer indischen Herkunft und eine von ihr konstruierte, aber nicht näher spezifizierte ethnische und kulturelle Nähe, die sie zwischen sich und Ramins Vater erkennt. Die Betrachtungsweise der Informantin legt die Lesart nahe, dass sie dem von der Mutter erzwungenen monokulturellen Deutschsein gerne widersprochen und einen hybriden Charakter ihrer Identität entworfen hätte:

»Und ja dann seine Eltern hab ich kennen gelernt mit denen hab ich mich auch gut verstanden und die sind halt auch waren ganz intressiert weil ich aus Indien komme und der Vater aus Persien das is ja hat ziemlich viele Ähnlichkeiten« (15/25-15/27)

Im Gegensatz zu früheren lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Ereignisverkettungen ist für die Informantin endlich eine umfassende familiäre Verbundenheit und Zugehörigkeit gegeben, die sie sowohl in der Ursprungsfamilie als auch in der Beziehung zur Adoptivmutter vermisst hat. In Ramins fünfköpfiger Familie (Eltern und drei Brüder) erlebt Montaine keine Ablehnung und Abqualifizierung ihrer Geschlechtszugehörigkeit. Insbesondere Frau Safaie freut sich über die weibliche Unterstützung: »*die ham sich immer n Mädchen gewünscht und da hat die Mutter sich gefreut dass der Ramin nun endlich ne Freundin hat*« (15/29-15/30). Ihre biographische Neuorientierung scheint für Montaine Habermann eine psychische Erleichterung zu beinhalten. Eine damit verbundene Zufriedenheit oder sogar

Freude expliziert sie jedoch nicht. Lakonisch resümiert sie nur: *»es passte alles ganz gut«* (15/27-15/28). Um das stützende Gefühl der Nähe und Zusammengehörigkeit weiter zu erhöhen, stellt die Informantin ihren Drogengebrauch ein: *»ja ich hab natürlich ähm als ich dann ihn kennen gelernt habe schließlich aufgehört mit den Drogen weil das überhaupt nicht zusammen passte.«* (15/45-15/46). Ihr Zigarettenkonsum belastet die Beziehung allerdings nachhaltig. Montaine widersetzt sich Ramins Forderung, mit dem Rauchen aufzuhören und sie haben *»ziemlich viel Stress gehabt deswegen«* (16/2). Erkennbar wird, dass der von der Erzählerin als harmonisch charakterisierten Beziehung auch ein problematischer Aspekt innewohnt; ein Zigarettenkonsum ist mit Nikotinabstinenz nicht vereinbar. Bereits kurz nach Beginn der Beziehung wird Montaine schwanger. Nach einer Phase der Unsicherheit entschließen sie sich, das Kind zu behalten. Die Erzählerin reduziert den Konsum von Zigaretten und schafft es schließlich, ihn zu beenden.

Montaine Habermann hat ihre Stegreiferzählung mit Ausführungen zu der Mutter eingeleitet. Wie in einer Brückenfunktion beendet sie mit ihr in Form einer ‚Gestaltschließung‘ die autobiographische Selbstpräsentation. Die über lange Jahre problematische Mutter-Tochter-Beziehung hat sich verbessert. Aus der Perspektive Montaines hat ihr Auszug aus dem Elternhaus und die dadurch verminderte Möglichkeit der Mutter, sie zu kontrollieren, sukzessive zu dieser Fortentwicklung beigetragen. Die Mutter ihrerseits ist erleichtert, dass Montaines neuer Lebensabschnitt mit Ramin und der Tochter Amisha in geordneten Bahnen verläuft. Heute ist sie *»halt überglücklich«* (16/34), dass die Tochter ein geregeltes Leben führt.

»Kanaken und so was«: Rassismus- und Fremdheitserfahrungen⁵¹

Die Erzählaufforderung für die autobiographische Selbstpräsentation der Informanten wurde bewusst offen gehalten,⁵² um eine vorschnelle Fokussierung auf die Themen rassistische Diskriminierung, Ausgrenzung bzw. Identität zu vermeiden. Stattdessen sollte die gesamte Lebensgeschichte in den Blick genommen werden. Dieses Vorgehen bietet dem Erzähler einen Freiraum bei der Gestaltung seiner Lebensgeschichte; er kann überlegen und entschei-

⁵¹ Als international adoptierte Person ist Montaine Habermann nicht ausschließlich von Rassismus betroffen. In ihrer Lebenswelt erfährt sie auch, dass sie als Fremde konstruiert wird, als ‚Ausländerin‘, die im Grunde nicht nach Deutschland gehört. Die Erzählerin positioniert sich selbst jedoch als Deutsche (*»ich bin ja auch Deutsche«*; eN 1/24), insofern können Fremdheitserfahrungen – ebenso wie das Erleben von Rassismus – als Zumutungen der sozialen Umwelt bezeichnet werden. In diesem Interpretationsabschnitt werden folglich beide Phänomene aufgenommen und beleuchtet.

⁵² Vgl. dazu Kapitel 6 „Dokumentation des Forschungsprozesses“.

den, „welche Ereignisse er aus der Fülle der Erfahrungen seines gelebten Lebens selektieren möchte, wie er sie als Thema gestaltet und wie er die Themata innerhalb seiner Erzählung verknüpft“ (Lucius-Hoene/Deppermann, 2002: 127). Montaine Habermann hat sich in ihrer Stegreiferzählung im besonderem Maße auf die folgenden Aspekte konzentriert: Mutter-Tochter-Beziehung, Peers, Herkunftssuche, Drogen und Partnerschaften. Nicht erzählwürdig erscheinen ihr dagegen Erfahrungen von Diskriminierung. Ihre Dethematisierung kann Anlass für folgende (hypothetische) Überlegungen sein: Die Informantin setzt in ihrer Haupterzählung (bewusst) andere Prioritäten; Erfahrungen von Rassismus sind quantitativ und qualitativ unbedeutend und damit zu vernachlässigen; dem Konzept des eigenen Kindes entsprechend, hat die Mutter ihr den Zu- und Umgang weitgehend verschlossen, sodass die Erfahrungen biographisch nicht mehr eingeordnet und in die Haupterzählung integriert werden können.⁵³

In Anlehnung an die Regeln des narrativen Interviews⁵⁴ wurde der Themenkomplex Rassismuserfahrungen im externen Nachfrageteil (eN) angesprochen. In ihm werden erzählgenerierende, dem Forschungsinteresse des Interviewers dienende Fragen formuliert, „die bisher noch nicht erwähnt wurden“ (Rosenthal, 2005: 148). In der Folge habe ich Montaine Habermann in diesem Nachfrageteil zielgerichtet mit dem Komplex Diskriminierung konfrontiert. Ich habe sie gefragt, ob sie sich an Situationen erinnern könne, in denen sie aufgrund ihres indischen Aussehens verunglimpft worden sei. Meine Erzählaufforderung hat sie folgendermaßen beantwortet:

»Also ich war mal im Zug mit ner Freundin die sieht aus wie ne Türkin is aber keine is eigentlich noch is Kroatin gewesen. Und da wurdn wir mal von sonem also sonem Opi angemacht also der war auch also war äh schon son kleiner Penner irgendwie. Der hat uns dann so angemacht so (rufende Stimme) ääh w_ Kanaken und so was. Aber - das also das war zwar schon ernst gemeint aber es war halt mehr im Suff irgendwie und also so was das hab ich schon erlebt« (eN 1/4-1/9)*

Ohne zeitliche und situative Rahmung führt Montaine Habermann in die erste Diskriminierungsszene ein. Nicht ersichtlich ist, warum sie diesen Vorfall zuerst schildert; denkbar wäre, dass die Art meiner Fragestellung die Erinnerung an das Erlebte wachgerufen hat. Offenbar im Erwachsenenalter ist die Informantin mit einer ebenfalls ausländisch aussehenden Freundin im öffentlichen Raum unterwegs, dort werden sie von einem alten Mann verbal attackiert. Seine Äußerung ist vermutlich der biologischen Variante des Rassismus zuord-

⁵³ Der Versuch, diese hypothetischen Überlegungen zu beantworten, erfolgt im Abschnitt 8.4 „Resümierende Betrachtung des Einzelfalls“.

⁵⁴ Vgl. Kapitel 5 „Methodologischer Rahmen und methodisches Vorgehen“.

nen.⁵⁵ Augenscheinlich möchte die Informantin ihr Erlebnis verharmlosen, denn sie charakterisiert den Mann mit verniedlichenden Attributen (»Opi« bzw. »*kleiner Penner*«) und spricht ihm zudem seine Zurechnungsfähigkeit ab (»*es war halt mehr im Suff irgendwie*«). Ihre Relativierung wirkt befremdlich, wenn sie – ersichtlich in authentisch-rufender Wiedergabe – die Schärfe seines verbalen Angriffs (»*Kanaken und so was*«) imitiert. Unklar bleibt zunächst Montaine Habermanns Analyse des Vorfalls. In ihren weiteren Worten deutet sich jedoch eine emotionale Betroffenheit an:

*»und aber dann äh is es auch so gewesen dass ich hab mich dann an den Schaffner also das war auch leider ne Frau hab ich mich dann gewendet und hab (unverständlich) der hat uns da beschimpft und ich war kurz davor ihm meine Thermoskanne um die Ohrn zu hauen und - ähm - - dann hab ich die Schaffnerin angesprochen und die hat halt gar nichts machen können. Hat gesagt ich kann da nichts machen es tut mir leid und so und dann da hab ich mich halt ziemlich hilflos gefühlt irgendwie. Also - vor allem weil die andern also ähm - die die saßen da und habn zugucken und zugehört aber - ähm es hätte sich nie jemand von denen eingesetzt auf keinen Fall.«
(eN 1/10-1/17)*

Entgegen ihren vorherigen verniedlichenden Worten ist die Biographin von den verbalen Ausfällen des Mitreisenden stark getroffen. Sie präsentiert sich allerdings nicht als still duldenes Individuum, sondern als eine gegen die Verbalinjurie aktiv vorgehende Person. Da es gegen die Grundsätze sozialer Verträglichkeit verstößt, physische Gewalt anzuwenden, umgeht sie diesen Impuls und wählt die Alternative, eine Öffentlichkeit herzustellen, indem sie das Zugpersonal anspricht. Ihre Bemühungen bleiben erfolglos. Das Verhalten der Schaffnerin und mehr noch die Untätigkeit und Ignoranz der übrigen Mitreisenden lassen in Montaine Gefühle von Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein aufkommen. Im Folgenden kontrastiert sie ihr eigenes Verhalten mit demjenigen der Fahrgäste:

»Und also ich bin so ich mache das. Also wenn ich jetzt okay wenn wenn es um mein eigenes Leben geht wenn das jetzt so richtige Rechtsradikale sind würd ich das vielleicht auch nich unbedingt machen weiß ich nich. Aber ich ich kann ich ich könnt da nich zugucken wenn wenn ich jetzt ähm nich farbig wär und das würde jemandem neben mir passiern.« (eN 1/17-1/20)

In entsprechenden Situationen zeigt die Informantin Zivilcourage. Lediglich in lebensbedrohlichen Konfliktfällen – an dieser Stelle verweist sie auf das Vorgehen von Rechtsradika-

⁵⁵ In Anlehnung an Mecheril (2003b) kann Montaine Habermanns Rassismuserfahrung den Ebenen und Dimensionen wie folgt zugeordnet werden: Die Äußerungen des alten Mannes im Zug ist in ihrer Ausprägungsart als massiv anzusehen. Sie ist auf der Basis psychischer Gewalt angesiedelt und erfolgt als individuelle Handlung einer einzelnen Person kommunikativ. Die verbale Attacke ist an Montaine und die Freundin gerichtet, der Erfahrungsmodus kann daher sowohl als persönlich als auch als identifikativ bezeichnet werden.

len⁵⁶ – würde sie sich zurückhaltender verhalten. Zum Abschluss dieser Erzählsequenz positioniert sie sich gegenüber den passiven Mitreisenden eindeutig als engagierte und aktiv handelnde Person, die verbale rassistische Übergriffe nicht duldet.

Neben Beispielen aus dem Erwachsenenleben greift die Biographin auch auf problematische Erlebnisse aus der Kindheit zurück; zunächst rekurriert sie auf ein Ereignis, bei dem sie ca. elf bis zwölf Jahre alt war und die Orientierungsstufe besuchte. Ein von rechtsradikalen Ansichten geprägter Mitschüler diskriminiert – von der Informantin nicht näher spezifiziert – einen aus dem arabischen Raum stammenden Klassenkameraden: *»der hat den immer richtig richtig angemacht so lange bis er geheult hat.«* (eN 1/41). Seine Angriffe richtet jener Mitschüler auch auf die Informantin, jedoch in geringerer Intensität.⁵⁷ Montaine Habermann verfügt über zwei Schutzfaktoren: die weibliche Geschlechtszugehörigkeit und – dank familiärer Verbindungen – soziales Kapital:

»Und bei mir war's nich ganz so schlimm weil ich erstens nen Mädchen war und zweitens meine Mutter halt auf der Schule war. Aber er hat mich halt auch immer gestichelt und so.« (eN 1/41-1/43)

Nach dem ich den Eindruck gewonnen hatte, dass die Erzählerin ihre Ausführungen beendet hatte, stellte ich ihr die zusätzliche Frage, ob sie sich vor dem Hintergrund der Erfahrungen in der Schule an Situationen erinnern könne, in denen sie bestimmte Ort oder Gegenden gemieden hätte bzw. meiden würde. Die Informantin verneint meine Frage; ihre Bewegungsfreiheit einschränkende „Angsträume“ (Begrich/Weber, 2006: 264) existieren nicht: *»nö mhm mhm (Verneinung)«* (eN 1/47).

Im Erzählfortgang berichtet Montaine Habermann über eine weitere, sie offenbar nachhaltig prägende Erfahrung rassistischer Diskriminierung in der Kindheit. Gemeinsam fahren Mutter und Tochter in den Ferien wiederholt nach Süddeutschland. Mit einem Mädchen aus dem Urlaubsort, von der Informantin als *»Freundin«* (eN 2/18) vorgestellt, spielt sie häufig. Bei einem Ausflug wird Montaine von der autochthonen Freundin unvermutet verbal attackiert; da das Mädchen dabei auf ein sichtbares somatisches Merkmal Montaines als Aus-

⁵⁶ Die Erzählerin bezieht sich offenbar auf einen bundesweit bekannten Rechtsradikalen, der seinerzeit in der Nähe ihres Wohnortes lebte.

⁵⁷ Aufgrund der kondensierten Darstellung Montaine Habermanns können die Diskriminierungen des Mitschülers in keiner der beiden Rassismusvarianten (biologisch, kulturell) eindeutig verortet werden. Den Rassismus in der Schule erlebt die Biographin – als Erfahrungsmodus – sowohl persönlich als auch identifikativ. Seine Ausprägungsart kann als subtil charakterisiert werden. Der Vermittlungskontext ist individuell, die Vermittlungsweise kommunikativ.

grenzungsmarkierer zurückgreift, kann für diese Interviewsequenz unter Bezugnahme auf Miles (1992) von biologischem Rassismus gesprochen werden:

»mit der bin ich mit'm Fahrrad dann mal durch durch durch die durchn Ort gefahrn und ich hintendrauf und sie vorn und dann sagt se halt mit ihrem [F-bundesländisch] - äh wie hat se gesagt - (Stimme wird höher) ja Mensch oh Gott, jetzt hab ich da ja jetzt hab was hat se gesagt also Neger hat se nich gesagt aber - (Stimme wird höher) jetzt hab ich ja so sone sone Schwarze oder irgendwie* also jetzt halt - äh äh - als Spaß gesagt aber ich fand's halt trotzdem irgendwie blöd und - (Stimme wird höher) jetzt hab ich da ja sone sone Schwarze hintendrauf sitzen* und und (laute Stimme) hä hä* - was die Leute wohl denken? Irgendwie so was. Und - - also ich hab dann vielleicht irgendwas dazu gedichtet und - aber ich fand's halt trotzdem doof irgendwie.« (eN 2/20-2/28)*

Diese Begebenheit schildert Montaine relativ detailliert. Veränderungen der Stimmlage, kurze, hochnarrative Sequenzen, wiederholte minimale Sprechpausen und sich wiederholende starke Betonungen könnten als Hinweis auf eine noch heute vorhandene emotionale Nähe zum Vorfall gelesen werden.⁵⁸ Als Freundin wird eine vertraute Person bezeichnet, von der nicht unbedingt negative oder verletzende Bemerkungen zu erwarten sind. Umso gravierender ist es für Montaines gefühlsmäßiges Erleben, dass gerade dieses Mädchen ihr ‚nichtstandarddeutsches Aussehen‘ zum Anlass nimmt, sie mit hämischen Worten öffentlich vorzuführen.⁵⁹ Das Zitat bietet Anhaltspunkte, dass die Biographin nach dieser Situation versucht hat, mit der Mutter über das Vorgefallene zu sprechen. Frau Habermann scheint jedoch dazu zu neigen, das Erlebnis der Tochter nicht ernst zu nehmen. Eventuell hat sie Montaine gegenüber sogar geäußert, die Worte der Freundin wären »als Spaß gesagt« worden und unterstellt ihr unter Umständen auch »vielleicht irgendwas dazu gedichtet« zu haben. Beide Situationsbewertungen teilt die Informantin nicht, darauf deuten ihre beiden eher zurückhaltend wirkenden Anmerkungen hin »ich fand's halt trotzdem irgendwie blöd« und »aber ich fand's halt trotzdem doof irgendwie.«.

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass die Biographin aufgrund ihrer phänotypischen Erscheinung Rassismuserfahrungen ausgesetzt ist. Darüber hinaus wird sie auch mit Fremdheitserfahrungen konfrontiert. In beiden Bereichen kann das Diktum von Mecheril an dieser Stelle angeführt werden: Wer in Deutschland „von der Konstruktion der Deutschen abweicht“ (Mecheril, 2003b: 66), mithin als Ausländer bzw. Ausländerin identifiziert wird,

⁵⁸ Die massive rassistische Diskriminierung erfolgt in einem individuellen Vermittlungskontext, ihre Vermittlungsweise ist kommunikativ und der Erfahrungsmodus persönlich.

⁵⁹ Eske Wollrad (2011: 379) zufolge lernen Kinder früh, „dass das Äußerliche mit Bedeutung aufgeladen ist, und sie eignen sich die Sprache und Codes rassistischer Logiken und Wertungen an, indem sie lernen, vermeintliche ›Hautfarben‹ sowie kulturelle Unterschiede zu sehen.“

sieht sich unter Umständen mit der Botschaft der Nicht-Zugehörigkeit zum hiesigen national-kulturellen Kontext konfrontiert.⁶⁰ Montaine Habermann, die über eine deutsche Staatsbürgerschaft sowie Sozialisation verfügt, ist immer wieder Interaktionserfahrungen ausgesetzt, die ihr verdeutlichen, dass sie im Grunde eine fremde, nicht zugehörige Person ist. Auffälligkeiten, wie z. B. ein ausländisches Aussehen oder ein dementsprechend klingender Name, bezeichnet Santina Battaglia mit dem Terminus Salienz (vgl. Battaglia, 2000: 184). Individuen, die über saliente Attribute verfügen, werden anders wahrgenommen, angesprochen und kategorisiert als Angehörige der Mehrheitsgesellschaft. In „Kennenlernsituationen“ (ebd.: 186) können sie folglich von Salienerfahrungen⁶¹ betroffen sein. Nach der Beantwortung einiger Fragen zu Themen wie Beruf, Familie, Interessen findet bei Autochthonen in der Regel zügig ein Rollenwechsel zwischen Fragendem und Antwortendem statt. Dagegen müssen sich Allochthone in Erstkontakten vorrangig Fragen und Kommentaren stellen, die sich auf ihre irritierende (vermeintliche) ausländische Herkunft beziehen. Ein Sprecherwechsel findet häufig erst dann statt, wenn der Befragte seine ‚Fremdheit‘ angemessen erläutert hat (vgl. ebd.: 187). Ohne Intervention der Interviewerin berichtet auch Montaine Habermann von Interaktionserfahrungen, in denen ihr salientes Merkmal ‚ausländisches Aussehen‘ eine zentrale Rolle spielte. Ältere Personen tendieren in Erstkontakten dazu, sie als Nicht-Deutsche wahrzunehmen und reagieren infolgedessen erstaunt auf ihre guten Deutschkenntnisse:

»Und - ähm ach es gibt ja immer mal so so einzelne Leute die dann irgendwie so das merkt man schon so ältere gerne. (Stimme hoch, affektiert) Ach Sie sprechen aber gut Deutsch (knurrt anschließend drei Sekunden ärgerlich vor sich hin mrrrrrr). Also da sag ich dann da sag ich dann nur noch ganz patzig ja ich bin ja auch Deutsche Sie sprechen ja auch gut Deutsch - so.« (eN 1/21-1/24)*

Die von der Erzählerin verwendeten Worte »so ältere gerne« deuten an, dass Angehörige dieser sozialen Gruppe aus ihrer Sicht unzeitgemäße Ansichten pflegen. Für diese Generation ist es schwer vorstellbar, dass ein ausländisches Aussehen und gute Deutschkenntnisse vereinbar sind. Sowohl Montaines Artikulation bei der Nachahmung der Äußerung als auch

⁶⁰ Mecheril spricht in diesem Zusammenhang auch von negativer Zugehörigkeitserfahrung. Darunter versteht er „eine Verhältnissetzung des Individuums zu sozialen oder symbolischen Kontexten, die aus der Erfahrung besteht, von anderen Personen oder von sich selbst nicht als einem bestimmten Kontext zugehörig erkannt bzw. anerkannt zu werden“ (Mecheril, 2000: 242).

⁶¹ Eine Salienerfahrung entsteht in einer Interaktionssituation. Eine Person betont ein gewisses Merkmal, z. B. das ausländische Aussehen, das von ihr als Differenz zum gesellschaftlich Gewohnten wahrgenommen wird; das derartig angesprochene und als ‚anders‘ kategorisierte Individuum macht eine Salienerfahrung. In der Folge kann beispielsweise das Gefühl entstehen, im Grunde nicht hierher, nach Deutschland, sondern woanders hinzugehören (vgl. Battaglia, 2000: 183ff.).

ihr parasprachliches Kommunikationselement des verärgerten Knurrens zeigen an, dass sie die Ansprache Älterer nicht als Lob, sondern als Angriff auf ihre Person versteht. Die zunächst eindeutig positiv erscheinende, auf den ersten Blick nicht als Ausgrenzungsbotschaft zu erkennende Feststellung »Ach Sie sprechen aber gut Deutsch« kehrt sich in ihr Gegenteil um, vermittelt sie der Informantin doch mehr oder weniger direkt zwei prekäre Nachrichten: zum einen die der Nicht-Zugehörigkeit in dem Sinn, dass optisch Fremde – auch wenn sie gut deutsch sprechen – im Grunde in ein anderes Land gehören. Zum anderen transportiert die Bewertung der autochthonen Interaktionsgegenüber den Hinweis, dass allein sie bestimmen dürfen, wer Deutschland zugehörig ist und wer nicht. Auf die Salienzerfahrung reagiert die Biographin nicht so, wie ihre Gesprächspartner es erwarten. Sie weigert sich, „die kognitiven Dissonanzen, die sich im Kopf ihres Gegenübers gebildet haben“ (ebd.: 187), zu reduzieren, indem sie persönliche Details ihrer Biographie darlegt und erklärt, als Kleinkind aus Indien adoptiert worden zu sein.⁶² Stattdessen kontert die Erzählerin, indem sie ihre deutsche Staatszugehörigkeit betont (»ich bin ja auch Deutsche«) und die Äußerung zudem mit der parallelen Transaktion beantwortet: »Sie sprechen ja auch gut Deutsch«. ⁶³ Nachfolgend stellt sie ihren gegenwärtigen Umgang mit entsprechenden Fremdheitserfahrungen⁶⁴ als Ergebnis eines biographischen Lernprozesses dar. Zuvor hat sie auf derartige Erlebnisse zurückhalten freundlich geantwortet: »ja sprech ich ja auch« (eN 1/25-1/26). Sie erfährt jedoch zum einen, dass sie wiederholt identischen Worten ausgesetzt ist und zum anderen, dass auch andere Menschen in ihrem nahen sozialen Umfeld »die gleichen Sprüche an' Kopf

⁶² „Die Erfahrung, regelmäßig ausgefragt und zu Erklärungen aufgefordert zu werden, bedeutet, mit einem ständig lauerten Einbruch in die Intimsphäre zu leben. Was auf der einen Seite als harmlos und als natürliches Interesse am Mitmenschen erscheint, bedeutet auf der anderen, sich in wenig intimen Situationen und Beziehungen auf eine unangemessene und unerwiderte Weise entblößen zu sollen“ (Battaglia, 2000: 198).

⁶³ Eine weitere Salienzerfahrung macht Montaine Habermann im Schwimmbad, als sie einer älteren Dame beim Anlegen des Armbandes behilflich ist. Auch sie spricht die Erzählerin auf ihre fließenden deutschen Sprachkenntnisse an.

⁶⁴ Die von Mecheril (2003b) in Bezug auf Rassismuserfahrungen vorgenommene differenzierte Betrachtung (s. auch Tabelle 1, Kapitel 2 „Rassismus“) ist – in leicht modifizierter Form – auf Fremdheitserfahrungen übertragbar. Während die drei Ebenen Vermittlungskontext, Vermittlungsweise und Erfahrungsmodus analog auf Fremdheitserfahrungen angewendet werden können, soll die Ausprägungsart differenziert betrachtet werden. Als massive Dimension von Fremdheitserfahrungen verstehe ich z. B. hartnäckige und wiederkehrende Herkunfts- und Nationalitätsdialoge (zu den Begriffen Herkunfts- und Nationalitätsdialog vgl. Battaglia, 2000: 188ff.); als subtile Dimension kann beispielsweise das vermeintliche Lob verstanden werden, als ‚Ausländer‘ über gute deutsche Sprachkenntnisse zu verfügen. In Bezug auf Montaine Habermann können die von ihr angesprochenen Fremdheitserfahrungen den Ebenen und Dimensionen wie folgt zugeordnet werden: Ihre Ausprägungsart ist (vor dem Hintergrund des vorgeblichen Lobes ihrer deutschen Sprachkenntnisse) als subtil zu bezeichnen, der Vermittlungskontext erfolgt individuell, die Vermittlungsweise kommunikativ und der Erfahrungsmodus ist persönlich.

kriegen«⁶⁵ (eN 1/27-1/28). Beide Wahrnehmungen haben ihren selbstreflexiven Umgang und ihre Selbstsicherheit gefördert, denn heute wird sie »auf jeden Fall dann auch Kontra geben« (eN 1/28).

Die Grenzen zwischen Erfahrungen von Rassismus und Fremdheit können nicht immer eindeutig erschlossen werden, wie auch die folgende Erzählpassage verdeutlicht. Kondensiert berichtet Montaine Habermann von zahlreichen Reisen, die sie – beginnend mit ihrem elften Lebensjahr – gemeinsam mit der Mutter ab 1990, »also sobald die Grenze auf war« (eN 2/1), in die ehemalige DDR unternommen hat. Bewohner, von ihr nur mit »die« (eN 2/2) bezeichnet, werfen ihr offenbar wenig freundliche Blicke zu.⁶⁶ Ihren Ärger über das Erlebte drückt sie parasprachlich wiederum mit einem Knurren aus. Die Biographin ist bemüht, ihre Erfahrungen in Worte zu kleiden: »die haben mich angeguckt als ob ich irgend son son son ET wäre oder so wirklich so (kurzes knurrendes mh)« (eN 2/2-2/3)⁶⁷. ET erscheint im Science-Fiction-Film zwar als hässliches, aber durchaus sympathisches Wesen, aus diesem Grund ist die Informantin mit ihrem Beispiel offenbar unzufrieden, darauf deuten die Wortwiederholungen »son son son« hin. Eine andere, möglicherweise furchteinflößende fiktive Figur fällt ihr jedoch nicht ein, und so fügt sie ein relativierendes »oder so« an. Die mimische Körpersprache empfindet die Biographin als belastend; sie nimmt sie wahr, verfügt aber noch über keine Handlungskompetenz, ihr zu begegnen:

»ich war in dem Alter noch nicht so weit dass ich da jetzt irgendwie irgendwas gegen tue. Und meine Mutter die is da so die tut so als ob sie nichts mitkriegt also die stellt sich dann - stellt sich dann dumm - so also nich nich um um mich zu ärgern oder so sondern - ähm - - - ja das - brauch man nich beachten eigentlich wenn jemand schon so so so reagiert. Und - (Stimme wird leiser) also - hm - Also man soll sich da nichts draus machen - so - würde sie sagen.« (eN 2/3-2/8)*

Die ersten Sätze des Zitats legen nahe, dass die Informantin heute auch im Bereich der nichtsprachlichen Kommunikation über ein Repertoire an angemessenen Gegenreaktionen verfügt, mithin hat ersichtlich auch hier ein Lernprozess stattgefunden. Montaines Mutter hingegen wirkt desinteressiert und hilflos; sie hat sich sowohl vor als auch nach der Adoption nicht mit den Realitäten von Rassismus- und Fremdheitserfahrungen in Deutschland befasst, und so ist sie nicht in der Lage, ihre Tochter angemessen zu unterstützen. Zudem ist denkbar,

⁶⁵ Möglicherweise meint die Informantin damit diejenigen indischen Adoptierten, die ebenfalls durch Frau Zauners Vermittlung nach Deutschland gekommen sind; mit ihnen hat sie über lange Jahre in engem Kontakt gestanden.

⁶⁶ Die nonverbalen mimischen Reaktionen lassen sich als subtil bezeichnen, sie erfolgen individuell, ihre Vermittlungsweise ist kommunikativ und der Erfahrungsmodus persönlich.

⁶⁷ Gemeint ist ET aus dem Film „ET – Der Außerirdische“ (USA, 1982).

dass sie auch im Zusammenhang mit beiden Erfahrungen dazu neigt, dem Konzept des eigenen Kindes zu folgen. Pointiert ließe sich formulieren, dass ein eigenes Kind nicht »farbig« sein kann und Personen, die dieses vermeintliche Anderssein – in welcher Form auch immer – markieren, folglich keine Beachtung verdienen. Augenscheinlich hat die Biographin versucht, mit der Mutter über entsprechende Erlebnisse zu kommunizieren. Mit ihren beschwichtigenden Worten verkennt Frau Habermann jedoch die psychischen Bedürfnisse und die Not der Tochter. Sie verweigert ihr Unterstützung, Halt und Geborgenheit sowie die Möglichkeit, Rassismus- und Fremdheitserfahrungen anzusprechen, Gegenstrategien zu erörtern und zu erproben.

Zum Abschluss des externen Nachfrageteils wird erkennbar, dass Montaines Freund Ramin Safaie über persönliche und soziale Kompetenzen verfügt, die denen der Mutter diametral entgegengesetzt sind. Auf meine Frage, ob sie im Zusammenhang mit Diskriminierungserfahrungen bedrohliche Situationen erlebt hätte, wendet sie sich an Ramin, der sich für kurze Zeit in unserer Nähe aufhält. Die Informantin erkundigt sich, ob sie ihm von Problemen mit Rechtsradikalismus berichtet hätte. Auf seinen Hinweis reagiert sie mit einer kondensierten Erzählung über ein Erlebnis, das auf der nonverbalen Ebene angesiedelt war; ihm wohnte jedoch keine Gefahr inne, und es schien Montaine Habermann auch nicht nachhaltig emotional verletzt zu haben. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang vielmehr die Tatsache, dass sie ihren Freund – wenn auch kurz – kommunikativ in das Interview eingebunden hat. Damit positioniert die Biographin ihn als Person, die – im Gegensatz zur Adoptivmutter – über Wärme, Empathie, Zuhörfähigkeit und Verständnis verfügt. Montaine und Ramin scheinen sich auch mit dem Themenfeld Rassismus und Fremdheit zu beschäftigen, eine Gemeinsamkeit, die Montaine bei der Mutter vermisst hat.

»dass den Kindern aus der Armut geholfen wird«: Zur Auslandsadoption

Im vorangegangenen Interpretationsabschnitt hat Montaine Habermann berichtet, dass vor allem ältere Personen sie auf ihre guten Deutschkenntnisse ansprechen würden. Bevor ich der Informantin die externen Nachfragen (eN) stellte, erkundigte ich mich nach ihrer Erklärung für das Verhalten dieser Generationsangehörigen. Aus Sicht der Informantin ist dieser Personenkreis »neugierig« (eN 1/3),⁶⁸ aber selbst bei Offenlegung ihres Adoptivstatus und ihrer deutschen Staatsangehörigkeit wäre er nicht bereit, das statisch-traditionelle Denkmuster von „hier ›Einheimischen‹, dort ›Anderen‹“ (Beck-Gernsheim, 2004: 15) zu überdenken

⁶⁸ Die Antworten der Erzählerin habe ich dem Themenkreis des externen Nachfrageteils (eN) zugeordnet.

und zu verwerfen. Die Biographin sieht nicht wie eine Deutsche aus und bliebe – ungeachtet persönlicher Ehrlichkeit – für ihre Interaktionspartner eine »Ausländerin« (eN 1/5), »also das würden se trotzdem noch sagen« (eN 1/6). Meine spontane Nachfrage nach ihrem eigenen Zugehörigkeitsgefühl beantwortet die Biographin in einem entschiedenen Sprachduktus mit einer eindeutigen Verbundenheit: »Ich fühl mich als Deutsche« (eN 1/6-1/7). Ohne Unterbrechung durch die Interviewerin fährt die Erzählerin fort und legt dar, warum ihr nur eine einwertige Verortung möglich ist:

»Ich kann ja nich sagen dass ich mich als Inderin fühle. Ich hab ja überhaupt gar keinen Bezug dazu. Ich kann die Sprache nich und ich bin halt ich bin zwar dort geboren aber ich bin hier aufgewachsen. Ich bin hier in jede Schule gegangen und ich hab hier meine Familie Freunde und alles ich war ja noch nie dort außer halt bei der Geburt und also die kurze Zeit danach und - ich hab ja gar keine Ahnung dort von von von - von gar nichts eigentlich - also weder die Gesetze noch irgendwas Alltag« (eN 1/7-1/12)

Montaine Habermanns Enkulturation hat in Deutschland stattgefunden. Dem von der Mutter geforderten monokulturellen und monolingualen Aufwachsen stemmt sich die Biographin partiell durchaus entgegen. Möglicherweise inspiriert durch den offenen und wissbegierigen Blick, den die ihr bekannten Adoptivfamilien auf Indien werfen, zeigt sie in ihrer Jugendzeit Interesse für das Geburtsland. Auf entsprechende Bücher der Mutter zurückgreifend, versucht sie, initiativ und autodidaktisch einen Zugang zu dem Land zu finden. Ihre Mutter hat jedoch bereits die Herkunftssuche massiv unterbunden (»da hat sie ja schon abgeblockt«; eN 1/27), und auch Montaines Annäherung an das Geburtsland stößt nicht auf mütterliche Resonanz. In der Folge resigniert die Informantin, und ihr Interesse erlischt binnen Kurzem. Die 18 Monate, die sie nach ihrer Geburt in Indien lebte, sind, so führt sie aus, für eine kulturelle Prägung zu unbedeutend gewesen, als dass sie einzelne Elemente hätte verinnerlichen können.

Zum wiederholten Mal charakterisiert die Informantin ihre Mutter als eine Person, die sich der Auslandsadoption weitgehend verschließt. Montaines Fragen nach ihrer Herkunft ist Frau Habermann frühzeitig und entschieden mit den Worten begegnet »dass ich froh sein kann so wie's is dass es so gekommen is also dass ich ähm - alles andere eigentlich nich interessant is« (eN 1/16-1/17). Frau Habermann beantwortet die Fragen der Tochter nicht, verweigert konkrete Auskünfte und vermittelt ihrer Tochter stattdessen, mit einem leichten Ton des Vorwurfs, im Grunde dankbar sein zu müssen, dass die Mutter sie aus einem Entwicklungsland gerettet hat.

Auf meine Frage nach ihrer Einschätzung von Auslandsadoptionen verweist die Biographin zunächst – auf persönliche Erfahrungen der Mutter zurückgreifend – darauf, dass der Wunsch, eine Adoption aus dem Ausland durchzuführen, Geduld und Beharrlichkeit erfordert: »es dauert es dauert halt lange also es is nichts für jemanden der auf Biegen und Brechen sofort ein Kind möchte. Man muss halt Geduld haben« (eN 2/8-2/9). Adoptionen aus dem Ausland steht die Informantin nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber. Insbesondere für ihre Mutter, die »noch nie einen mit einem Mann zusammengelebt hat und das auch nie für sie infrage kam und sie aber trotzdem nen Kind haben wollte« (eN 2/30-2/34), stellte die Adoption eine Alternative zum Leben ohne Kind dar. Allerdings sieht die Informantin in der Nicht-Leiblichkeit von adoptierten Kindern ein Problem, und so stellt diese Form der Familiengründung für sie als biologische Mutter (»dadurch dass ich ja nun eins kriegen konnte«; eN 2/34) keine Option dar:

»ich glaube ich würde es selbst nich machen - ähm aber ich find's gut wenn's andere machen weil ich also ich bin da so der Meinung ich möchte halt mein eigenes Fleisch und Blut haben (lacht kurz)« (eN 2/12-2/15)*

Meine Nachfrage, welche positiven Aspekte sie mit einer Auslandsadoption verbindet, beantwortet die Informantin zunächst mit dem Hinweis auf Filme, die sie über notleidende Kinder in Entwicklungsländern gesehen hat. Die Bilder erzeugen Mitleid und rufen bei ihr Rettungsfantasien hervor, die in ihrer alltagsweltlichen Wahrnehmungs- und Deutungspraxis⁶⁹ an Ausrichtungen der Mutter erinnern. Mit einer Auslandsadoption, so argumentiert die Erzählerin, könne diesen Kindern »aus der Armut geholfen« (eN 2/37-2/38) werden. Hier bei »uns« (eN 2/43) – die Informantin positioniert sich wiederum eindeutig als zugehörig – hat ein adoptiertes Kind »so viele Chancen« (eN 2/42) und »so viele Möglichkeiten die es da überhaupt nicht hat« (eN 2/42-2/43). Das hier propagierte Deutungsmuster Auslandsadoption wirkt irritierend, steht es doch im Widerspruch zu Montaines lebensgeschichtlicher Erfahrungsaufschichtung, die sich gerade durch prekäre Entwicklungslinien im privaten und schulisch-beruflichen Bereich auszeichnen. Bei dem Versuch, eine Erklärung für das Auseinanderklaffen zu finden, bieten sich folgende Lesarten an. Denkbar wäre zum einen, dass die Erzählerin sich an dieser Stelle an Aussagen der Mutter orientiert, allerdings ohne dabei ihre eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen reflexiv einzubeziehen. Zum anderen könnte ihr

⁶⁹ Alheit zufolge ist die alltagsweltliche Deutungspraxis „noch vergleichsweise nah an den konkreten Handlungsorientierungen der Individuen. Es geht um ›Alltagstheorien‹, um klassen- und schichtspezifische Orientierungen, um Deutungsmuster, die von subkulturellen und milieuspezifischen Erfahrungen geprägt sind“ (Alheit, 1989: 142).

Hinweis auf die mit einer Auslandsadoption für das betreffende Kind verbundenen Chancen auch als Akzentuierung ihrer momentanen Situation verstanden werden: Nach Überwindung schwieriger Lebensphasen ist sie heute privat und beruflich in der Lage, die bei »uns«, in Deutschland gebotenen Möglichkeiten zu nutzen.

8.3 Resümierende Betrachtung des Einzelfalls

Die selbst gestaltete Haupterzählung Montaine Habermanns orientiert sich weitgehend an der biographischen Chronologie. Bemerkenswert ist, dass die Stegreiferzählung der Informantin von viel Bewegung gekennzeichnet ist: Mehrere Erzählstränge überlagern sich, Erzähllinien werden abgebrochen und später wieder angehängt, zudem nimmt die Biographin häufiger erzählerische Selbstkorrekturen vor. Die genannten Aspekte deuten darauf hin, dass die Biographie der Informantin sehr komplex ist und die Einordnung lebensgeschichtlicher Abläufe teilweise offenbar noch nicht geklärt ist. Als Haltungen, die Montaine Habermann gegenüber ihren lebensgeschichtlichen Erlebnissen einnimmt, können, um auf die Begrifflichkeiten von Schütze (1984) zurückzugreifen, das institutionelle Ablaufmuster, die Verlaufskurve, handlungsschematische Orientierungen und Wandlungsprozess benannt werden.

Eine bedeutsame Position nimmt in der Stegreiferzählung die Mutter-Tochter-Beziehung ein, wobei auffällt, dass die Erzählerin nur die problematischen Seiten beleuchtet. Die Mutter wird als eine wenig einfühlsame, dominante Frau charakterisiert, deren Verhalten und Handeln bei Montaine bereits in der Kindheit starke Autonomiebestrebungen hervorrufen, die sich in Form von Wut und Aggressionen zeigen. Die Haupterzählung erweckt stark den Eindruck, dass ein problemfreies, beide Parteien bereicherndes familiäres Zusammenleben nicht stattfand. Erst gegen Ende der Stegreiferzählung – die Biographin berichtet über die Phase des Kennenlernens von Ramin – müssen, um die Plausibilität der Erzählung zu gewährleisten, Lücken in der Erzähllinie geschlossen werden. Wie bereits erwähnt, berichtet Montaine Habermann in einer Hintergrundkonstruktion über gemeinsame Reisen mit der Mutter. Die Darstellung erfolgt freilich kondensiert und in einer wertneutralen Form, mit anderen Worten, es gibt keinen Hinweis auf die emotionale Qualität der Reisen.

An dieser Stelle soll der Frage nachgegangen werden, warum die Informantin in Bezug auf ihre Beziehung zur Mutter nur die belastenden Themen aufgreift. Offensichtlich ist die Gesamtgestalt ihrer Lebensgeschichte nicht als eine „eher heiter-unterhaltsame“ (Schütze, 1984: 103) angelegt, in der auch gemeinsam erlebte, die Mutter-Kind-Beziehung stärkende Aktivitäten (beispielsweise Familienfeiern, der Besuch von kulturellen Veranstaltungen oder

eben das Reisen) Platz finden. Stattdessen bietet Montaine Habermann ihre lebensgeschichtliche Gesamtgestalt in einer Form an, in der vielfach „tragische Momente“ (ebd.) vorliegen. Als Einstieg in ihre lebensgeschichtliche Erzählung wählt sie zwei prekäre ‚Schöpfungsgeschichten‘: die Verstoßung durch die Herkunftsfamilie und das von der Mutter vertretene Handlungskonzept des eigenen Kindes. Bereits diese Akzentuierung gibt einen entscheidenden Hinweis auf die von ihr gewählte Gesamtgestalt. Von Montaine in früher Kindheit nicht beeinflussbar, entfalten die desolaten Hintergrundereignisse ihre Wirkung und prägen, wie die Analyse des Interviews zeigen konnte, das Leben und Handeln der Biographin nachhaltig. Erst am Ende ihrer Stegreiferzählung erfährt die Gesamtgestalt eine Änderung; nach dem Kennenlernen von Ramin und dem Beziehungsaufbau wendet sich ihre zuvor durchaus dramatische Lebensgeschichte zum Guten.

Bei der Rekonstruktion ihrer Lebensgeschichte favorisiert die Erzählerin das Gestaltungsprinzip ‚Eingebundensein in soziale Beziehungen‘. Dabei stehen sich im Wesentlichen zwei soziale Bezugssysteme gegenüber: auf der einen Seite die dominante Mutter und auf der anderen Seite, als Antagonist, die Gruppe der Gleichaltrigen, die ihr Anerkennung und vor allem ausreichenden Freiraum gewährt.

Im Anschluss an die vorangegangenen Ausführungen soll das Thema *Auslandsadoption* beleuchtet werden. Die Vorbereitung Frau Habermanns auf die Adoption erscheint für einen späteren Erfolg dieser strukturell besonderen Form der Familiengründung auf den ersten Blick konstruktiv. Sie informiert sich über Probleme der Dritten Welt, ausdrücklich auch über diejenigen Indiens und die dortige Benachteiligung von Mädchen, zudem unterstützt sie Kinderhilfsprojekte finanziell. Diesem Engagement steht freilich ihr zentrales Adoptionsmotiv kontraproduktiv gegenüber: Sie will ein »*ein eigenes Kind haben*«. Ihre Vorstellung von Familie ist in erheblichem Ausmaß gekoppelt an die Minimierung adoptionsrelevanter Aspekte und lässt sich – bezogen auf den Umgang gegenüber sich selbst und Montaine – in Anlehnung an Hoffmann-Riem als Versuch kennzeichnen, der „Praxis des geschlossenen Bewußtheitskontexts“ (Hoffmann-Riem, 1989: 217) möglichst nahe zu kommen. Mit dieser Praxis ist die Idee verbunden, eine natürliche Familie zu sein, die in diesem Fall nur aus Mutter und Tochter besteht. Strategisch setzt Frau Habermann ihre Vorstellung bereits nach der Ankunft ihrer Tochter durch: Sie ändert ihren Vornamen in Montaine um und verlegt den Geburtstag der Tochter derart, dass er mit ihrer Familiengründung korrespondiert. Auch das weitere Aufwachsen der Informantin ist durch erhebliche Anstrengungen der Mutter gekennzeichnet, dem Konzept des eigenen Kindes zu folgen und damit auch einer eventuellen „Ri-

valität durch die doppelte Elternschaft“ (Funcke/Hildenbrand, 2009: 140) vorzubeugen.⁷⁰ So kritisiert Frau Habermann die ihr unbekannt biologische Herkunftsfamilie, indem sie ihr verantwortungsloses Handeln vorwirft und die innere Einstellung der Tochter mit dem Hinweis zu beeinflussen sucht »*sei doch froh dass de hier bist*«. Montaines Bitten um intensivere Aufklärung über ihre Ursprungsfamilie wehrt die Mutter ab, und sie ist auch nicht bereit, den biographischen Handlungsplan ‚Suche‘ zu unterstützen.

Reaktionen der Erzählerin auf die von der Mutter gewählte Strategien des ‚Abwehrens‘ bzw. ‚Ignorierens‘ sind mehrfach feststellbar: Montaine verurteilt Handeln und innere Einstellungen der Mutter, die sie als ersichtlich unangemessen für den Umgang mit der doppelten Elternschaft ansieht. Dem von der Informantin in der Adoleszenz verfolgten Handlungsplan ‚Herkunftssuche‘ liegt – folgt man den Überlegungen von Hoksbergen (2006) und Lifton (1982) – das für Adoptierte natürliche Interesse zugrunde, mehr über die genealogische Abstammung zu erfahren; daneben könnte die Herkunftssuche jedoch auch als Antwort auf das boykottierende mütterliche Vorgehen gelesen werden. Die Informantin findet bei der Mutter nicht die Anerkennung, Geborgenheit und Unterstützung, die sie sich ersehnt hat. Halt sucht sie daher bereits ab einem frühen Zeitpunkt immer wieder in anderen, außerfamilialen Kontexten. Mit dem Einstieg in das Wohnprojekt verstärkt sie ungewollt und unverschuldet den verlaufskurvenförmigen Charakter ihrer Biographie. Bereits zuvor haben sich tendenziell Probleme bei der Bewältigung ihres Lebens gezeigt, in dem Wohnprojekt ist sie nun Einflüssen ausgesetzt, die ihr instabiles Verhalten maßgeblich verstärken. Montaines adoleszenter Drogenkonsum kann mit einem multifaktoriellen Ansatz erklärt werden. Dazu gehört einerseits ein jugendtypisches Experimentier- und Risikoverhalten und andererseits der Wunsch nach Anerkennung innerhalb der Peergroup. Nicht zuletzt dürfte ihr Drogenkonsum jedoch auch psychischen und sozialen Konflikten geschuldet sein, die über lange Jahre im Beziehungsfeld Familie aufgetreten sind. Die biographische Selbstdarstellung der Informantin zeigt, dass sie dem Drogenkonsum als einer problematischen Form der Lebensbewältigung aus heutiger Perspektive eher kritisch gegenübersteht. Montaines entwicklungsbedingter Wandel der Lebensrealität – dazu zählen die Berufswahl, der Beziehungsaufbau mit Ramin und die Schwangerschaft – haben zu einer sukzessiven Reduzierung und schließlich zu einem vollständigen Verzicht auf illegale und legale Drogen geführt. Mit diesem ‚biographischen Fortschritt‘ (vgl. Dausien, 1996: 396) präsentiert die Erzählerin sich als eine

⁷⁰ Diese Lesart ist nicht von der Hand zu weisen. So betonte die Informantin, die Mutter habe befürchtet, ihre Tochter würde nach dem Auffinden der Ursprungsfamilie bei dieser bleiben (vgl. dazu den Interpretationsabschnitt »*sei doch froh dass de hier bist*«: *Zur Herkunftssuche*“).

Biographische Fallstudie II: Montaine Habermann
(Minimierungs-Typus)

Person, die einen schwierigen Lernprozess durchlaufen und sich dabei entwickelt bzw. verändert hat.

Im Anschluss sollen die *Rassismus- und Fremdheitserfahrungen* meiner Interviewpartnerin betrachtet werden. Die Ebenen und Dimensionen ihrer entsprechenden Erlebnisse sind in ihrer Ausprägungsart sowohl massiv als auch subtil, der Vermittlungskontext erfolgt jeweils individuell, die Vermittlungsweise kommunikativ. Der Erfahrungsmodus ist in der Mehrzahl der Fälle als persönlich zu kennzeichnen, zweimal auch als identifikativ. Tabellarisch können die Ebenen und Dimensionen wie folgt dargestellt werden:

Tabelle 4:

Rassismus- und Fremdheitserfahrungen (RE + FE): Ebenen, Dimensionen und Belegstellen; eigene Zusammenstellung in Anlehnung an Mecheril (2003b).

Ebenen	Dimensionen	Belegstellen
• Ausprägungsart	• massiv • subtil	eN: 1/4-1/9; (RE); 2/20-2/28 (RE) eN: 1/41-1/43 (RE); 1/21-1/24 (FE); 2/2-2/3 (RE oder FE)
• Vermittlungskontext	• individuell	eN: 1/4-1/9 (RE); 2/20-2/28 (RE); 1/41-1/43 (RE); 1/21-1/24 (FE); 2/2-2/3 (RE oder FE);
• Vermittlungsweise	• kommunikativ	eN: 1/4-1/9 (RE); 2/20-2/28 (RE); 1/41-1/43 (RE); 1/21-1/24 (FE); 2/2-2/3 (RE oder FE)
• Erfahrungsmodus	• persönlich • identifikativ	eN: 1/4-1/9 (RE); 2/20-2/28 (RE); 1/41-1/43 (RE); 1/21-1/24 (FE); 2/2-2/3 (RE oder FE); eN: 1/4-1/9 (RE; Freundin); 1/41 (RE; Mitschüler); 1/27-1/28 (FE; nahestehende Personen)

Frau Habermanns Reaktionen auf Rassismus- und Fremdheitserfahrungen der Tochter sind in ihrer abwehrenden Haltung nicht als empathisch und unterstützend zu bezeichnen. Die Nöte und Sorgen ihrer Tochter verkennend, ist sie nicht in der Lage, Montaine im Umgang mit ihnen angemessen und dauerhaft zu unterstützen und zu stärken; stattdessen empfiehlt sie ihrer Tochter offenbar, entsprechende Erlebnisse zu ignorieren. Die Erzählungen der Informantin verdeutlichen einen eigenständigen, ohne mütterliche Unterstützung verlaufenden Lernprozess im Umgang mit beiden Erfahrungen. Hat sie in ihrer Kindheit und Jugend

noch vorrangig defensiv auf entsprechende Erlebnisse reagiert, so verfügt sie als Erwachsene über ein Bündel an offensiven, situationsangemessenen Verteidigungsstrategien.

Im Interpretationsabschnitt „*»Kanaken und so was«: Rassismuserfahrungen*“ wurde darauf hingewiesen, dass die Informantin in ihrer Stegreiferzählung rassistische Diskriminierungen dethematisiert. In einer ersten Annäherung an dieses Phänomen wurden hypothetischen Überlegungen formuliert; sie umfassten die folgenden Aspekte: Erzählprioritäten, das Ausmaß der Erfahrungen und ihre Bewertungen, die Verweigerungshaltung der Mutter sowie die (Un-)Möglichkeit, entsprechende Erfahrungen biographisch einordnen zu können. Die Ausführungen der Erzählerin zu Erfahrungen von Rassismus lassen folgende Lesarten plausibel erscheinen. Die mütterlichen Vorgaben, entsprechende Äußerungen nicht zu beachten, hat sie bis zu einem gewissen Grad verinnerlicht, sodass sie ihnen nur eine geringe Bedeutung beimisst. Das parasprachliche Kommunikationselement des Knurrens lässt ebenso wie die floskelhafte Anmerkung *»ich fand's halt trotzdem doof irgendwie«* (eN 2/28) erahnen, dass die Erzählerin die Erlebnisse auch im Nachhinein reflexiv noch wenig bearbeitet hat. Unter Berücksichtigung der hier entwickelten Lesarten erscheint die Logik ihrer lebensgeschichtlichen Konstruktion – Dethematisierung von Diskriminierungserfahrungen – nachvollziehbar.

Im Folgenden sollen Überlegungen zur *hybriden kulturellen Identität* in Beziehung gesetzt werden zu den lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtungen der Biographin. Mit ihrem Konzept des eigenen Kindes hat Frau Habermann ihrer Tochter jeglichen kulturellen und sozialen Zugang zu Indien verweigert. In Anbetracht der vorenthaltenen Kenntnis um die „biologischen Wurzeln“ (Klein-Allermann, 1992: 257) und einer nur monokulturell ausgerichteten deutschen Identität ist Montaine – ungeachtet ihrer Bemühungen – im Grunde kraftlos und gehemmt, fundiertes Wissen über Indien zu erschließen und damit ihre monokulturelle Identität in Richtung auf eine bikulturelle in Bewegung zu setzen. Der ‚Anker ihrer Identität‘ (vgl. Beck-Gernsheim, 2004: 32) ruht in der deutschen Kultur und Sprache. In der Phase des externen Nachfrageteils (eN) führt die Erzählerin an, dass sie sich zu einem späteren Zeitpunkt, wenn ihre Tochter älter ist und *»nen bisschen was davon«* (eN 1/50) hat, eine Reise nach Indien vorstellen kann. Denkbar wäre, dass sie den Aufenthalt auch für eine zuvor vermisste Annäherung an den indischen Kulturkreis nutzen könnte. Eine hybride Identität liegt bei Montaine Habermann zur Zeit des Interviews folglich nur in einer potenziellen Form vor, d. h., sie ist in ihrer Anlage als Möglichkeit vorhanden. Über die weitere Gestaltung kann noch keine Aussage getroffen werden.

Nach Ausführungen zur hybriden kulturellen Identität erfolgt eine Zusammenfassung der Überlegungen zur Analysekategorie ‚Differenzumgang‘; berücksichtigt wird dabei die Perspektive der Mutter und auch diejenige der Tochter. Die Existenz der biologischen Eltern wird von Frau Habermann zwar nicht negiert, gleichwohl versucht sie, bezogen auf Montaines Lebensanfang und -fortgang, deren Da-Sein zu minimieren. In diesem Zusammenhang stellt sie der angeblichen moralischen Minderwertigkeit der Herkunftsfamilie ihre eigene altruistische Höherwertigkeit gegen. Das Interview legt zudem nahe, dass Montaines optische, nicht auf den deutschen Kontext verweisende Erscheinung, von der Mutter weitgehend ignoriert wird. Die Rassismus- und Fremdheitserfahrungen, denen die Tochter ausgesetzt ist, nimmt Frau Habermann marginal zwar wahr, entzieht sich ihnen jedoch selbstherrlich und betrachtet sie als zu vernachlässigende Erlebnisse, die keinerlei Beachtung verdienen. Montaine Habermanns eigener Differenzumgang zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: In der Kindheit zeigt sie wenig Interesse an der Ursprungsfamilie. In der Phase der Adoleszenz steigt dieses stark an und führt zu einer zielstrebigem und durchaus fantasievollen Suche. Bemerkenswert ist allerdings, dass die Informantin nach dem ersten gescheiterten Versuch ihren Handlungsplan aufgibt – möglicherweise indirekt beeinflusst von dem abwehrenden Verhalten der Mutter. Auf ihre phänotypische Andersheit bezieht die Biographin sich bewusst nur an einer Stelle ihrer lebensgeschichtlichen Darstellung mit dem Hinweis »farbig« zu sein. Erzählsequenzen, in denen sie ihr Farbigsein anspricht, liegen nicht vor. Ihr Schweigen kann entweder gedeutet werden als ‚Nicht-aussprechen-Wollen‘ oder, angesichts der mütterlichen Vorgaben, als ‚Nicht-aussprechen-Dürfen‘. Den Abschluss des vorliegenden Abschnitts bildet eine komprimierte Betrachtung des externen Nachfrageteils. Auslandsadoptionen steht Montaine Habermann nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber. Diese Form der Familiengründung weist sie denjenigen zu, die im anderen Fall ohne Kinder leben müssten. Positiv bewertet sie die Möglichkeit, mit einer Auslandsadoption Kindern Armut zu ersparen.

»man gehört doch nicht so ganz dazu«¹
Lena Steinmetz

9 Biographische Fallstudie III: Lena Steinmetz (Ambivalenz-Typus)

9.1 Biographisches Porträt

Lena Steinmetz wird 1974 in Bolivien geboren; weder zu ihrer Ursprungsfamilie noch zu dem genauen Tag und Ort ihrer Geburt liegen Angaben vor. Ihre zukünftigen Adoptiveltern, Herr und Frau Steinmetz, sind zu Beginn der 1970er-Jahre mehrere Jahre als Lehrer an einer deutschen Schule in La Paz tätig. Während ihres Bolivienaufenthaltes gelingt es dem unfreiwillig kinderlosen Ehepaar durch die Vermittlung einer Bekannten, das ca. fünf Monate alte Mädchen Ariadna Elizabeth aufzunehmen; von den Adoptiveltern erhält es den Vornamen Lena. Ungefähr zwei Jahre später vergrößert sich die Familie um ein weiteres bolivianisches Mädchen, dessen leibliche Eltern ebenso wie die Eltern Lenas unbekannt sind. Als die Erzählerin zweieinhalb Jahre alt ist, verlässt die Familie Bolivien und zieht in die norddeutsche [P-Stadt]. In ihrem neuen Wohnumfeld ist der »Ausländeranteil« (1/45) sehr gering. Bei gemeinsamen Unternehmungen mit ihrer ‚weißen‘ Mutter und der Schwester macht die Erzählerin daher bereits früh die Erfahrung, dass sie optisch auffallen und dass ihre familiäre Zusammengehörigkeit infrage gestellt wird. Den Kindergarten besucht die Informantin in [P-Stadt], wo sie anschließend auch zur Grundschule geht. Nach der Grundschulzeit wechselt die Erzählerin auf Veranlassung der Eltern auf ein Gymnasium mit Spanischunterricht; beim Erlernen der Sprache wird sie von der Mutter unterstützt.

Erste Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung und Ablehnung sammelt die Biographin bereits in der Kindheit. So werden sie und ihre Schwester beispielsweise auf einem Spielplatz von anderen Kindern mit den Worten »*shing shang shong*« (2/45) verunglimpft. Die Informantin fühlt sich verletzt, kann jedoch mit ihrer Mutter nicht darüber sprechen. Frau Steinmetz ihrerseits ist bemüht, den Vorfall zu verharmlosen. Der Beschämung ihrer Töchter steht sie hilflos gegenüber. In der Sekundarstufe I ist die Biographin vermehrt von Rassismuserfahrungen betroffen. Mitschüler attackieren sie verbal mit diskriminierenden Äußerungen, die sie nachhaltig treffen und demütigen. Im internen Nachfrageteil berichtet die Erzählerin, dass die Eltern ihr keine Strategien zum Umgang mit entsprechenden Erfahrungen vermittelt hätten.

¹ Zum Zitat aus dem Interview mit Lena Steinmetz vgl. im vorliegenden Kapitel 9 den Interpretationsabschnitt „Ausgrenzungen“.

Herr und Frau Steinmetz haben bereits zur Zeit von Lenas Adoption keine Neigung gezeigt, sich mit der biologischen Abstammung ihrer Tochter zu befassen. Als die Informantin beginnt, sich für ihre Herkunft zu interessieren, zeigt das Ehepaar ebenfalls wenig Bereitschaft, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Den Ausführungen der Biographin zufolge ist das Phänomen Adoption in der Familie Steinmetz mit einem weitreichenden Tabu belegt. Einen offeneren Weg können die Adoptiveltern als ehemalige Entwicklungshelfer hinsichtlich Lenas nationaler und kultureller Herkunft wählen. Als die Erzählerin ca. 16 Jahre alt ist, besuchen sie mit ihr und der Schwester Bolivien. Nach dem Ende der Sekundarstufe I organisiert das Ehepaar für Lena zudem einen mehrmonatigen Aufenthalt in Chile sowie eine anschließende Reise nach Bolivien. Zurück in [P-Stadt] besucht die Informantin wieder das Gymnasium und macht das Abitur; im Anschluss heiratet sie einen Mann aus Nordafrika. Sie absolviert eine dreijährige kaufmännische Ausbildung und arbeitet drei Jahre im erlernten Beruf; in dieser Zeit trennt sie sich von ihrem Ehemann. In den Folgejahren immatrikuliert sie sich in zwei Studiengängen, muss aber feststellen, dass beide Fächer nicht ihren Vorstellungen entsprechen. Nach einer Phase der Umorientierung entschließt die Biographin sich für ein Studium der Gesellschaftswissenschaften.

Der erste gemeinsame Aufenthalt mit ihrer Adoptivfamilie in Bolivien hat der Erzählerin so gut gefallen, dass sie in den folgenden Jahren (zwischen dem 23. und 28. Lebensjahr) noch drei Mal eigenständig in ihr Geburtsland reist. Im Fokus ihrer Aufenthalte steht stets die Suche nach ihrer Herkunftsfamilie (insbesondere nach der leiblichen Mutter). Trotz aller Bemühungen bleibt ihr ein Erfolg verwehrt. Ein Bündel belastender Vorfälle (die vergebliche Suche nach der leiblichen Mutter, die Rassismus- und Fremdheitserfahrungen sowie die Enttäuschung über die Adoptiveltern) führt zu ihrer Entscheidung, ein neunmonatiges Praktikum in einem Straßenkinderprojekt in Brasilien durchzuführen. Zum Zeitpunkt des Interviews ist die Erzählerin erst wenige Monate wieder in Deutschland.

9.2 Interpretation des Interviews²

(Nicht-)Zugehörigkeiten

Lena Steinmetz leitet ihre autobiographische Selbstpräsentation mit ihrer Einführung als Biographieträgerin (,ich‘) und einer Erzählpräambel ein, in der sie den ungewissen Teil ihrer geographischen Herkunft sofort in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt:

»Vielleicht fang ich erst mal so an zu erzählen wo ich überhaupt herkomme. Also ich komme aus Bolivien bin in der Hauptstadt angeblich geborn. Angeblich heißt schon mal dass ich's gar nicht genau weiß.« (1/1-1/3)

Es wird deutlich, dass die Erzählerin ihre Geburt einem Land zuordnen kann. Das Wissen um einen umfassenderen biographischen Rahmen, der ihr als einer Auslandsadoptierten neben der nationalen Verortung auch exakte Angaben über den Geburtsort und ihre Genealogie erlauben würde, ist ihr zu ihrem Bedauern jedoch verwehrt. Die zweimalige Verwendung des Adjektivs ,angeblich‘ verweist auf ihre Skepsis gegenüber der Richtigkeit der Informationen; diese Betonung lässt bereits zu Beginn der Stegreiferzählung erahnen, dass das Thema ,unaufgeklärte Herkunft‘ auch im weiteren Verlauf der Selbstpräsentation eine Rolle spielen wird. Im Folgenden führt die Informantin die Adoptiveltern und ihre Schwester als weitere zentrale Ereignisträger ein:³

»Äh meine Adoptiveltern sind beide Deutschlehrer und die sind damals ähm ähm zwischen neunzehnhundertv_ ähm wann war das? neunzehnhundertdreiundsiebzig glaub ich bis sechsundsiebzig oder zweiundsiebzig bis sechsundsiebzig dorthin gefahren und ham dort unterrichtet an ner deutschen Schule und ham dort halt in der Zeit mich adoptiert.« (1/4-1/8)

Bemerkenswert ist, dass die Biographin das Ehepaar Steinmetz als Eltern nur in einer bedingt liebevollen Art und Weise in die Erzählung einbezieht. Den von der Informantin gewählten Worten »*meine Adoptiveltern*« wohnt eine gewisse Ambivalenz inne: Zum einen vermittelt die Wahl des Possessivpronomen ,meine‘ den Eindruck emotionaler Nähe, zum anderen wird das Ehepaar Steinmetz jedoch nicht als ,Eltern‘, sondern mit dem Hinweis auf die artifizielle Form der Familiengründung als ,Adoptiveltern‘ eingeführt. Der Eindruck von Distanz wird im Folgenden verstärkt: Die Informantin zeigt eine erhebliche Unsicherheit in Bezug auf familienbezogene Daten, außerdem werden die Adoptiveltern ausschließlich über

² Die Stegreiferzählung der Informantin dauerte ca. 55 Minuten; sie war über weite Strecken durch Zeitsprünge und rasche Themenwechsel gekennzeichnet. Die nachfolgenden Interviewteile erstreckten sich über rund zwei Stunden. Ihre lebensgeschichtliche Erzählung löste bei der Biographin bisweilen eine emotionale Betroffenheit aus, die sie während und am Ende der Stegreiferzählung offen ansprach.

³ Zu Beginn ihrer Haupterzählung orientiert die Informantin sich am institutionellen Ablaufmuster ,Familie‘.

ihren beruflichen Status als in Bolivien tätige Akademiker und nicht als Paar, das eine Familie gründen möchte, vorgestellt. Lenas Adoption erscheint als eine Art Zufall, der sich vor dem Hintergrund der beruflichen Tätigkeit der Eltern ereignet hat (vgl. dazu den Interpretationsabschnitt „Ambivalenzen“). Auch die Einführung der Mutter als singuläre Ereignisträgerin zeichnet sich durch eine gewisse Reserviertheit aus: »Also meine Mutter hat ja auch als Lehrerin halbtags gearbeitet und hat n Kindermädchen gehabt die hat auf mich aufgepasst« (1/11-1/12). Die gefühlsbetonte Nähe zur Mutter (»meine Mutter«) wird im Anschluss partiell revidiert. Im Vergleich zum Berufsleben in Bolivien scheint der Säugling Lena für seine Adoptivmutter eine untergeordnete Rolle zu spielen. Die Mutterrolle überlässt Frau Steinmetz zumindest halbtags einem einheimischen Kindermädchen.

Mit der Einführung der jüngeren Schwester als weiterer Ereignisträgerin⁴ verstärkt die Informantin den Eindruck einer tendenziell eher indifferenten Zugehörigkeit im adoptivfamilialen Kontext. Während sie die offenbar partiell heikle soziale Beziehung zu den Eltern noch eher behutsam andeutet, wird eine Distanz zur Schwester unmissverständlich thematisiert. Die Eltern haben zunächst Lena adoptiert und »später eine Schwester von mir die allerdings äh nicht meine leibliche Schwester ist die ist auch ähm aus eim ganz andern Kinderheim.« (1/8-1/10).⁵ Der Begriff ‚Schwester‘ impliziert eine eindeutige Verwandtschaftsbeziehung, unter Umständen kann er sogar als Ausdruck eines besonderen emotionalen Zugehörigkeitsempfindens gedeutet werden. Von beiden Auffassungen distanziert sich die Informantin mit dem Hinweis auf den künstlichen Charakter der Familiengründung. Dagegen war die Beziehung der Schwestern in der Kindheit durchaus von verbindenden Elementen geprägt. Aufgrund ihres damaligen Alters und des damit verbundenen kognitiven bzw. emotionalen Entwicklungsstandes scheint die fehlende genealogische Verbindung keine Rolle gespielt zu haben, sie ist vermutlich zugunsten einer gemeinsamen Lebenswirklichkeit in den Hintergrund getreten:

»mit ihr hab ich mich eigentlich ganz gut verstanden - bis ich so vierzehn wurde oder so dann wurden die Unterschiede halt zu groß vor allem hat sie immer sehr viel Probleme bereitet und und ich hab sie dann auch nich irgendwie ich hab jetzt schon ganz lange kein Kontakt mehr zu ihr. Und irgendwie hab ich auch immer n bisschen Schwierigkeiten sie so als meine Schwester zu sehn.« (1/26-1/30)

⁴ Sowohl die Schwester als auch alle anderen Ereignisträger und -trägerinnen, die die Biographin bei der Präsentation ihrer Lebensgeschichte einführt, werden nicht mit (Vor-)Namen genannt.

⁵ Auch bei den persönlichen Angaben zur Schwester zeigt sich eine Unsicherheit und sprachliche Distanzierung im Umgang mit familienbezogenen Formulierungen und Daten: »meine Adoptivschwester is n halbes Jahr jünger als ich äh nee zwei Jahre jünger als ich« (1/25-1/26).

Mit der Zunahme reflexiven Bewusstseins in der Adoleszenz wandelt sich die soziale Beziehung zwischen den beiden Mädchen.⁶ Das problematisch erscheinende Verhalten der Schwester, im Erzählfortgang »dadurch dass sie auch so auffällt« (1/32), umschrieben, kann von der Informantin nicht als – auch bei leiblichen Geschwistern anzutreffende – individuelle Entwicklungsvariante gedeutet werden, die eine Entfremdung der Geschwister nicht zwangsläufig einschließen muss. Stattdessen erscheinen Lena Einstellungen und Handlungen ihrer Schwester derart prekär und störend, dass sie sich von ihr sowohl innerlich als auch äußerlich entfernen muss. Aus einem genetisch zwar nicht verwandten, sozial aber durchaus vertrauten Menschen ist in einem Prozess der Beziehungsumgestaltung eine fremde Person geworden, von der die Informantin sich unter besonderer Betonung der fehlenden biologischen Komponente nahezu apodiktisch distanziert; sie möchte »*eigentlich auch gar nicht so gern mit ihr verwandt sein.*« (1/32-1/33). Sowohl die Betonung von Nichtzugehörigkeit als auch die wenig wertschätzende Beurteilung ihrer Schwester ist Lena Steinmetz sichtlich unangenehm (»*das klingt irgendwie gemein*« 1/33), und so bemüht sie sich um nachvollziehbare Argumente. Das Eingangsmotiv des ‚verweigernten Herkunftswissens‘ wieder aufgreifend, deutet sie an, dass ihr daraus zeitlich überdauernd erhebliche Probleme erwachsen sind; diese haben sich auch auf die emotionale Qualität der Geschwisterbeziehung ausgewirkt:

»weil ich selber so viel Schwierigkeiten auch hatte und vielleicht nich mehr so doll aber ähm mit dem wo ich herkomme und ähm also mmm dadurch dass ich vielleicht selber halt Schwierigkeiten damit hatte und jemand der ganz viele Schwierigkeiten allgemein mit sich hat wenn man mit so jemandem dann noch unterwegs is das war für mich dann halt irgendwie nich so doll. Deswegen vielleicht ja auch.« (1/35-1/40)

Die kombinierte Wahrnehmung sowohl der eigenen als auch der Probleme ihrer Schwester scheinen für die Informantin eine tendenzielle Überforderung dargestellt zu haben. Um diese kontrollieren zu können, so ihre Perspektive, war sie gezwungen, sich von der Schwester abzugrenzen.

⁶ Im internen Nachfrageteil wird erkennbar, dass die Informantin sich durch die Existenz ihrer Schwester in ihrer biographischen Entfaltung eingeschränkt fühlte. Lena Steinmetz beschreibt ihre jüngere Schwester als verhaltensauffälliges Kind, das stets besondere Aufmerksamkeit von den Eltern forderte und auch erhielt. Von ihrer älteren Tochter Lena verlangten die Eltern dagegen ein unauffälliges und problemloses Verhalten. Die Informantin bewertet diese Forderung der Eltern aus der Retrospektive als ungerecht, da ihr dadurch sowohl ein ausreichender Raum zur Entfaltung als auch die Möglichkeit genommen wurde, mit den Eltern über eigene Probleme zu sprechen. Die Erzählerin betont ihren Ärger über diese familiäre Konstellation und merkt an, dass ihre Ablehnung der Schwester partiell auch vor diesem Hintergrund gesehen werden könnte. Berit Lüscher zufolge kann eine Verletzung des Gerechtigkeits- und Gleichheitsprinzips zu destruktiven Gefühlen führen und sich in der Geschwisterbeziehung in Rivalität bis hin zu Hass oder Rache äußern (vgl. Lüscher, 1997: 37).

Der vorangegangenen Darstellung, der ein negativer Pol von – zumindest ambivalenter – Zugehörigkeit innewohnt, kann ein zweiter, positiverer Pol gegenübergestellt werden. Er bezieht sich auf den bolivianischen Kontext und ist durch Gefühle von Zugehörigkeit und Geborgenheit geprägt: zum einen in Bezug auf das Geburtsland als ‚kollektiver sozialer Einheit‘ (vgl. Schütze, 1984: 87), zum anderen in der ‚sozialen Beziehung‘ (ebd.) zu ihrem ehemaligen Kindermädchen. Bereits nach ca. anderthalb Erzählminuten berichtet Lena Steinmetz, die Erzählchronologie durchbrechend, unter Angabe ihres Alters von einer Reise nach Bolivien: »das erste Mal als ich dort wieder hingefahrn bin in sozusagen mein Land da war ich 16 Jahre alt« (1/15-1/16). Die auffällige Verwendung des einschränkenden Adverbs »sozusagen« ließe sich folgendermaßen interpretieren: Lena Steinmetz könnte davon ausgehen, dass eine unzweifelhafte Verortung in Bolivien insofern irritierend wirkt, als sie das Land bereits mit zweieinhalb Jahren verlassen hat und von da an in Deutschland aufgewachsen ist. Authentische Erinnerungen an das Geburtsland sind aufgrund ihres frühen Abreisealters daher undenkbar. Um dennoch die Zugehörigkeit markierende Verwendung der Worte »mein Land« legitimieren zu können, verwendet sie das einschränkende Adverb. Wie im Erzählverlauf deutlich wird, hat die Informantin die Reise nicht allein, sondern in Begleitung ihrer Familie durchgeführt. Hervorzuheben ist, dass das Ehepaar Steinmetz als signifikante Andere einen positiven Zugang zur nationalen und kulturellen Herkunft seiner Töchter pflegt. Die Erzählerin berichtet nichts über das Reisemotiv der Eltern; es kann jedoch vermutet werden, dass ihr früherer Aufenthalt in Bolivien und der Einblick in die Lebenswelt des Landes es ihnen erleichtert, den Töchtern eine authentisch-konkrete Verbindung zu Bolivien anzubieten. Damit eröffnen sie beiden die Möglichkeit, das Land, seine Kultur und Bewohner kennenzulernen. Ihre Schwester nutzt diese Chance nicht,⁷ bei Lena hingegen fällt die Anregung erkennbar auf fruchtbaren Boden: »Bolivien hat mir damals so gut gefallen dass ich halt immer wieder hingefahrn bin.« (1/18-1/19). Bei dem ersten Besuch im Herkunftsland trifft die Biographin auch auf ihr ehemaliges Kindermädchen und deren Sohn. Er ist nur zwei oder drei Jahre älter als die Biographin und scheint in ihrer Kleinkinderzeit in

⁷ Aus Sicht der Informantin hat ihre Schwester kein großes Interesse an Bolivien gezeigt. Die Erzählerin begründet diesen Umstand zum einen mit ungleichen (Bildungs-)Voraussetzungen; während sie auf dem Gymnasium Spanisch lernen konnte, war dies der eine Hauptschule besuchenden Schwester nicht möglich. In Reaktion auf das Desinteresse der zweiten Tochter haben die Eltern sich zum Bedauern der Biographin dann auch nicht mehr darum bemüht, ihr Bolivien oder ein anderes lateinamerikanisches Land näherzubringen. Zum anderen verortet sie das Desinteresse der Schwester auch im Kontext einer unbewältigten biographischen Verarbeitung der Adoptionsthematik. Gegenüber Lena hat die Schwester sich ablehnend in Bezug auf die Suche nach der leiblichen Mutter und einem damit verbundenen Aufenthalt in Bolivien geäußert. Die Mutter hat sie verlassen, und dieses Verhalten wird von ihr als illoyale und unentschuld bare Verletzung originärer Mutterpflichten gedeutet.

Bolivien eine Art größerer Bruder für sie gewesen zu sein, denn er kennt sie »*noch als Schwester*« (1/14). Beide Personen lernt sie bei dem Aufenthalt näher kennen, und in der Folge entwickelt sie zu dem ehemaligen Kindermädchen eine intensivere emotionale Verbindung: »*die is eigentlich ne ganz gute ähm Freundin geworden für mich dort. Da bin ich (zufrieden?) wenn ich da bin.*« (1/21-1/22). Die Verwendung des Adjektivs ‚eigentlich‘ in Kombination mit dem Verzögerungslaut ‚ähm‘ vor dem Wort »*Freundin*« deutet allerdings darauf hin, dass sie sich der Bewertung dieser sozialen Beziehung noch nicht ganz sicher ist.

Ausgrenzungen

Als die Biographin zweieinhalb Jahre alt ist, verlässt Familie Steinmetz Bolivien und zieht in die norddeutsche [P-Stadt].⁸ Wie die folgenden Ausführungen der Informantin zeigen, ist diese „Zustandsänderung“ (Schütze, 1984: 88) mit weitreichenden Folgen verbunden. In dieser neuen Umgebung leben wenige Ausländer, und infolgedessen besteht ein zentraler Aspekt ihres frühen Aufwachsens darin, dass sie als Auslandsadoptierte in eine soziale Welt hineinwachsen muss, in der sie, ebenso wie ihre Schwester, nicht der gesellschaftlichen Norm ‚Weiß-Sein‘ entspricht. Dieser Umstand führt dazu, dass die Familie einer gesteigerten öffentlichen Aufmerksamkeit ausgesetzt ist. Mehrheitsangehörige nehmen sich kontinuierlich das Recht heraus, ungefragt und in verletzender Weise in ihre Privatsphäre einzudringen:

»bei mir zu Hause äh wo ich aufgewachsen bin da hatten wir sehr wenig der Ausländeranteil war sehr gering und es is halt immer aufgefallen. Also Leute ham uns immer angesprochen mich und meine Mutter oder als ich mit meiner Mutter und meiner Schwester unterwegs war und ähm ham sie immer gefragt so dass sind doch nich ihre Kinder oder?« (1/44-1/48)

In den 1970er-Jahren scheint aus der Perspektive der Interaktionspartner eine familiäre Konstellation undenkbar und gesellschaftlich inakzeptabel, in der zwischen dem (privilegierten) ‚weißen‘ Aussehen der Mutter und der sichtbaren physiognomischen Andersartigkeit ihrer Kinder eine Diskrepanz besteht. Die Fragenden erwarten von Frau Steinmetz offensichtlich, dass sie ihre kognitiven Dissonanzen auflöst, indem sie sich beispielsweise von ‚diesen‘ Kindern distanziert und ihnen einen ‚passenden‘ Familienstatus zuweist, z. B. als Kinder lateinamerikanischer Freunde. Eine derartige Auskunft hätte das Weltbild der »*Leute*« vermutlich wieder in die einwertige richtige Ordnung gebracht. Im Folgenden skizziert

⁸ Die Erzählungen der Informantin legen nahe, dass das Ehepaar Steinmetz bereits vor dem Bolivienaufenthalt hier gelebt hat.

die Informantin ihre Mutter als eine Person, die die Fragen der Mitmenschen offenbar nicht als unangemessen ansieht und deren Beantwortung beispielsweise verweigert. In Bezug auf die verbalen Belästigungen nimmt die Mutter eine defensive Grundhaltung ein. Sie ist augenscheinlich gepaart mit einer beträchtlichen Unsicherheit in ihrer eigenen emotionalen Stellung gegenüber den adoptierten Kindern, und so entspricht die Mutter den Erwartungshaltungen der Fragenden insofern, als sie eine ambivalente, sich auch auf Lenas Sprachgebrauch auswirkende Antwort gibt:

»Dann hat sie immer gesagt nee die sind adoptiert und ähm sie meinte auch dass sei eins der ersten Wörter die ich auch damals schon sagen konnte so mit drei ich bin adoptiert so.« (1/48-2/1)

Mit ihrer Antwort »nee« weist die Mutter eine familiäre Zusammengehörigkeit zunächst eindeutig zurück. Eine überdauernde und vollständige Distanzierung von ihren Kindern scheint Frau Steinmetz gleichwohl nicht angebracht zu sein, und so betont sie im Folgenden den artifiziellen Charakter der Familiengründung. Denkbar wäre, dass die Mutter unbewusst von einer Wertigkeitsskala ausgeht, an deren Spitze leibliche Kinder stehen. Am unteren Ende der Skala befänden sich dann – als im Grunde eher randständig zur Familie gehörend – die Adoptivkinder. Wie später deutlich wird, hat Frau Steinmetz vor den Adoptionen mehrere Fehlgeburten erlitten.⁹ Ihre distanzierenden Aussagen könnten also dahingehend interpretiert werden, dass sie zumindest bis zum Zeitpunkt der Fragen ihrer Interaktionspartner das Trauma der Fehlgeburten nicht angemessen verarbeitet hat. Folglich kann sie sich und insbesondere ihre Kinder nicht vor verbalen Übergriffen schützen und ihnen keinen familieninternen ‚sicheren Ort‘ bieten. Auch wenn Lena als (Klein-)Kind die Bedeutung des Begriffes Adoption unklar ist, scheinen die Worte der Mutter sie nachhaltig beeinflusst zu haben; mit drei Jahren bezeichnet sie sich selbst als adoptierte Person, mithin als ein Subjekt, das – der Logik der Mutter mit ihrer Antwort »nee« folgend – nicht (wirklich) zu ihr gehört.

Als Erwachsene ist der Informantin mit dem Terminus Adoption vertraut; assoziativ verbindet sie mit ihm weitere Erfahrungen von verweigerter Zugehörigkeit und fährt – in ihrer Stegreiferzählung einen zeitlichen und inhaltlichen Sprung vornehmend – fort, von Dialogen zu berichten, in denen ihr salientes Merkmal ‚ausländisches Aussehen‘ (vgl. dazu Battaglia, 2000) eine zentrale Rolle spielt. Die Salienzerfahrungen, mit denen sie immer wieder konfrontiert wird, empfindet sie als unangemessene und zu intime biographische Gesprächsauf-

⁹ Vgl. dazu den Interpretationsabschnitt ‚Ambivalenzen‘.

»und ähm ähm ja und das is halt auch so die Sache dass die dauernd permanent so sagen ja sprichst sehr gut Deutsch ähm ähm und dann so fragen ähm ja wie lange lebst du schon hier? Oder woher kommst du? Das ist halt immer so dieser Punkt wo man merkt man gehört doch nicht so ganz dazu weil ich bin ja eigentlich hier aufgewachsen ich bin ja eigentlich auch hier mehr oder weniger sag ich mal zu Hause wie alle andern auch so hab aber fall aber eigentlich schon von vornherein irgendwie auf« (2/1-2/8)

Nicht näher charakterisierte Personen, von der Erzählerin in einer Gruppenbezeichnung als »die« tituliert, fokussieren eine ihnen bemerkenswert erscheinende Unstimmigkeit zwischen dem ‚nicht-deutschen-Aussehen‘ der Biographin und ihrer sprachlichen Performanz. Die fehlende Eindeutigkeit führt bei den Interaktionspartnern zu Irritationen, und so kommentieren sie ungebeten immer wieder deren gute Sprachkenntnisse. Dieses ‚Kompliment‘ interpretiert Lena Steinmetz als negative Botschaft, wohnt ihm doch die Auffassung inne, dass sie nicht als Deutsche, sondern als eine Person identifiziert wird, die woanders herkommt, mithin eine Fremde ist. Die weiteren Fragen, wie lange die Erzählerin schon hier lebe bzw. woher sie komme, perpetuieren die interaktiv hergestellte Fremdheit. Mit der Wortwahl »hier« verweisen die Fragenden auf ein ‚Dort‘, also einen Ort, der nicht nur die fremde Herkunft sondern eine – aus ihrer Sicht – immer noch bestehende andere nationale Zugehörigkeit umfasst; anders gesagt, »hier« gehört die Informantin im Grunde nicht her. Die permanenten Fremdheitserfahrungen¹⁰ führen dazu, dass das von Lena empfundene Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland immer wieder erschüttert und untergraben wird. Ihre emotionale Betroffenheit und die damit verbundene Verunsicherung verdeutlichen zwei Aspekte. Zum einen fällt das ambivalente Sprechen der Erzählerin auf; über sich selbst berichtet sie nur aus einer distanzierten »man«-Perspektive, während die unverkennbare Intonation bei der Präposition »doch« und dem Adverb »ganz« gleichzeitig auf starke negative Gefühle verweisen. Zum anderen ist die Erzählerin gezwungen, nach Argumenten zu suchen, die ihre eigene Verortung in Deutschland dennoch legitimieren könnten. Eigentlich, d. h. im Unterschied zum äußeren, durch ihr Aussehen vermittelten Anschein, ist sie »hier« aufgewachsen und sozialisiert, in einem Land, das ihr nahezu seit frühester Kindheit vertraut ist. An einem derartigen Ort groß zu werden, vermittelt sowohl das Empfinden von als auch das legitime Recht auf identitäre Zugehörigkeit. Der von ihr verwendete Begriff »zu Hause« verweist auf

¹⁰ Unter Bezugnahme auf die von mir in Anlehnung an Mecheril (2003b) in Kapitel 8 „Biographische Fallstudie II: Montaine Habermann (Minimierungs-Typus)“ vorgenommene differenzierte Betrachtung von Fremdheitserfahrungen können die von Lena Steinmetz thematisierten Erfahrungen den Ebenen und Dimensionen wie folgt zugeordnet werden: Ihre Ausprägungsart ist sowohl subtil (Lob der guten Deutschkenntnisse) als auch massiv (hartnäckige Herkunftsdialoge); der Vermittlungskontext erfolgt individuell, die Vermittlungsweise kommunikativ und der Erfahrungsmodus persönlich.

einen symbolischen Ort, der neben der Kenntnis kultureller Praktiken auch Zugehörigkeit, Schutz, Geborgenheit sowie soziale Beziehungen umfasst. Obwohl Lena Steinmetz einerseits jegliche Differenz negieren möchte – »wie alle anderen auch« ist sie hier zu Hause –, verweist sie mit den zahlreichen Relativierungen in ihrer Aussage auf eine erhebliche und sie belastende Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung: »zu Hause« stellt sich für die Biographin daher nicht als eindeutiger, unhinterfragbarer und sicherer Ort der Zugehörigkeit dar, sondern als einer, der sowohl in selbstreflexiven Prozessen als auch in Interaktionen mit anderen Personen stetig neu ausgehandelt und definiert werden muss.

»ach so ja o. k. dann is ja in Ordnung«: Verdrängungen¹¹

Mit zunehmender Selbstständigkeit beginnen Lena und ihre Schwester in der frühen Kindheit die außerhäusliche Spiel- und Erfahrungswelt auch ohne mütterliche Begleitung zu erkunden, und sind dabei rassistischen Diskriminierungen ausgesetzt. Bevor die Biographin ihre diesbezüglichen Erfahrungen schildert, nimmt sie eine schon fast distanziert zu nennende Perspektive auf ihre gesamte bisherige Biographie ein. Als Erwachsene geht sie von einer gesellschaftlich konstruierten Hierarchie von Phänotypen aus. Am untersten Ende dieser Skala stehen dunkelhäutige Kinder aus Afrika, die in Deutschland mit erheblichen Problemen zu kämpfen haben. Auch die Informantin ist, bedingt durch ihr »Andersaussehn« (2/41), von Diskriminierungen betroffen. Im Kontrast zu afrikanischen Kindern, so argumentiert sie, waren diese quantitativ jedoch weniger bedeutsam (»die könnt ich mir vorstellen hätten mehr Schwierigkeiten« (2/42-2/43)). Auch wenn die Informantin und ihre Schwester keine schwarzafrikanischen Kinder sind, so verfügen sie dennoch ebenfalls über ein auffälliges Merkmal, durch das sie sich von anderen unterscheiden und das prekäre Reaktionen in Form eines biologischen Rassismus hervorruft:

»dadurch dass ich und meine Schwester halt in den Augen so leicht ja so chinesisch oder so aussehn viele ham dann auch mal gerufen ah Chinese Chinese ja so sching schang schong oder aufm Kinderspielplatz halt uns auch mal so beschimpft. Und das sind so Erlebnisse die bleiben irgendwie haften« (2/43-2/46)¹²

¹¹ Aus psychoanalytischer Perspektive wird Verdrängung als unbewusster Abwehrmechanismus gedeutet. Als seelische Operation dient sie dazu, „peinliche oder verbotene Vorstellungen (Gedanken, Bilder, Erinnerungen) ins Unbewußte zurückzudrängen oder dort festzuhalten“ (Auchter/Strauss, 2003: 174).

¹² Im internen Nachfrageteil verdeutlicht Lena Steinmetz mit den Worten »das Einzige was ich noch so aus der frühen Kindheit weiß« (iN 11/26) die nachhaltige und prägende Auswirkung der Szene auf dem Kinderspielplatz.

Um ihre vorherige Einschätzung zu untermauern, minimiert die Erzählerin das quantitative Ausmaß der Diffamierungen,¹³ in denen andere Personen ihr eine phänotypische ‚Unnormalität‘ attestieren, durch die zweimalige Verwendung des Adverbs »mal«. Deutlich wird jedoch, dass auch sie eine Wirkung zeitigen. Die negativen Botschaften prägen sich tief in ihr Gedächtnis ein und verletzen sie nachhaltig.¹⁴ Bemerkenswert ist, dass die Informantin in diesem biographischen Zeitfenster zunächst sowohl sich selbst als auch ihre Schwester als Kinder wahrnimmt, die sich von den sie umgebenden Gleichaltrigen nicht unterscheiden. Demzufolge ist sie umso überraschter, als beide auf dem Spielplatz mit Worten attackiert werden:

»und da weiß ich noch hab mit meiner Schwester ganz normal gespielt so wie alle andern dann wurden wir beschimpft und so. Sind wir nach Hause gegangen und hat meine Schwester es meiner Mutter erzählt meine Mutter (hat ihr?) in die Augen geguckt und meinte sie ja is das passiert?« (2/47-2/50)

Lenas Schwester verfügt – möglicherweise auch aufgrund ihres jüngeren Alters – über einen unbefangenen Umgang mit Diskriminierungserfahrungen und teilt sie der Mutter ganz offen mit. Frau Steinmetz verschließt sich in auffälliger Weise den Worten ihres Kindes. In einer ersten Lesart könnte diese Reaktion der Mutter als Hilflosigkeit interpretiert werden. Das von den Eltern in den 1970er-Jahren praktizierte Adoptionsverfahren verlief ohne inhaltliche Vorbereitungen (z. B. zum Umgang mit Rassismuserfahrungen). Daher verfügt die Mutter weder über Handlungsmuster noch über -kompetenzen, mit denen sie derartige Situationen adäquat bewältigen kann.¹⁵ In einer zweiten Lesart könnte die Reaktion der Mutter mit ihrer unfreiwilligen biologischen Kinderlosigkeit erklärt werden. Die Anfeindungen, denen die adoptierten Töchter ausgesetzt sind, konfrontieren Frau Steinmetz indirekt wiederholt mit dem für sie schmerzlichen Umstand, keine leiblichen Kinder zu haben. Um die Trauer über diese Kinderlosigkeit und eine daraus möglicherweise resultierende schwierige Beziehung

¹³ Die rassistischen Diskriminierungen können, soweit sie aufgrund der kondensierten Erzählweise nachvollziehbar sind, den Ebenen und Dimensionen wie folgt zugeordnet werden: Ihre Ausprägungsart ist durchaus als massiv anzusehen, der Vermittlungskontext erfolgt individuell, die Vermittlungsweise ist kommunikativ, und der Erfahrungsmodus tritt bei Lena sowohl in einer persönlichen als auch in einer identifikativen (Rassismuserfahrungen der Schwester) Form auf.

¹⁴ In dem 1947 erstmals erschienenen Zeugnis seines inneren Widerstandes gegen das Dritte Reich, „LTI. Notizbuch eines Philologen“, schreibt der Schriftsteller Victor Klemperer (1881-1960): „Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da“ (Klemperer, 1996: 27).

¹⁵ Der Problembereich Rassismus ist familienintern dethematisiert worden: Sowohl die Mutter als auch der Vater haben der Biographin keine Strategien im Umgang mit entsprechenden Erfahrungen vermittelt. Im internen Nachfrageteil beantwortet sie eine entsprechende Frage von mir mit einem lakonischen »ne m m (Verneinung) nein« (iN 11/43).

zu den adoptierten Kindern nicht wirksam werden zu lassen, könnte sie zur Strategie ‚Verdrängung‘ greifen.

In dieser Situation, in der die Mutter ihre erzieherische Verantwortung nicht wahrnehmen will, kommt die Tochter Lena ihr helfend entgegen. Die Biographin ist durch die Beschimpfungen emotional zwar stark verletzt, gleichwohl scheint ihr das Ansprechen des Vorgefallenen noch größere psychische Probleme zu bereiten. Eigene Gefühle von Scham und Erniedrigung sowie die frühe Wahrnehmung der Mutter als einer mit Diskriminierungserfahrungen überforderten Person könnten der Hintergrund für die Auslösung einer Abwehrreaktion¹⁶ darstellen. Die Biographin beruhigt die Mutter und minimiert die Begebenheiten. Frau Steinmetz, erleichtert, nicht mit diesen Problemen konfrontiert zu sein, beendet beschwichtigend das Gespräch:

Und hab ich da gesagt nee das war gar nich so weil ich wollte irgendwie sone Schwäche also dass mich das auch immer ganz doll sag ich mal gestört hat oder das wollt ich gar nich zugeben und deswegen hab ich damals immer hab ich immer gesagt ach Quatsch das stimmt ja nicht war ja nich so doll ne. Meinte sie ach so ja o. k. dann is ja in Ordnung und dann ähm also ich hab das immer abgewehrt früher.« (2/50-3/4)

Mutter und Tochter beginnen schon früh, zum Themenkomplex Rassismuserfahrungen eine Allianz des Schweigens, Verdrängens und Beschönigens zu etablieren. Beide Parteien sind nicht in der Lage, sukzessive – und vorrangig unter Anleitung der Mutter als verantwortlicher Erwachsener – einen gemeinsamen Entwicklungsprozess zu initiieren, der einen offensiven Umgang mit diesbezüglichen Erfahrungen erlaubt hätte. Somit stellt die familiäre Lebenswelt für die Biographin kein Element dar, das sie bei der Bearbeitung von Rassismuserfahrungen unterstützen kann. Dieser Faktor hat vermutlich auch dazu beigetragen, dass die weiteren Diskriminierungserfahrungen bei der Erzählerin im Laufe der Jahre einen stark belastenden, wenn nicht sogar traumatischen Charakter angenommen haben.

Aus heutiger Perspektive bedauert Lena Steinmetz ihre damalige Sprachlosigkeit: »*leider sag ich jetzt weil wenn ich drüber gesprochen hätte wär vielleicht vieles einfacher gewesen*« (3/4-3/5). Die Erzählerin vermutet, dass eine (auch erzwungene) Kommunikation mit der Mutter über die erlebten Anfeindungen für ihre kindliche Persönlichkeitsentwicklung und ein positives Selbstverständnis hilfreich gewesen wäre. So hätte die Informantin beispielsweise gemeinsam mit der Mutter in einem ersten Handlungsschritt in Rollenspielen konkrete

¹⁶ Nach Fröhlich (2005: 34) wird mit Abwehr- oder Defensivreaktion eine Verhaltensweise bezeichnet, „die darauf abzielt, den Einfluß von Gefahren- oder Bedrohungsquellen zu lindern, z. B. ihre Wirkung durch projektive Maßnahmen einzudämmen, sich durch Flucht zu entziehen oder sie aktiv zu bekämpfen“.

Strategien der Gegenwehr bei Erfahrungen des Gehänselt-Werdens entwerfen und mit ihrer empathischen Unterstützung anschließend in der Realität erproben können. Eine bereits früh einsetzende kognitive und emotionale Aufarbeitung hätte ihr langfristig möglicherweise eine andere subjektive Bewertung vergleichbarer Erlebnisse erlaubt. Darin hätte nicht ihr Anderssein als vermeintliches eigenes Defizit, sondern das Anders-Gemacht-Werden, ergo die ungebührliche rassistische Praxis ihrer Interaktionspartner, im Vordergrund stehen können. Eine sensible Auseinandersetzung der Mutter mit den bedrückenden Erfahrungen ihrer Tochter hätte unter Umständen auch eine intensivere, von größerem Verständnis getragene Mutter-Tochter-Beziehung ermöglicht. Gespräche hätten somit früh dazu beitragen können, Erfahrungen von Rassismus als weniger belastend und schambesetzt zu erleben; zudem hätten diese Lena unter Umständen sogar geholfen, langfristig einen aktiveren Umgang mit Rassismuserfahrungen einzuüben. Anstatt im Folgenden die Mutter für ihre mangelnde Fürsorge und erzieherische Verantwortung anzuklagen, nimmt die Biographin eine eigene Schuldzuweisung vor und konfrontiert sich mit ihrer zu jener Zeit vorherrschenden (Kommunikations-)Unfähigkeit. Durch ihr Handlungsmuster ‚Verdrängen‘, so ihr Fazit aus der Jetzt-Perspektive, hat sie wesentlich zu dieser prekären Konstellation beigetragen:

»ich konnt es irgendwie damals nich weil ich wollt's selber nicht wahrhaben. Und das sind so Sachen gewesen wo ähm ja die wenn ich jetzt drüber nachdenke es macht mich schon grad so irgendwie traurig« (3/5-3/7)

An dieser Stelle ihrer autobiographischen Selbstpräsentation offenbart die Informantin das erste Mal eine intensive emotionale Beteiligung. Ihre Trauer könnte zum einen auf noch heute wirksame und im Prozess des Erzählens reaktivierte psychische Verletzungen hinweisen, zum anderen könnte ihr seelischer Schmerz auch auf der Erkenntnis beruhen, dass sie aufgrund ungünstiger Voraussetzungen sowohl in der Kindheit als auch im Erwachsenenalter ihr Handlungspotenzial für einen anderen Umgang mit Rassismuserfahrungen nicht ausschöpfen konnte.

»von welchem Stamm kommst du denn überhaupt?«: Rassistische Degradierungen

Im internen Nachfrageteil (iN) ergreift die Erzählerin die Initiative und berichtet über weitere Rassismuserfahrungen. Ohne ausführliche Informationen zur sozialen Rahmung der Erlebnisse und den betreffenden Ereignisträgern zu geben, erklärt sie, dass sie während des Besuches der Sekundarstufe I wiederholt ausfallenden Bemerkungen von Mitschülern ausgesetzt war. Lenas Aussehen, das nicht dem fiktiven Idealbild einer Standard-Deutschen entspricht, nehmen die Interaktionspartner zum Anlass, sie als eine Person zu definieren, die

einer minderwertigen Spezies, einem »Stamm«¹⁷ (iN 6/30), angehört, der durch Kulturlosigkeit und Zivilisationsferne gekennzeichnet ist.¹⁸ So hat eine Klassenkameradin sie despektierlich und intentional gefragt:

»sag mal von welchem Stamm kommst du denn überhaupt? oder so und ich sag ja ich komm hier aus [P-Stadt] und da meint sie kann ja gar nicht sein oder so so von welchem Stamm kommst du solche oder Mal - - das warn so Sachen dass - mich das so beleidigt hat irgendwie einfach - aber es warn ja nicht immer Beleidigungen aber häufig ist es auch so dass Leute son bisschen n vielleicht nicht das richtige Wort treffen oder ich bin zu empfindlich.« (iN 6/30-6/35)¹⁹

In dieser konkreten Erleidenssituation reagiert Lena auf die ihr damals mögliche Art und Weise. Einerseits bemüht sie sich um ein offensives Auftreten, andererseits will sie der Kontrahentin augenscheinlich keinen umfassenderen Einblick in ihre Adoptionsbiographie gewähren. So weist sie den Vorwurf der Mitschülerin interlinear zurück, indem sie ihr mitteilt, dass beide aus der gleichen Stadt kommen.²⁰ Das Mädchen akzeptiert die Antwort der Informantin freilich nicht und wiederholt ihre Ausgangsfrage. Die Biographin berichtet nichts über eine weitere Gegenwehr. Unvermittelt wechselt sie die Erzählperspektive, indem sie von der Ebene ihrer sozialen Handlungsrealität auf diejenige der emotionalen Betroffenheit, ihre „innere Erfahrungswelt“ (Schütze, 1984: 91), umschwenkt. Aufgrund ihrer deutschen Sozialisation in einem akademischen Elternhaus empfindet sich die Informantin als diesem zugehörig. Die despektierlichen Äußerungen der Interaktionspartnerin bewertet sie daher als unzutreffend und verletzend. Um sich zu schützen, relativiert sie sofort die demütigenden Aussagen ihrer Mitschülerin. Aus der Jetzt-Perspektive erscheinen ihr zwei Alternativen denkbar. Einerseits könnten die Beleidigungen eher ein ‚Versehen‘ darstellen, das auf einer sprachlichen Inkompetenz basiert. Andererseits überlegt die Biographin, ob sie mitverantwortlich ist für die hochgradige gefühlsmäßige Intensität, mit der Statusbeleidigungen sie treffen. Die von ihr an dieser Stelle aufgeworfene Frage nach der eigenen Hypersensibilität in Bezug auf Erfahrungen von Rassismus lässt eine Unsicherheit darüber anklingen, ob die Überempfindlichkeit bzw. Verletzbarkeit nicht ein individuelles, psychisches Manko dar-

¹⁷ Nach Arndt (2004: 2) kann das Lexem ‚Stamm‘ „Konnotationen von ›Primitivität‹ und ›Barbarei‹“ in sich tragen.

¹⁸ „Menschen, die auf der Grundlage der Bedeutungskonstruktion phänotypischer Merkmale unterschieden werden, erhalten für gewöhnlich auch bestimmte kulturelle Charakteristika zugeschrieben“ (Miles, 1992: 95).

¹⁹ Der biologische Rassismus ist in seiner Ausprägungsart als massiv zu bezeichnen, der Vermittlungskontext erfolgt individuell und die Vermittlungsweise kommunikativ. Der Erfahrungsmodus kann als persönlich charakterisiert werden.

²⁰ Mit Goffman (1975: 116ff.) ließe sich formulieren, dass die Erzählerin hier zur Strategie der Maskierung greift, um das von ihr offenbar als kritisch empfundene Merkmal ‚Adoption‘ nicht preisgeben zu müssen.

stellt, das mit etwas gutem Willen überwunden werden könnte. Die Formulierung Lenas legt nahe, dass sie bis zur Gegenwart keine befriedigende Antwort gefunden hat.

Die weiteren Ausführungen der Erzählerin offenbaren, dass die Beleidigungen durch den Begriff »Stamm« nicht harmlos und von kurzer Dauer gewesen sind. Das Wort, aber auch die gefühlsmäßige Färbung, mit der sie auf das Wahrgenommene reagiert hat, haben sich tief in ihr Gedächtnis eingegraben: »*dieses Stamm das ist mir so haften geblieben im Kopf*« (iN 8/41). Die Thematisierung der früheren Erlebnisse und Gefühle wirkt wie ein Schlüsselreiz und ruft bei der Biographin einen Flashback hervor. Ohne ihr Zutun stellen sich die damaligen Gefühle von Scham, Erniedrigung und Ohnmacht wieder ein. Diese sind allerdings derart negativ besetzt, dass sie unaussprechbar erscheinen. Demzufolge ist die Informantin nur rudimentär und unter häufiger Verwendung des Unsicherheit andeutenden Adverbs ‚irgendwie‘ in der Lage, ihre Empfindungen zu artikulieren:

»und dass es mich irgendwie verletzt hat und ich merk auch die ganze Zeit wenn ich jetzt drüber rede dass es mir irgendwie auch weil in diesem Moment da wird irgend so was - son tiefer Einschnitt irgendwie das tut irgendwie so weh (lacht leicht)« (iN 8/42-8/44)*

Die Biographin ist von den starken Gefühlen, die ihre Ausführungen begleiten, unangenehm berührt und so versucht sie, deren Brisanz durch ein leichtes Lachen abzumildern. Die außergewöhnliche Formulierung »*tiefer Einschnitt*« deutet auf eine Zäsur und eine neue Dimension im Erleben von Rassismuserfahrungen hin. Um deren Relevanz angemessen erfassen zu können, habe ich Lena Steinmetz gebeten, ihre Worte zu konkretisieren.²¹ In einem selbstreflexiven Prozess versucht sie daraufhin, eine – möglicherweise ihre erste – Antwort zu finden. Unterbrochen von erheblichen Pausen, gelingt es ihr in einer argumentativen Passage, ihre existenzielle Frage zu formulieren:

»Mh - - ja warum weiß ich irgendwie grade auch nicht. Also ich denk mal einfach so - - - na ja weil weil man weil man's sich ja selber wahrscheinlich auch fragt so - - mh wer bin ich eigentlich? oder so« (iN 8/46-8/48)

Die verletzenden Fragen des sozialen Umfeldes nach ihrer ‚Stammeszugehörigkeit‘ haben eine existenzielle Unsicherheit ausgelöst. Das Bestreben, sich selbst wertzuschätzen und sich als Person mit allen Facetten akzeptieren zu können, wird Lena außerordentlich erschwert. Auch die vermutlich durchaus vorhandene Vorstellung einer Zugehörigkeit zu einem akademischen Elternhaus und des damit verbundenen gesellschaftlichen Status werden in erheb-

²¹ Meine Frage lautete: »*und was ist der tiefe Einschnitt dabei?*« (iN 8/45).

lichem Maße durch die Fremdzuschreibung irritiert, aufgrund ihres Aussehens einer fremden und primitiven Kultur anzugehören. Gefangen im Blick der Anderen ließe sich ihre identitätsbezogene Frage »wer bin ich eigentlich?« demzufolge als ein Ringen um die biographische, polarisierende Schlüsselfrage ‚Bin ich minderwertig-primitiv oder hochwertig-zivilisiert?‘ verstehen.

Wie die bisherige Analyse des empirischen Materials zeigen konnte, lebt die Biographin nahezu seit ihrer Ankunft in Deutschland in einem Erfahrungsklima von Rassismus. Situationen, in denen ihre Anwesenheit nicht geschätzt oder in denen sie degradiert wird, können jederzeit eintreten. Angstfreie öffentliche Räume gibt es nicht, und so muss sie im Grunde stets wachsam sein. Im Gegensatz zur Haupterzählung, in der die Informantin euphemistisch umschreibend noch von Hänseleien spricht, verwendet sie im internen Nachfrageteil mit dem Wort ‚rassistisch‘ eine radikalere Formulierung:

»ich hab immer son bisschen - da bei solchen Punkten klar Angst vor soner Ablehnung dass ich auch denke ah wenn die jetzt rassistisch sind oder mh - - vielleicht mögen die nicht so gerne ausländische so - das kann ja auch sein gibt's ja auch manchmal.« (iN 7/18-7/20)²²

Im weiteren Erzählverlauf berichtet sie über ein Erlebnis, das sich ebenfalls im sozialen Kontext der Sekundarstufe I ereignet hat. Die Klasse schaut sich im Erdkundeunterricht einen Dokumentarfilm über Eskimos an. Mit ihnen verknüpft die Biographin aus ihrer westlichen Perspektive, wie in einer späteren Interviewpassage des internen Nachfrageteils deutlich wird, eine primitive (Ess-)Kultur, der sie eindeutig ablehnend gegenübersteht:

»die sahn so bescheuert aus diese Eskimos in diesem Film also ich mochte die nich wie die dieses Fleisch so roh gegessen haben und - - also ich hab da ganz negative so Assoziationen dazu« (iN 12/28-12/30)

Im Anschluss an den Film wird die Informantin von einem Klassenkameraden mit der Verbalinjurie »Eskimoface« (iN 7/25) gedemütigt. Diese Form des biologistischen, ihr eine Minderwertigkeit suggerierenden Rassismus hat sie »soo getroffen« (iN 7/25).²³ Da ihre

²² Unter Bezugnahme auf die von Mecheril (2003b) vorgestellten Ebenen und Dimensionen von Rassismuserfahrungen kann an dieser Stelle von einer imaginativen Vermittlungsweise (Träume, Befürchtungen) gesprochen werden.

²³ In ihren weiteren Formulierungen klingt ein Unverständnis über das unsolidarische Vorgehen des Klassenkameraden an; dieser entspricht physiognomisch ebenfalls nicht vollständig dem konstruierten Bild vom ‚höherwertigen weißen Deutschen‘: »dabei sah der selber so (lacht) aus fand ich* aber ne der hatte auch Locken und so leichte Sch_ na ja Schlitzaugen sag ich ja nich das Wort find ich ja auch nich gut aber mh«; (iN 7/25-7/27). Gleichzeitig scheint in ihren Ausführungen jedoch eine gewisse Häme mitzuschwingen; aufgrund seiner äußeren Erscheinung wäre auch er ein potenzieller Kandidat für rassistisch motivierte Verunglimpfungen gewesen.

Freundin anwesend ist, reagiert sie defensiv (*»und da hab ich nichts zu gesagt«*; iN 12/21-12/22). Möglicherweise hat sie Angst, dass die Freundin sich die offenbar negativen Assoziationen des Klassenkameraden zu eigen macht, und will ihnen aus diesem Grund kein unnötiges Gewicht beimessen.

Während die Erzählerin über diesen Vorfall berichtet, erinnert sie sich an ein ähnlich gelagertes aktuelles Ereignis. Die Erzählchronologie erneut durchbrechend, springt sie in die Gegenwart und erklärt – wiederum ohne Charakterisierung des sozialen Rahmens und des betreffenden Ereignisträgers –, dass sie ca. drei Wochen vor dem Interview darauf hingewiesen worden sei, wie eine Eskimofrau auszusehen (*»du siehst ja aus wie ne Eskimofrau«*; iN 12/26). Genauso wie die in der Schulzeit nach dem Ansehen des Dokumentarfilms gefallene Bezeichnung *»Eskimoface«* empfindet sie die gegenwärtig konstruierte Ähnlichkeit mit einer Eskimofrau als extreme Diskreditierung ihrer Person als ein unzivilisiertes, minderwertiges Individuum.²⁴ In der Jugendzeit hat Lena Steinmetz die Diffamierung noch passiv erduldet, als Erwachsene verfügt sie mittlerweile jedoch über einen erweiterten verbalen Handlungsspielraum. Interaktionspartner haben kein Recht, sie derartig zu attackieren, und so reagiert sie auf die Abwertung verbal konfrontativ: *»und ich so hä wie wie sieht denn ne Eskimofrau überhaupt aus ja und dann hab ich gesagt das stimmt ja wohl überhaupt nich«* (iN 12/26-12/27).

Unmittelbar im Anschluss an die erste Erwähnung des Diskriminierungserlebnisses *»Eskimoface«* erzählt die Biographin von einem weiteren singulären Erlebnis, das durch die Erfahrung von genetischem Rassismus gekennzeichnet ist. Offenbar voller Vorfreude auf ein entspanntes Freizeitvergnügen macht sie sich im Alter von ca. 25 Jahren nachts auf den Weg in eine Diskothek. Kurz vor dem Erreichen dieser Lokalität wird sie in einer dramatischen Szene mit mehreren jungen Männern konfrontiert, die in einer Straßenbahn unterwegs sind; unter ihnen befinden sich auch einige, die *»so kurz geschorene Haare«*; (iN 7/33) haben. Die Bahn hält in unmittelbarer Nähe der Biographin an, und mit einem lauten Geräusch machen die Jugendlichen unerwartet auf sich aufmerksam:

»Und dann mit einmal so brrhh knallt das so von innen so gegen diese Scheibe ich guck erschreckt hoch und dann haben die von drinnen habn die irgendwie - Gott die Tür war gar glaub ich auch nicht auf mm auf jeden Fall stand die Bahn noch und dann habn ich glaub die war vorher noch auf und dann habn die irgendwas gerufen

²⁴ Die rassistischen Diskriminierungen *»Eskimoface«* und *»Eskimofrau«* sind in ihrer Ausprägungsart massiv, der Vermittlungskontext erfolgt auf einer individuellen, die Vermittlungsweise auf einer kommunikativen und der Erfahrungsmodus auf einer persönlichen Ebene. Zur Auseinandersetzung mit der im deutschen Mainstream vorherrschenden, gleichwohl als problematisch einzustufenden Bezeichnung ‚Eskimo‘ vgl. Bousoulas (2011: 629ff.).

mit Chine_ oder Eski_ ne habn die auch nich Quatsch was haben die noch mal gerufen? Auf jeden Fall habn die die ganze Zeit mir die Zunge rausgestreckt und habn Schlitzaugen gemacht so.» (iN 7/35-7/41)

Sowohl durch ihr an Skinheads erinnerndes Äußeres als auch durch ihr Verhalten erlebt die Informantin die jungen Männer als bedrohlich. An den Wortlaut ihrer rassistischen Verunglimpfungen kann bzw. will die Erzählerin sich nicht erinnern (*»haben die irgendwas gerufen mit Chine_ oder Eski_«*); beide Formulierungen beziehen sich auf ihr Äußeres, auf ihren phänotypischen Unterschied zur weißen Mehrheitsgesellschaft, und gehören zu den Ausdrücken, die sie nachhaltig verletzen. Nicht übersehen kann die Informantin dagegen ihre optischen Zeichen. Sie haben ihr die ganze Zeit *»die Zunge rausgestreckt«* und *»Schlitzaugen gemacht«*.²⁵ Hat die Biographin in ihrer Kindheit und Jugend die Rolle als Opfer noch unwidersprochen angenommen und Orte der Beschämung z. T. ohne Gegenwehr verlassen, greift sie nun auf ein konträres Verhalten zurück. Ihre persönliche Handlungsautonomie ist gewachsen, und so entscheidet sie sich, wie eine Nachfrage meinerseits ergibt, der Situation standzuhalten und die Opferrolle zurückzuweisen. Mit Genugtuung registriert Lena Steinmetz erstmals ein Erstarren ihres Potenzials, Widerstand leisten zu können, ohne dieses allerdings inhaltlich zu definieren.²⁶

»Ja da ha_ ich da war ich ja sogar schon mal ganz ähm sag ich mal stolz drauf dass ich in dem Moment schon mal was gegen halten konnte und dacht na ja jetzt stell ich mich denen aber da hab ich gemerkt jetzt geht's richtig los« (iN 8/6-8/8)

Ihre Selbstanerkennung als widerständig Handelnde wird massiv erschüttert. Mit Bestürzung muss sie konstatieren, dass ihre Fähigkeit sich in dieser Situation als kontraproduktiv erweist. Die jungen Männer interpretieren das Verhalten der Informantin gerade nicht als Zeichen von Stärke, sondern als Schwäche und fahren in ihren Attacken fort. Ungeachtet des Zwischenfalls betritt Lena Steinmetz die Diskothek. Um die demütigende Erfahrung zu bewältigen, hätte sie nun beispielsweise auf die tröstende Unterstützung eventuell anwesender Freundinnen oder Bekannter zurückgreifen können. Dieser Handlungsoption folgt die Informantin jedoch nicht. Möglicherweise hat ihre Angst, diese könnten sie fortan mit dem gleichen rassistischen Blick betrachten, ein derartiges Vorgehen verhindert. Defensiv orientiert

²⁵ Die Zuordnung zu den Ebenen und Dimensionen kann wie folgt vorgenommen werden: Die Ausprägungsart ist massiv, der Vermittlungskontext erfolgt individuell, die Vermittlungsweise kommunikativ. Der Erfahrungsmodus ist als persönlich zu kennzeichnen.

²⁶ In einer weiteren Erzählpassage des internen Nachfrageteils führt die Biographin an, dass ihre veränderte Disposition zu lebensgeschichtlichen Erfahrungen von Fremdheit und Rassismus auch auf ihre Bolivienaufenthalte zurückzuführen sind: *»Dann war ich in Bolivien dann hab ich mehr dazu gestanden und hab gesagt ich komm da und da her - - und dann hab ich auch mal wie gesagt so dagegen reagiert so inner Straßenbahn, was wollt ihr so?« (iN 9/9-9/11).*

tiert schließt sie sich nach ihrem Eintreffen umgehend auf der Toilette ein, wo sie weinend zusammenbricht. Nach Formulierungen suchend, kann sie ihre psychische Instabilität ausschließlich unter Verweis auf die allgemeine Gefühlswahrnehmung, emotional verletzt worden zu sein, erklären:

»und dann hab ich erst mal angefangen zu heuln auf der Toilette weil das warn so - (atmet tief ein) das fand ich so was von also - - verletzend und vor allem immer dieses mit diesen Augen« (iN 7/49-7/50)*

Ihre Interpretation des Gefühlszustandes erscheint zutreffend, gleichwohl deutet die Sprechweise der Biographin (Pausen, Atmung) auf ein Phänomen hin, das bereits in früheren Interviewpassagen aufgetreten ist: Erzählte Erinnerungen reaktivieren Emotionen, zu denen an dieser Stelle wahrscheinlich Wut, Ohnmacht, Trauer und Scham gehören. Insbesondere das letztere Gefühl führt offenbar dazu, dass Lena Steinmetz ihren ‚wunden Punkt‘, die Augen, nur in einer distanzierten Sprache thematisieren kann; diese ruft den Eindruck hervor, als ob die Sinnesorgane eigentlich nicht zu ihr gehören (sollen). Den Erzählfaden fortführend, wirft die Informantin wiederum einen Blick in ihre innere Erfahrungs- und Bewertungswelt und macht die eigene Hypersensibilität für ihre emotionale Betroffenheit verantwortlich; auf der kognitiven Ebene versucht sie zunächst, die Handlungen der Aggressoren als Normabweichung zu bewerten, um anschließend weitere für sie zentrale Aspekte zu beleuchten:

»ja da bin ich schon ziemlich empfindlich und dieses Mal - also das fand ich irgendwie unmöglich so also ich was heißt unmöglich - also das klingt so komisch unmöglich das beschreibt die Situation nich so aber - ich hab mich gefragt - (leiser) was wolln die eigentlich so was bringt denen das? Ja mh ja« (iN 8/1-8/4)*

Es ist zu vermuten, dass der Versuch eines reflektierten Vorgehens eine Schutzfunktion beinhaltet. Einerseits könnte es ihr helfen, eine Distanz zu dem Geschehen und den dadurch ausgelösten Gefühlen aufzubauen, andererseits den Grad ihrer Verletzbarkeit minimieren. Ihre eigene Wertung erscheint Lena Steinmetz als unangemessen, eine sprachlich passendere Formulierung fällt ihr jedoch schwer. Die Informantin leidet an dieser Stelle unter Wortfindungs- und Erklärungsstörungen. Daher liegt die Lesart nahe, dass es aus ihrer Sicht im Grunde keine Verbalisierungsform gibt, mit der das katastrophale Ausmaß des Vorfalls adäquat beschrieben werden könnte. Im Folgenden fokussiert die Biographin eine weitere Merkmalsausprägung der Schutzfunktion. Sie wechselt von der Eigen- zur Fremdperspektive und wendet sich den Motiven der Täter zu. Dieses Verständnis soll ihr offenbar nachträglich helfen, die emotional bedrohlichen Auswirkungen von Rassismuserfahrungen zu redu-

zieren. Eine befriedigende Antwort, die beispielsweise den Aufbau von Distanz gegenüber den Tätern einschließen könnte, hat Lena Steinmetz offensichtlich nicht gefunden. Ihr explorierendes Vorgehen ist – so legen Wortwahl, Intonationsabbruch und Gesprächspartikel nahe – (noch) eher von Ratlosigkeit als von Wissenszuwachs gekennzeichnet.

Dass Deutschland durch ein rassistisches Klima geprägt ist, muss die Biographin als Erwachsene auch bei der Wahrnehmung staatsbürgerlicher Rechte und Pflichten feststellen. Unter Verweis auf ihre sichtbare ethnische Differenz wird Lena Steinmetz von ihrer Umwelt zwar als ‚Fremde‘ konstruiert, ihr eigenes Erleben ist – wie bereits gezeigt werden konnte – durch Zugehörigkeitsempfindungen zu und Identifikation mit Deutschland bestimmt. Bewusst stellt sie sich daher in ihrem Wohnort [P-Stadt] als Wahlbeisitzerin für Bundes- und Europawahlen zur Verfügung. Mit diesem bürgerschaftlichen Engagement, das sicherlich auch als demonstrativer Marker ihres deutschen Zugehörigkeitsgefühls bzw. Dokumentation ihres berechtigten Anspruchs auf gesellschaftliche Teilhabe zu verstehen ist, verdeutlicht sie ihren Wunsch und ihre Forderung, in der öffentlichen Sphäre trotz ihrer phänotypischen Differenz als Gleiche aufzutreten und anerkannt zu werden. In einem »*relativ guten Viertel*« (iN 13/34-13/35), im Verständnis der Informantin offenbar ein liberaler, vorurteilsfreier Stadtteil, in dem keine rassistischen Diskriminierungen zu erwarten sind, werden ihre Bemühungen jedoch konterkariert. Ein ca. neunjähriges Kind, das seinen Vater zur Wahl begleitet – letzteren nimmt die Biographin als Juristen wahr (»*der sah so aus wie 'n Jurist*«; iN 13/36) –, weist ihr aufgrund ihrer Physiognomie den Status als gefährliche Ausländerin zu; das Kind konfrontiert sie mit den Worten, es hätte gehört, »*dass alle Ausländer Bomben werfen [und; E. B.-B.] gefährlich sind*« (iN 13/37-13/38).²⁷ Auch wenn das Kind Vorurteile aus seinem sozialen Umfeld kolportiert, trifft Lena Steinmetz der unausgesprochene Vorwurf, eine Terroristin zu sein. In dieser Situation reagiert sie nach außen hin jedoch souverän und angemessen. Da sie die Vermutung hegt, der Vater könne Jurist sein, vermeidet sie offenbar aus Bedenken vor Unannehmlichkeiten eine ausführliche Zurechtweisung des Kindes. Mit einem »*ne*« (iN 13/41) deutet die Erzählerin ihm gegenüber an, dass sie seine Meinung nicht teilt. Anschließend verweist sie ihn an seinen Vater mit dem Hinweis, er möge mit ihm das Gespräch suchen (»*das musst du mal deinen Vater fragen*«; iN 13/42-13/43).

Bemerkenswert ist im Folgenden, dass die Biographin im Vergleich zu früheren, eher defensiv orientierten Handlungsstrategien in Bezug auf das sie umgebende soziale Umfeld nun offensiv reagiert: Sie fordert unter den weiteren Wahlbeisitzern eine Diskussion und

²⁷ Die Zuordnung zu den Ebenen und Dimensionen zeigt eine massive Ausprägungsart, einen individuellen Vermittlungskontext, eine kommunikative Vermittlungsweise und einen persönlichen Erfahrungsmodus.

Solidarität ein. Dieses aktive Handeln ist einerseits sicherlich ihrem gewachsenen Selbstbewusstsein zuzuschreiben. Andererseits geht Lena Steinmetz davon aus, dass sie als deutsche, hier sozialisierte Staatsbürgerin über die gleichen Rechte wie alle anderen verfügt. Insbesondere dieses Wissen um die rechtliche Absicherung ihres Status scheint sie als berechtigte Legitimation für ihr Handeln anzusehen. Die Runde der Kollegen will den empörenden Vorfall jedoch dethematisieren; sie verweigert der Informantin die Zustimmung und Anteilnahme: *»und als ich mit dem Thema angefangen hab sind die nicht (drauf?) eingegangen«* (iN 13/44-13/45). Dieses Erlebnis desillusioniert die Informantin. Im Vordergrund ihrer Reflexionen steht freilich der Unmut über die Gleichgültigkeit, Ignoranz und mangelnde Zivilcourage ihrer Interaktionspartner, die nicht zu einer Solidaritätsbekundung bereit sind. Ihre Erfahrungen führen zu einer Verunsicherung und in der Folge zu einem latenten Gefühl von Bedrohung. Im Wahllokal richtet sie daher ihr Augenmerk nach diesem Vorfall sowohl auf die Wähler als auch die Wahlergebnisse. Beides betrachtet sie mit einem Blick, der durch Misstrauen und Argwohn gekennzeichnet ist:

»da denk ich so meine Güte ich bin hier nun aufgewachsen ich setzt mich auch - - mit (dafür ein?) ich will das auch unterstützen und dann hab ich auch immer gedacht ich meine wenn man hinterher so die Stimmen auszählt und da sind ja auch einige die die Rechten wählen oder so da hab ich dann auch so manches Mal gedacht welcher Mensch mag das gewesen sein der jetzt eben bei dir vorbeigelaufen is« (iN 13/49-14/5)

Bei den Stimmenauszählungen muss die Biographin erkennen, dass einige Wähler rechtsextreme Parteien gewählt haben. Im Gegensatz zur Erfahrung mit den Skinheads, die sie am Erscheinungsbild erkennen konnte, steht sie der Situation im Wahllokal orientierungslos gegenüber: Jeder Wähler käme als potenzieller Kandidat für rassistisches Gedankengut infrage. Lena Steinmetz hat in Bezug auf Erfahrungen von Rassismus seit ihrer Kindheit eigenständig einen Entwicklungsprozess durchlaufen, der einen tendenziell selbstsichereren Umgang nach außen beinhaltet. Inwieweit sich allerdings auch ihr Selbstwertgefühl – d. h. die affektive Dimension ihrer Persönlichkeit – durch diesen Prozess stabilisieren konnte, bleibt fraglich. Ausgehend von früh erlebten und verfestigten Erfahrungen, in Deutschland eine unwillkommene Fremde zu sein, konzentriert sich Lenas innerer Blick häufig auf den ihr bekannten Aspekt verweigerter Zugehörigkeit bzw. „soziale[r] Identität“ (Mecheril, 1997a: 14) und die Ohnmacht, ihrem eigenen Rechtsempfinden folgen zu können. So bilanziert sie am Ende des Themenfeldes ‚Wahllokal‘:

»Und ja das sind so Momente wo ich denke (ich bin?) nich erwünscht so beispielsweise bei solchen Situationen und wo und wo ich das auch irgendwie schwierig finde

weil man wächst hier ja auch auf und so setzt sich für sowas ein das sind eigentlich gleiche Rechte und das sind so ja das is son Beispiel da.« (iN 14/10-14/14)

Die langfristigen Auswirkungen, die insbesondere Rassismus-, aber auch Fremdheitserfahrungen auf Lena Steinmetz haben, sind von erheblicher Brisanz. Die Biographin lehnt sich als Person vollständig ab, und zwar sowohl in der psychischen als auch der physischen Dimension. Als soziales Wesen wäre sie auf Akzeptanz und Anerkennung angewiesen; ihre Interaktionspartner vermitteln ihr jedoch immer wieder Ablehnung, und in der Folge sieht sie sich – geprägt von diesen sozialen Erfahrungen – „mit den Augen anderer“ (Schachinger, 2005: 52). Inwieweit die Informantin von einem drastisch negativen Selbstwertgefühl betroffen ist, in dem Fremd- und Selbstbild gewissermaßen verschmolzen sind, verdeutlicht das folgende Zitat:

»ja das das was sich daraus entwickelt hat dass ich mich halt nicht mag oder nicht mochte oder so - vom Aussehn halt nich wenn einem so jemand was sagt so - ja da auch so jetzt inner Disco hab oh siehste so scheiße aus is ja auch wieder blöd so ähm - und da so also solche Sachen halt« (iN 12/36-12/39)²⁸

Ambivalenzen

Lena Steinmetz' Stegreiferzählung ist zu entnehmen, dass sich ihr biographischer Horizont ab der frühen Adoleszenz allmählich erweitert; sie beginnt, sich mit ihrer besonderen Lebensgeschichte und der Frage nach ihrer Herkunft zu befassen. Bei ihrer diesbezüglichen Vorgehensweise, die zunächst primär auf die leiblichen Eltern ausgerichtet ist, nimmt sie kurzzeitig auch die Schwester als potenzielle Verbündete, eventuell sogar als Leidensgenossin in den Blick und versucht, sie als Partnerin für vertrauensvolle und gegenseitig unterstützende Gespräche zu gewinnen. Eine ko-konstruktive Bearbeitung des Themas ist jedoch nicht möglich, da die Schwester die Gespräche boykottiert. Nicht nur mit ihr, sondern auch im Kontakt mit anderen Adoptierten, mit denen sie sich gelegentlich zwecks Erfahrungsaustausch trifft, macht Lena die Erfahrung, dass die Themenkomplexe Adoption und Herkunft von Individuen unterschiedlich wahrgenommen und umgesetzt werden. Aus einer von dem konkreten Einzelfall abstrahierenden Jetzt-Perspektive verweist sie auf eine grundsätzliche Dichotomie:

»und das unterscheidet Adoptierte ja auch insgesamt sehr einige suchen andre nicht. Und jeder hat so seine Gründe dafür warum er sucht und warum nicht.« (6/40-6/41)

²⁸ Die diskursive Konstruktion eines Unterschieds durch Angehörige der privilegierten Mehrheitsgesellschaft lässt bei den degradiert Betroffenen ein Selbstverständnis entstehen, das durch eine äquivalente Haltung geprägt ist: Sie nehmen sich ebenfalls als abweichend wahr (vgl. Mecheril, 1997b: 178).

Bei dem Versuch zu rekonstruieren, in welchem Kontext die Anstöße für die eigene Beschäftigung mit ihrer Herkunft zu verorten sind, rekurriert Lena Steinmetz auf einen Ausschnitt ihrer kindlichen Lebenswelt. In dieser Altersphase stand noch nicht die Beschäftigung mit ihrer Ursprungsfamilie sondern das Geburtsland Bolivien im Fokus ihrer Aufmerksamkeit. Die Adoptiveltern pflegten damals freundschaftliche Kontakte innerhalb eines gesellschaftlichen Milieus, das ebenfalls enge Beziehungen zu Bolivien unterhielt, mit anderen Worten, deutsche Freunde der Eltern hatten entweder selbst dort gelebt oder wohnten noch in dem Land. Über diese Kontakte erhielt sie relativ früh und unkompliziert einen ersten Einblick in ihr Geburtsland: Die Freunde der Eltern haben über Bolivien berichtet und zudem Fotos gezeigt. Auch die Adoptivmutter eröffnet ihr durch ein spanisches, von Lena mit großer Begeisterung gesungenes Kinderlied einen weiteren Zugang zum Kulturkreis Lateinamerikas. Im Rückblick auf die vergangenen Ereignisse evaluiert sie aus der Gegenwarts-perspektive: »das warn so die ersten Kontakte auch« (6/50). Nach dem Ende der Grundschulzeit haben die Eltern zur damaligen Freude Lenas mit Bedacht ein Gymnasium ausgewählt, an dem sie Spanisch als zweite Fremdsprache belegen konnte; beim Erlernen der Sprache hat die Mutter sie anfangs unterstützt.²⁹ In der Haupterzählung berichtet die Biographin zudem, dass die Eltern nach der zehnten Klasse einen fast einjährigen Chileaufenthalt für sie organisiert haben, sodass sie einen Einblick in einen weiteren lateinamerikanischen Kulturkontext gewinnen konnte.³⁰

Mit zunehmendem Alter entwickelt die Informantin auch ein starkes Interesse an ihrer Genealogie, zu erkennen unter anderem an ihrer Frage nach der sichtbaren Differenz zwischen Mutter und Tochter: »Mama warum hast du blonde Haare und ich schwarze?« (7/17-7/18).³¹ Eine für die personale Identitätsfindung Adoptierter notwendige „Verlebendigung der anderen Eltern“ (Hoffmann-Riem, 1989: 243) vermeiden Herr und Frau Steinmetz jedoch, indem sie die Existenz der bolivianischen Herkunftsfamilie, Lenas filiative Abstammung von diesen Eltern und die Gründe für die Adoptionsfreigabe nahezu vollständig igno-

²⁹ Im internen Nachfrageteil erzählt die Informantin, dass Spanisch in der Schule ihr Lieblingsfach war. Mit dem Besitz dieses kulturellen Kapitals ist ihr ein intensiverer Zugang zum lateinamerikanischen Kontext möglich (gewesen).

³⁰ Über ihren Aufenthalt in Chile berichtet Lena Steinmetz in der Stegreiferzählung nur stark kondensiert; erst im externen Nachfrageteil deutet sich an, dass sie dort – neben dem Schulbesuch – auch ein Praktikum in einem Kindergarten (eventuell auch einem Waisenheim) absolviert haben könnte.

³¹ Die Frage an die Mutter könnte auch folgendermaßen interpretiert werden: Lena wünscht sich, so wie die Mutter zu sein: blond, grünäugig und – ihrer damaligen kindlichen Perspektive entsprechend – groß. Mit einem derartigen äußeren Erscheinungsbild wäre ihr adoptions- und phänotypisches ‚Defizit‘ aufgehoben (vgl. dazu auch den Interpretationsabschnitt „Metamorphosen oder der Wunsch nach doppelter Reinheit“).

rieren.³² Vielmehr betonen sie in Interaktionen mit der Tochter den Aspekt ihrer Aufnahme in die Adoptivfamilie. Die Eltern haben ihr »immer eine Geschichte erzählt wie ich zu ihnen gekommen bin« (7/16), dementsprechend ließe sich dieses elterliche Konstrukt in Anlehnung an Schärer (1991) als ‚Lebensgeschichte ohne Anfang‘ bezeichnen. Die Ich-Erzählung der Biographin verdeutlicht, dass bereits die Vorgeschichte ihrer Adoption von ungünstigen Prämissen geprägt ist. Von ihrer Tante mütterlicherseits³³ – und nicht von der Mutter selbst – hat die Informantin erfahren, dass die Mutter mehrere Fehlgeburten hatte.³⁴ Um einen Ausweg aus ihrer emotional belastenden Lage zu finden, beschließt Frau Steinmetz während ihres Bolivienaufenthaltes als „Substitut der Familiengründung“ (Hoffmann-Riem, 1989: 32), ein Kind zu adoptieren.³⁵ Dieser Gedanke scheint insofern nahe zu liegen, als sie eine deutsche Bekannte³⁶ hat, die in einem bolivianischen Kinderheim arbeitet. Dieser Frau berichtet Frau Steinmetz von ihrem Adoptionswunsch.

Wie die Mutter, so spricht auch der Vater mit seiner Tochter nicht über sein Adoptionsmotiv. Daher ist Lena Steinmetz auch hier auf die Fremderzählungen der Tante als einziger Informationsquelle angewiesen. Von ihr ist sie über Zweifel, möglicherweise auch über eine gewisse Abwehr des Vaters in Bezug auf die Adoptionspläne seiner Ehefrau unterrichtet worden:

»sie [die Tante; E. B.-B.] hat gesagt mein Vater wollte eigentlich gar keine Kinder haben und er hätte dann gesagt zu meiner Mutter als sie uns adoptieren wollte dass ähm - o. k. wenn du das unbedingt willst kannst du das ja machen aber um die Er-

³² „Die wichtigste Botschaft, die üblicherweise dem Adoptierten weitergegeben wird, geht dahin, das Bestreben, seine Wurzeln zu kennen, zu verdrängen“ (Steck, 1998: 253). Im internen Nachfrageteil lässt eine Einlassung der Biographin erahnen, dass ihre Mutter bereits früh ein familiäres Klima geschaffen hat, in dem die Beschäftigung mit dem Thema Adoption als unerwünscht galt: »wir haben auch mal son Treffen mit andern adoptierten Kindern und das weiß ich hab ich dumpf irgendwie in Erinnerung und das kann sein dass danach is sie nicht mehr hingegangen hat sie gesagt mit mir. Und ich glaub sie wollte nich mehr. Vielleicht kamen ja dann zu viele Fragen meinerseits oder so dass sie deswegen uns da nich mehr hingeschickt hat« (iN 20/33-20/37). Erst Gespräche, die Lena – offenbar als Erwachsene – mit der Adoptivmutter führt, bewirken ein partielles Umdenken von Frau Steinmetz; sie bereut ihre Ignoranz und betont: »wenn ich gewusst hätte dass dir das so wichtig is dann hätt ich’s vielleicht anders gemacht« (iN 1/40-1/41).

³³ Bei der Information über die Adoptionshintergründe nimmt die Tante als zentrale Ereignisträgerin eine exponierte Stellung ein.

³⁴ Lena Steinmetz skizziert ihre Mutter als eine Person, die die Fehlgeburten nicht angemessen verarbeitet hat. Ihrem engsten sozialen Umfeld signalisiert Frau Steinmetz, dass sie zu Gesprächen sowohl über dieses Thema als auch über ihr Adoptionsmotiv auf keinen Fall bereit ist. An diese Vorgabe hält sich die Informantin (»das hab ich sie auch nich so gefragt«; 10/13-10/14), und so gesellt sich zu dem ‚Verbot‘, über die biologischen Eltern zu sprechen, eine weitere Komplikation; auch das Sprechen über die Fehlgeburten der Mutter bzw. ihr Adoptionsmotiv gelten als »Tabuthemen« (iN 3/14). Um dennoch Informationen zu erhalten, ist die Biographin auf Fremderzählungen von anderen Personen angewiesen.

³⁵ Zur Adoption als Lösung zweiter Wahl vgl. Hoffmann-Riem (1989: 33f.).

³⁶ Ebenso wie die Familie Steinmetz zieht die Bekannte nach ihrer Rückkehr aus Bolivien nach [P-Stadt].

ziehung müsste sie sich kümmern und er wäre dann nur sozusagen für das Finanzielle zuständig.« (iN 16/50-17/1)³⁷

Offenbar will der Vater sich dem Wunsch seiner Frau nicht vollständig widersetzen, an seine Erlaubnis knüpft er jedoch Bedingungen, mit denen er sich bereits a priori emotional von seinen zukünftigen Kindern distanziert: Die Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung und -erziehung liegt bei der Mutter.³⁸ Gespräche über diesen tiefgreifenden Konflikt haben zwischen den Eltern augenscheinlich weder vor noch nach den Adoptionen stattgefunden. Möglicherweise konnten Herr und Frau Steinmetz jedoch erahnen, dass die ‚ungeschminkte Wahrheit‘, ein nicht von beiden Elternteilen gleichermaßen erwünschtes Kind zu sein,³⁹ für die Entwicklung ihrer Tochter zu belastend gewesen wäre. So wird Lena vermittelt, dass ihre Aufnahme in die Familie eher auf einem »Zufall« (7/41) beruht und nicht einem bewusst initiierten Handlungsplan entspricht:

»Sie [die Mutter, E. B.-B.] hat grad Marmelade gekocht und dann hat diese Frau bei ihr angerufen und hat gesagt hier is n neues Kind gekomm'n. Willste nich mal schauen? Und na und dann is sie halt dahin gegang'n und ähm hat mich halt gesehn unter anderm auch gesehn. So ham sie's mir zumindest erzählt. Kann ich auch nur erzählen wie's so war. Ja und dann hat sie mich glaub ich schon n paar Tage später abgeholt. Hat noch paar Babysachen eingekauft. Und dann ähm also sie ham mich wie gesagt ich glaub das gibt's so probeweise son Kind aufzunehm für ne Woche oder so und dann bin ich halt da geblieben.« (10/19-10/26)

Die Erzählung der Eltern besagt, dass die Mutter mit einer hausfraulichen Tätigkeit beschäftigt war, und dass diese Arbeit durch den Anruf der Bekannten unterbrochen wurde. Die folgende Interaktion zwischen den beiden Frauen wird nun nicht so wiedergegeben, als ob für die Mutter die Erfüllung eines zentralen Wunsches in greifbare Nähe gerückt wäre. Scheinbar emotionslos und zudem den Anschein erweckend, es handele sich bei dem neu angekommenen Kind um eine leblose Sache, wird über einen möglichen Besuch der Mutter im Kinderheim gesprochen. Weniger aus eigenem Antrieb, sondern auf Veranlassung der Bekannten, so erscheint es, geht Frau Steinmetz schließlich in das Kinderheim. Auch die erste Kontaktaufnahme mit dem »Kind«, die – offenbar als logische Konsequenz seiner vor-

³⁷ Mit aller Vorsicht deutet die Biographin an, dass das subjektive Motiv des Vaters, sich in seiner Elternrolle nur als Ernährer verstehen zu wollen, auch vor dem Hintergrund der Fehlgeburten interpretiert werden könnte: »ich vermute dass das auf Grund der ganzen Verluste wenn man dreimal nen Kind verliert dann macht man ja viel mit ich weiß es nicht und da möchte ich das nicht zu sehr bewerten irgendwie« (iN 17/12-17/13).

³⁸ Im Kontrast zum verschleiern den Informationsumgang der Eltern ist das Vorgehen der Tante partiell von einer erbarmungslosen – in gewisser Weise auch als eine Diffamierung des Vaters erscheinenden – Offenheit geprägt. Ob sie ihre Nichte Lena mit dieser Intervention emotional möglicherweise verletzen könnte, scheint die Tante nur rudimentär interessiert zu haben. Als Mutter von zwei (leiblichen) Kindern gilt ihre Solidarität erkennbar ihrer Schwester. Das Verhalten ihres Schwagers empfand die Tante als »so gemein« (iN 17/1-17/2).

³⁹ Zur Frau als treibender Kraft bei Adoptionen vgl. Hoffmann-Riem (1989: 32).

herigen Ankündigung – ohne den Vater stattfindet, erweckt den Eindruck von Gleichgültigkeit. Erste Reaktionen der Mutter, wie beispielsweise (positive) emotionale Empfindungen, Dankbarkeit oder eine körperliche Annäherung werden vollständig dethematisiert. Unter Beachtung der vom Vater geforderten Aufgabenverteilung⁴⁰ obliegt die Abholung Lenas aus dem Kinderheim allein der Mutter, und ihr endgültiges Verbleiben in der Familie entspringt nicht einem bewussten Handlungsakt der Eltern, sondern findet en passant statt und ist zudem mit einer Art ‚Rückgaberecht bei Nichtgefallen‘ verbunden. Die Lieblosigkeit, mit der die Eltern die Geschichte der Aufnahme erzählen, legt folgende Lesart nahe: Frau Steinmetz hat sich dem eigentlichen Wunsch ihres Ehemannes nicht gefügt. Um die Adoption dennoch zu ermöglichen, dabei aber das Gesicht des Vaters zu wahren, hat sich das Ehepaar Steinmetz auf eine Legende geeinigt. Lenas Aufnahme kann – von allen Emotionen bereinigt – als ein Akt dargestellt werden, in dem beide Elternteile nicht als aktiv Handelnde (Verweigerung und Zustimmung) erscheinen müssen. Die Verantwortung für die Adoption der Tochter wird überwiegend auf eine dritte Person, die Bekannte, verlagert. Das distanziert wirkende Vorgehen der Mutter bzw. der Eltern scheint die Informantin partiell wahrzunehmen, eine explizite Bewertung nimmt sie freilich nicht vor. Die Worte »*So ham sie’s mir zumindest erzählt. Kann ich auch nur erzählen wie’s so war.*« könnten jedoch eine implizite Bewertung der Erzählerin beinhalten, mit der sie die Unbotmäßigkeit der elterlichen Praxis andeutet.

Metamorphosen oder der Wunsch nach doppelter Reinheit

Einen zentralen Aspekt nimmt in den Ausführungen der Biographin der unterschiedliche Umgang mit ihrem adoptions- und phänotypisch bedingten Andersheit ein. Bereits ab der späteren Kindergartenzeit scheint sie sukzessive zu begreifen, dass die künstliche Familiengründung durch Adoption „außerhalb eines Normalitätsmusters [liegt; E. B.-B.], das – als natürlich gedeutet – einen hohen Rang genießt“ (Hoffmann-Riem, 1989: 11). Das Kind Lena möchte freilich dem ihr aus der Umwelt bekannten, biologisch fundierten Familienmuster entsprechen, und daher stellt die Tatsache, dass die Adoptivmutter sie nicht zur Welt gebracht hat, einen Mangel dar. Das Defizit der ‚nur‘ sozialen Mutterschaft soll korrigiert und

⁴⁰ Wie im internen Nachfrageteil deutlich wird, hat der Vater seinen biographischen Fahrplan relativ stringent verfolgt, und Lena musste in dieser sozialen Beziehung weitgehend auf eine liebevolle Zuwendung und Nähe verzichten. Nach ihrer Rückkehr aus Brasilien hat Herr Steinmetz sein Verhalten jedoch derart verändert, dass die Vater-Tochter-Beziehung heute als entspannt gelten kann: »*Mittlerweile versteh ich mich sehr gut mit meinem Vater*« (iN 17/21), und beide haben »*gar nicht mehr diese Barriere [...] wie früher*« (iN 17/30-17/31).

eine ‚richtige‘, auf leiblicher Verbindung beruhende Zugehörigkeit⁴¹ zur Adoptivmutter, zumindest symbolisch nachträglich hergestellt werden. Um ihre kindlichen Vorstellungen eines derartigen Gestaltwandels realisieren zu können, ahmt sie, wie in der Haupterzählung deutlich wird, mit der Adoptivmutter immer wieder den Vorgang der Geburt nach: »so *nachspielen dieses Eigentliche dass ich eigentlich von ihr komme*« (7/23-7/24).⁴²

Ungefähr ab dem fünften bzw. sechsten Lebensjahr beginnt die Informantin zudem wahrzunehmen, dass sie sich nicht nur durch ihren genealogischen Sonderstatus, sondern auch in Bezug auf physiognomische Merkmale sowohl von ihren Eltern als auch dem weiteren sozialen Umfeld unterscheidet. Über eine vor allem emotional beruhigende Erklärung, aus welchem Grund sie sich von der weißen Mehrheitsgesellschaft optisch unterscheidet, verfügt sie im Kindesalter noch nicht: »*ich hab das nie verstanden warum ich anders ausgesehen hab. Also als ich klein war.*« (7/3-7/4). Der eigene Körper erscheint in diesem Lebensabschnitt fremd und unpassend. Ihr sehnsüchtiger Wunsch, eine gesellschaftlich akzeptierte, nicht mit einem „Negativ-Label“ (Mecheril, 2003b: 73) versehene äußere Gestalt annehmen zu können, scheint sich eines Tages ohne eigenes Zutun – und auf magische Weise – zu erfüllen. Noch heute erinnert Lena sich mit Irritationen an eine Begebenheit, die sie aus der Gegenwartsperspektive als »*einschneidendes Erlebnis*« (7/5) bezeichnet. Die äußere Gestalt einer offenbar blonden Freundin geht in einem wundersamen Akt gleichsam auf sie über, und nach dieser Metamorphose kann Lena ein assimiliertes, den Erwartungen der sozialen Umwelt entsprechendes (Wunsch-)Bild ihres Körpers konstruieren:

»Und ich erinnere mich, dass ich irgendwann so das Gefühl hatte ich bin ein großes blondes Mädchen irgendwie. Hab mich ja hab mich schon ganz alt gefühlt irgendwie vielleicht bin ich fünf sechs gewesen ich weiß es nicht so genau. Muss Kindergarten Schulzeit Kindergartenzeit noch gewesen sein. Und ich hab ähm dann in den Spiegel geguckt und festgestellt dass ich gar nicht so aussehe und das hat mich schon ziemlich so verwirrt.« (7/8-7/14)

Das, von positiven Emotionen begleitete subjektive Körperempfinden ‚blond zu sein‘, wird bei einem Blick in den Spiegel freilich zunichte gemacht: Sie ist kein großes blondes Mädchen. Die Erkenntnis trifft die Informantin nachhaltig. Da die Erfahrung nicht eingeordnet werden kann, führt sie zu einer starken Verunsicherung.

⁴¹ Nach Schneider/Rosenkranz/Limmer (2000: 1019) unterliegt das jeweilige Verständnis einer ‚richtigen‘ genealogischen Abstammung gesellschaftlichen Wandlungs- und Deutungsprozessen: „Leibliche Verwandtschaft gilt im abendländischen Kulturraum als Grundlage familialer Beziehungen. Doch definiert sich leibliche oder Blutsverwandtschaft in menschlichen Gesellschaften nicht zwangsläufig über die genetische Abstammung. Die Art und Weise, wie die Filiation definiert wird, ist letztlich eine gesellschaftliche Konstruktion“.

⁴² Möglicherweise hat Frau Steinmetz das Spiel ihrer Tochter als eine Art Hilfe bei der Bewältigung ihrer leiblichen Kinderlosigkeit gedeutet.

Im internen Nachfrageteil bietet die Informantin weitere Erzählbelege für ihren Wunsch nach einem physischen Gestaltwandel. Ausgelöst offensichtlich durch die bereits in der Kindheit einsetzenden Erfahrungen von Rassismus – vorrangig bezogen sich diese auf die Form ihrer Augen –, hat sie bereits in diesem Alter kein ungebrochenes Verhältnis mehr zu ihrem Körper und kann ihn nicht unbefangen „als Medium des In-der-Welt-Seins“ (Alheit et. al., 1999: 8) verstehen. Die abwertenden Blicke der anderen auf einen Teilaspekt ihres Körpers macht sich die Biographin zu eigen⁴³ und reagiert mit einem Gefühl der Scham⁴⁴ auf ihr Aussehen. Um ihre Selbstwertkrise, die vermutlich mit der Angst vor dem weiteren „Verlust sozialer Achtung“ (Flam, 2000: 293) verbunden ist, aufzulösen, hegt sie bereits in der Kindheit den Wunsch, das Stigma möge durch einen chirurgischen Eingriff entfernt werden: »als ich klein war wollt ich so gerne meine Augen operieren lassen größer oder so« (iN 8/16-8/17).⁴⁵ Eine derartige Überlebensstrategie der Assimilierung⁴⁶ kann in Anlehnung an Mecheril (2003a: 34) als Versuch bezeichnet werden, sich unter weitgehender Ausmerzungen ihrer Herkunftszeichen unsichtbarer zu machen. Die weißen Schönheitsideale der Mehrheitsgesellschaft akzeptierend, erhofft das Kind Lena, sich durch eine optische Anpassung vor weiteren Diskriminierungserfahrungen schützen zu können. Im thematischen Feld ‚Assimilierung‘ fokussiert die Informantin zusätzliche kindliche Strategien, von denen sie sich ein unbeschwertes (Über-)Leben erhofft. Allerdings sind diese Vorstellungen nicht von einer derartigen Radikalität geprägt, wie sie in dem Wunsch nach einer Augenoperation offenbar werden. Ihr Leiden und das daraus resultierende inständige Verlangen nach Differenzminimierung – darauf deutet die mehrmalige Verwendung des Verbs ‚wünschen‘ im folgenden Erzählabschnitt hin – entspricht eher altersgemäßen Fantasien:

⁴³ Flam (2000: 294) zufolge können sowohl subtile als auch radikale Ausgrenzungen deshalb wirksam werden, „weil die Aspiranten das Wertesystem der Statusgruppe, zu der sie gehören möchten, antizipatorisch internalisiert haben“.

⁴⁴ „Scham wird empfunden, wenn sich das Selbst im Vergleich mit den geltenden Normen, noch wichtiger, mit dem Selbstideal als mangelhaft empfindet“ (Flam, 2000: 293).

⁴⁵ In Lena Steinmetz’ Kindheit in den 1980er-Jahren war die Vorstellung, den Körper entsprechend den eigenen Wünschen ummodellieren zu lassen, noch wenig verbreitet. Auch auf Informationen über kosmetische Operationen, wie sie heute bereits Kindern über die Medien vermittelt werden, hätte die Informantin seinerzeit kaum zurückgreifen können; insofern ist ihr kindlicher Wunsch bemerkenswert. Ihre Ich-Erzählung bietet freilich keinen Hinweis darauf, vor welchem biographischen Hintergrund diese Überlegungen entstanden sind.

⁴⁶ Eine alternative Überlebensstrategie, in der die Biographin ihre leibliche Andersheit positiv bewertet und rassistische Anfeindungen mit der Antwort zurückweist, nicht über einen ‚minderwertigen‘ Körper zu verfügen, ist der Informantin aufgrund ihres Alters unmöglich. In Anbetracht mangelnder Unterstützung durch die Eltern kann sie in dieser Lebensphase auch nicht auf eine altersentsprechende verbal-konfrontative Strategie zurückgreifen. Ein derartiges Vorgehen hätte beispielsweise darin bestehen können, dass die Erzählerin die Diskriminierungen mit Worten und individuell ausgerichtet an die Verursacher zurückgibt (vgl. dazu das Beispiel von Wiemann, 2006: 175).

»oder n Zauberkasten hatt ich mal bekommen. Hatt ich mir mal gewünscht so damals in der Zeit oder (lauter) zu Gott hab ich mir so gewünscht so abends hab ich mir gewünscht dass er mir dass ich blaue grüne Augen kriege oder aussehe wie Nena oder so. Die war auch n bisschen dunkelhaarig und hatte hellere Augen so. Das warn son bisschen meine Idole deswegen auch oder Schneewittchen mocht ich gerne deswegen weil die hatte halt auch schwarze Haare und helle Haut und so das sind so wenn ich mich jetzt an diese Kindheit noch mal erinner und ähm ja - - ich hab immer ganz doll drauf bestanden dass ich eigentlich dunkelbraune Haare hab und keine schwarzen« (iN 8/17-8/26)*

Nun eher in einer kindlichen Lebenswelt verankert, nennt die Informantin Beispiele für einen von ihr metaphysisch herbeigeführten Gestaltwandel. Diesen glaubt sie entweder durch eigenes magisches Handeln oder das Erbitten göttlicher Hilfe zu erreichen. Bei der Imagination über ihr zukünftiges Aussehen orientiert sie sich an populären Idolen, die ihr durch unterschiedliche Medien bekannt sind. Als reale bzw. fiktionale Personen stellen diese beiden Identifikationsfiguren aus Lenas Perspektive eine sozial akzeptierte Verbindung zwischen Nähe und Distanz dar. Das (dunkelhaarige) Fremde wird in dem Moment weniger fremd (und bedrohlich), sobald es durch in Deutschland vorhandene und positiv konnotierte Attribute, wie eine helle Haut- und Augenfarbe, aufgewertet wird. Die Informantin gibt keinen eindeutigen Hinweis darauf, wie sie die Nichterfüllung ihrer Wünsche nach einem Gestaltwandel psychisch bearbeitet hat. Gegen Ende der Interviewpassage klingt freilich an, dass sie unter einem erheblichen Leidensdruck gestanden haben muss. Entsprechend dem Motto ‚Angriff ist die beste Verteidigung‘ versuchte sie folglich, ihre körperliche Andersheit in Interaktionssituationen zu minimieren: *»ich hab immer ganz doll darauf bestanden dass ich eigentlich dunkelbraune Haare hab und keine schwarzen«.*

»is halt nichts rausgekommen«: Die Suche nach den Wurzeln

Selbsterlebte Erfahrungen, die Lena im Zusammenhang mit dem Thema biologische Herkunft sowohl mit den Adoptiveltern als auch anderen Ereignisträgern macht, haben einen spürbaren Einfluss auf die ‚Innenwelt ihres eigenen Selbst‘ (vgl. Schütze, 1984: 82). Die unpräzisen und nicht wahrheitsgetreuen, sich teilweise widersprechende Angaben ihres sozialen Umfeldes führen zu einer massiven psychischen Verunsicherung. Um das bolivianische Adoptionsverfahren zu beschleunigen, hat der Adoptivvater der leiblichen Mutter das Sorgerecht entziehen⁴⁷ und sich wahrheitswidrig als biologischer Vater in die Geburtsur-

⁴⁷ Unklar bleibt, auf welcher Rechtsgrundlage die Entziehung des Sorgerechts damals möglich war. Sowohl das Ehepaar Steinmetz als auch ihre Tochter scheinen diesen Punkt familiär nicht angesprochen zu haben.

kunde eintragen lassen.⁴⁸ Diese Angabe des Adoptivvater bewirkt, dass ihre genealogische Verwirrung weiter verstärkt werden kann. Im internen Nachfrageteil berichtet sie von nicht näher gekennzeichneten Interaktionspartnern, dass

»viele auch schon mal gesagt [haben; E. B.-B.] so wer weiß vielleicht ist das ja wirklich hab ich auch schon mal gedacht glaub ich aber nich. Aber weiß man ja auch nich aber glaub ich nich.« (iN 17/46-17/48)

Bereits bei ihrer ersten Reise nach Bolivien, die Lena Steinmetz im Alter von 16 Jahren gemeinsam mit den Eltern unternimmt, verspürt sie den Wunsch, mehr über die leibliche Mutter zu erfahren. Eine Nachfrage der Familie im Kinderheim bleibt freilich erfolglos. In der Hoffnung, das Mysterium, das sich um ihre Herkunft rankt, doch entschlüsseln zu können, unternimmt die Informantin ab dem 23. Lebensjahr in alleiniger Verantwortung weitere Reisen nach Bolivien und widmet sich während ihrer Besuche mit Vehemenz und Erfindungsreichtum ihrem Handlungsplan Herkunftssuche. Bei ihrem ersten Aufenthalt gelingt es ihr, Einblick in eine Reihe amtlicher Dokumente zu erhalten. So besorgt sie sich beispielsweise ihre »Krankenhausunterlage« (8/20), d. h. den Beleg, in dem in der Regel u. a. Ort und Zeit der Geburt, das Geburtsgewicht, Name, Alter und Wohnort der Eltern sowie der Name des Kindes festgehalten werden. Das Papier ist allerdings wenig aussagekräftig, es enthält nur ihren eigenen und den Namen der biologischen Mutter, weitere Angaben zur Mutter, wie beispielsweise deren Adresse, fehlen. Zusätzlich findet sie in der Krankenhausunterlage die Bemerkung, dass die Mutter den Säugling verlassen hat: »Dann steht da nur drin dass meine Mutter (schluckt vernehmbar) die Mutter hat das Kind verlassen steht da so wortwörtlich.« (8/22-8/23). Möglicherweise interpretiert Lena Steinmetz diese Aussage dahingehend, dass sie ein von der Mutter unerwünschtes Kind ist. Folgt man dieser Lesart, hätte sie an einer solchen, sie psychisch belastenden Einsicht noch heute ‚schwer zu schlucken‘. Auch in den Gerichtsunterlagen, die ihren Adoptionsverlauf dokumentieren, findet die Biographin keinen entsprechenden Hinweis zum damaligen Aufenthaltsort der Mutter. Mit Bedauern muss sie außerdem konstatieren, dass Angaben zum leiblichen Vater ebenfalls nicht vorhanden sind. In der Folge konzentriert sie sich bei ihrer Suche auf die leibliche Mutter.

Die Biographin ist, wie in der Stegreiferzählung deutlich wird, ersichtlich mit den medial-kulturellen Gepflogenheiten in Bolivien vertraut. Bei der Verfolgung ihres Handlungsplans Herkunftssuche kann sie außerdem auf weitere förderliche Komponenten zurückgrei-

⁴⁸ Als ‚Stiefmutter‘ musste Frau Steinmetz dann nur noch eine Stiefkindadoption in Deutschland vornehmen. Zu illegalen Adoptionsmodalitäten vgl. das Kapitel 1 „Auslandsadoption“.

fen. So ist sie mit einem bemerkenswerten Maß an Durchsetzungsvermögen und Eloquenz ausgestattet, zudem steht ihr eine nicht näher charakterisierte Freundin zur Seite:⁴⁹

»da kommt man ganz leicht ans Fernseh. Da kommst nich wie hier so also. Da stellt man sich irgendwo in die Schlange (lacht) und ähm muss n bisschen warten. Hab ich halt erzählt ich hab halt ich muss unbedingt heut dran kommen. Ich flieg in zwei Wochen wieder nach Deutschland. Ich flog eigentlich erst n bisschen später aber egal. Sowas erfunden um da (lacht)* ich hab mir immer so Vorteile ich bin hier geborn und ich such meine Mutter und dann ham se mich auch durchgelassen und dann wurd ich halt dann vorn Kameron interviewt. Wurde zeitgleich ins Radio übermittelt und sonst ins Fernseh. War richtig spannend. Und ne Freundin von mir hat mir halt geholfen die war auch dabei und ähm sie hat auch gesagt ich kann da für dich hingehn. Ich so nee ich mach das schon.« (8/51-9/9)*

Auch wenn die Biographin keine Angaben darüber macht, kann davon ausgegangen werden, dass sie zu Beginn der Sendung als nach Deutschland adoptierte Person vorgestellt worden ist. Anschließend stellt sie sich mit ihren ehemaligen bolivianischen Vornamen vor, verweist auf das Kinderheim und nennt den ihr bekannten Namen der leiblichen Mutter. Zum Abschluss dieser Selbstpräsentation bittet sie die Zuschauer, ihr bei der biographischen Suche behilflich zu sein. Insgesamt, so legen die weiteren Ausführungen der Informantin nahe, haben ihre Aktivitäten sie derart beflügelt, dass sie sich in dieser neuen Situation zunächst in einer euphorischen Stimmung befunden hat. Dazu haben sicherlich auch die freundlichen und interessierten Nachfragen nicht näher spezifizierter Personen aus ihrem nahen Umfeld beigetragen (»Oh haste deine Mutter schon gefunden?«; 9/11-9/12). Ihre hoffnungsfrohe Grundhaltung scheint jedoch nach einigen Tagen zu weichen. Da ihre Aktivitäten zu keinem Ergebnis geführt haben, kann sie das damalige Geschehen aus der Jetzt-Perspektive nur noch mit einem resignierenden Unterton kommentieren: »war eigentlich ganz nett so. Aber is halt nichts rausgekommen« (9/12).

Ihre bestehende Selbstkonstruktion, in der sie sich als eine Suchende begreift, die aufgrund ihrer emotional belasteten Lebensgeschichte auf uneigennützig Unterstützung angewiesen ist, wird aus der Perspektive einiger Bolivianer, die nicht zu ihrem nahen sozialen Umfeld gehören, nicht geteilt. Bedingt durch ihr Aufwachsen in Deutschland hat die Informantin für diese Personen ihre bolivianische, Solidarität erfordernde Eindeutigkeit verloren. Unabhängig von ihrem physiognomischen Erscheinungsbild verkörpert sie in deren Augen offenkundig eine (vermeintlich) reiche Europäerin, mit der sich – zum eigenen Vorteil –

⁴⁹ Bei der Suche nach der leiblichen Mutter stellt die Unterstützung von signifikanten Anderen für die Informantin eine zentrale Ressource dar. Dieses hilfreiche Beziehungsnetz lässt sich als ‚soziales Kapital‘ (vgl. dazu Bourdieu, 1983: 190ff.) bezeichnen.

Geschäfte tätigen lassen.⁵⁰ Gemeldet haben sich ein Detektiv und ein Geschäftsmann, letzterer wollte ein landwirtschaftliches Produkt nach Deutschland exportieren.⁵¹ Zu ihrer Erleichterung verfügt die Erzählerin mit der Mutter ihrer Freundin – deren Telefonnummer hat sie in der Fernsehsendung angegeben – über eine weitere persönliche Ressource. Unter Zuweisung der Anrufer nimmt die Mutter ihr die Konfrontation mit den offensichtlich belastenden Begebenheiten – darauf deutet die sprachliche Modulation der Erzählerin hin – ab:

»Und da is zum Glück auch immer die Mutter rangegangen von der Freundin weil ich kein Telefon hatte und die (leiser) hat dann immer gesagt nein sie sucht nur nach ihrer Mutter und hat die dann auch gleich abgewiesen so die Leute.« (9/16-9/19)*

Auch bei den beiden weiteren, mit ca. 26 und 28 Jahren durchgeführten Reisen nach Bolivien konzentriert die Erzählerin sich auf die Suche nach ihrer biologischen Mutter. Dabei absolviert sie während des ersten Aufenthaltes einen weiteren Fernsehauftritt, der wiederum dazu führt, dass sie auf der individuellen Ebene mit dem strukturellen Gefälle zwischen Industriestaaten und Entwicklungsländern konfrontiert wird. Eine junge Frau meldet sich bei ihr mit der Aussage, über Informationen zur Mutter zu verfügen. Die Angaben und Adressen, die sie Lena Steinmetz übermittelt, versetzen die Biographin wiederum in eine euphorische Stimmung: *»ich dachte oh Mann jetzt findeste tatsächlich deine Mutter. Ich glaub's nicht so« (9/47-9/48)*. Mit Unterstützung einer weiteren Freundin begibt sie sich auf die Suche, muss aber konstatieren, dass sämtliche Auskünfte nicht zutreffend sind. Da die junge Frau, eine Mutter mit Kleinkind, sie bei dem ersten Treffen um Geld gebeten hat, muss sie sich ein weiteres Mal den schmerzhaften Schattenseiten stellen, die mit ihrer Auslandsadoption von Arm nach Reich verbunden sind: *»die Leute sind halt auch sehr arm. Man muss dauernd aufpassen. Also man muss halt so n bisschen gucken halt ähm - oft sind sehr sehr nette Leute aber es is sehr viel Armut« (10/13-10/15)*.⁵² Vor dem Hintergrund der Erfahrungen, dass ihre Auftritte im Fernsehen unerwünschte und sie psychisch belastende Konsequenzen haben, entscheidet sie sich bei ihrem dritten Bolivienaufenthalt gegen eine medial unterstützte Suche nach der Mutter. Stattdessen reist sie bei ihren Nachforschungen auf abenteuerlichen Wegen

⁵⁰ Diese Folgen hat Lena Steinmetz nicht vorausgesehen. In Anlehnung an Alheit (1993: 351) ließe sich formulieren: Das Handlungsergebnis konterkariert ihre Erwartungen.

⁵¹ Die Biographin hat in der Fernsehsendung erklärt, dass sie in Deutschland einer Firma tätig ist, die dieses Produkt importiert.

⁵² Das Themenfeld ‚Muttersuche‘ löst bei der Informantin im Prozess des Erzählens wiederum eine starke emotionale Beteiligung aus, die sie allerdings durch ein leichtes Lachen und einen argumentativen Einschub abzumildern sucht: *»ich werd jetzt schon wieder traurig (lacht kurz)* wenn ich das erzähle. Und is ja auch was Andres wenn man das plötzlich jemandem so erzählt.« (10/9-10/11)*.

(»es war spannend total aufregend so«; 10/46-10/47) drei Wochen allein durch das Land und versucht – ohne Erfolg – die Mutter anhand des ihr bekannten Vor- und Familiennamens zu finden.

»und ich bin von allem geheilt«: Das »Drittland« Brasilien

In der Haupterzählung berichtet die Informantin bereits nach neun Erzählminuten in einem erzählerischen Vorgriff, dass sie im Alter von ca. 29 Jahren für neun Monate in Brasilien gelebt hat. Ihre Entscheidung für das biographische Handlungsschema ‚Brasilienreise‘ resultiert aus einer sich aus mehreren ineinander übergreifenden Erfahrungskomponenten zusammengesetzten psychischen Notsituation. Dazu gehören die vergebliche Suche nach der leiblichen Mutter, die Rassismus- und Fremdheitserfahrungen und die daraus resultierende Selbstablehnung sowie das Empfinden des ‚Nicht-ganz-Dazugehörens‘ zu Deutschland und als weiteres Element die Enttäuschung über das Verhalten der Eltern. Als zentrale Mitgestalter von Ereignissen haben sie ihrer Tochter durch den jahrelangen geheimnisvollen und irritierenden Umgang mit der Adoption den Zugang zu den eigenen biologischen Wurzeln verwehrt, eine Erfahrung, die die soziale Beziehung der Biographin zu den Eltern erheblich belastet hat. Die Zusammenballung negativer Komponenten bewirkt eine erhebliche seelische Erschütterung der Biographin; ihre innere Erfahrungswelt beleuchtend formuliert sie:

*»Und da ging es mir nicht so gut. Jetzt vor zwei Jahren muss das gewesen sein. Und damals hab ich son richtigen war ich so richtig sauer auf alles auf auf ganz Deutschland irgendwie meine Eltern und alles hier wollt ich eigentlich nur weg so.«
(3/13-3/15)*

Der Beginn des dritten Zitatsatzes verrät eine außergewöhnliche Wut, die mit dem gefühlsmäßigen Absturz verbunden ist. Die Informantin scheint sie zunächst auch verbalisieren zu wollen. Der unvollendete Satz hätte vermutlich gelautet: ‚Und damals hab ich son richtigen Hass gehabt.‘ Im allmählichen Verfertigen der Gedanken beim Reden nimmt sie jedoch eine inhaltliche Korrektur vor. Sie relativiert ihre Aussage, dabei den Wortlaut entschärfend. Die Abwertung Deutschlands und der Eltern erfolgt zudem nicht differenziert, die negativen Empfindungen werden eher global thematisiert. Offenbar hat Lena Angst vor der Radikalität ihrer Formulierung bekommen. Um niemanden – insbesondere nicht die Eltern – zu verletzen, wird der Unmut daher zurückhaltender artikuliert. Der Schluss des Zitats lässt erkennen, dass die vorrangige ‚Überlebensstrategie‘ der Biographin darin besteht, das gesamte soziale Umfeld zu verlassen. Gleichwohl existiert eine Vorstellung, wie das Leben sinnvoll alternativ gestaltet werden könnte. Statt sich den negativen Emotionen hinzugeben, verfolgt

sie intensiver eine bereits vor geraumer Zeit entwickelte Idee: »ich wollte immer gern im Straßenkinderprojekt arbeiten« (3/16-3/17). An dieser Stelle liegt die Lesart nahe, dass der Handlungsplan sich aus biographisch aufgeschichteten Erfahrungen speist, als adoptiertes Kind das Gefühl zu haben, tendenziell sowohl familiär als auch gesellschaftlich ausgegrenzt zu sein. Offenbar gerade vor diesem Hintergrund will sie sich in die Lebenswelt anderer Entwurzelter begeben und diese aktiv unterstützen. Der Plan, in einem Projekt im spanischsprachigen Argentinien zu arbeiten, wird verworfen, als ihr Professor ihr einen Praktikumsplatz in Brasilien anbietet. Intensiv reflektiert die Informantin die Vor- und Nachteile eines Aufenthaltes in diesem Land. Ihre Entscheidung für Brasilien legitimiert sie nicht nur mit einem kritischen Blick auf Deutschland, sondern – interessanterweise – auch auf Bolivien:

»hab gedacht das sei eigentlich so das Sinnvollste in ein Drittland zu fahrn was weder äh Deutschland is noch Bolivien wo ich nich immer halb halb Ausländer bin noch halb Zugehörige. Das hab ich ja in Bolivien auch auch. Ich hab n Akzent wenn ich Spanisch spreche. Ich hab's in der Schule gelernt äh da werd ich auch dauernd gefragt ob und äh es war n ganz tolles Erlebnis mal in som Land zu sein wo man richtig Ausländer is. (3/18-3/23)

Das Zitat lässt anklingen, dass das Leben in zwei Halbwegsheimaten für die Biographin per se kein vorrangiges Problem darstellen würde. Ihr kritisches Potenzial entfaltet diese grenzüberschreitende Existenz erst dann, wenn sie in den Blick der Anderen gerät. Ähnlich wie die deutsche scheint auch die bolivianische Gesellschaft von einem Gebot der ‚Reinheit‘ auszugehen. Aus unterschiedlichen Perspektiven⁵³ betrachten beide Gesellschaftsformationen Lenas Status als ‚zugehörige Ausländerin‘ mit Vorbehalten. Erst nach einer (illusorischen) Eliminierung des von ihr verkörperten »halb halb«-Modells einer jeweils Nicht-ganz-Dazugehörigen wäre Lena die vorurteilslose und unhinterfragbare Zugehörigkeit zu beiden Ländern sicher. Dem Dilemma ihrer Identität könnte die Erzählerin – so ihre Überlegungen – im neutralen »Drittland« Brasilien nun insofern entfliehen, als sie hier eindeutig als Fremde wahrgenommen wird und sich auch dementsprechend fühlen kann. Diese Vorstellungen haben sich offensichtlich erfüllt, und so kann die Biographin am Ende der Interviewpassage ein euphorisches, den Erfolg ihres Vorgehens betonendes Fazit ziehen: Endlich konnte sie in einem anderen gesellschaftlichen Kontext zumindest vorübergehend die Erfahrung einer

⁵³ Die deutsch sozialisierte Informantin fällt in der Bundesrepublik durch ihre mit einem Negativ-Label belegte ‚andere‘ Physiognomie auf. Auch in Bolivien kann Lena nicht, wie sie es selbst im externen Nachfrageteil in ihrem Wunsch nach eindeutiger Zugehörigkeit ausdrückt, »jemandem gleich« (eN 2/52) sein. Hier ‚verrät‘ sie sich durch ihren Akzent und ihren europäischen (Bildungs-)Habitat. Um zumindest den Akzent weitgehend abzulegen, hat sie eine Logopädin aufgesucht.

eindeutigen Nichtzugehörigkeit machen. Das subjektive Gefühl, sich mit einer ‚einwertigen‘ Identität als Fremde positionieren zu können (»wo man richtig Ausländer is«), hat sie erkennbar als befreiend empfunden.

Wie im internen Nachfrageteil deutlich wird, soll der Brasilienaufenthalt auch dazu beitragen, Lenas depressive Verstimmung zu reduzieren. Das Land imaginiert sie als einen Ort, an dem nahezu paradiesische Zustände herrschen:

»Brasilien war für mich immer son Traum so mit soner Lebensleichtigkeit und Musik und Cocktails so diese Klischees halt. Son Land so wo ich dachte wenn alle Menschen so offen und locker sind und alles so super ist vielleicht werd ich dann auch so son bisschen befreit von allem« (iN 15/31-15/34)

Bereits vor der Reise ahnt die Informantin, dass ihre Vorstellungen lebensfern sind. Eine Alternative zur Brasilienreise, so argumentiert sie, gibt es aufgrund ihres desolaten emotionalen Zustands jedoch nicht: »ich hatte gar keine andere Möglichkeit mehr so gesehen zu diesem Zeitpunkt weil's mir so beschissen ging« (iN 15/41-15/42). In ihrer biographischen (Planungs-)Perspektive ist zudem die Hoffnung auf Heilung ohne Anstrengung ein bedeutendes Thema (vgl. iN 15/31-15/34). Die Offenheit und Unbeschwertheit der Brasilianer soll in einem ‚Abfärbeprozess‘ gleichsam automatisch auf sie übergehen. In einem anderen Bild vergleicht sie die Reise nach Brasilien mit einer reinigenden Kraft. Diese Katharsis⁵⁴ stellt in Aussicht, dass dem Leben anschließend voll neuer Energie und Lebensfreude entgegengetreten werden kann: »das war ja immer so mein Wunsch in so was ganz tolles zu fahrn so wie ne (Dusche?) und dann geht's mir wieder super und ich bin von allem geheilt und wer weiß« (iN 18/39-18/41).

Nach ihrer Ankunft in São Paulo, der Hauptstadt Brasiliens, muss die Informantin jedoch konstatieren, dass ihre stereotype Vorstellung von diesem Land nicht zutreffend ist. Statt »Lebensleichtigkeit und Musik und Cocktails« wird sie mit Widrigkeiten des alltäglichen Lebens konfrontiert, für die sie teilweise selbst die Verantwortung übernimmt:

»ich bin hingeflogen hatte keine Wohnung hatte keine feste Zusage für meinen Praktikumsplatz und bin so ins Blaue geflogen. Hab die Wohnung hier zwischenvermietet konnte auch noch nicht richtig Portugiesisch sondern nur Spanisch und bin dann da angekommen.«(iN 15/44-15/47)

Sowohl die mangelnden Sprachkenntnisse als auch das Nicht-Eingebunden-Sein in einen sozialen Kontext führen bei Lena zu unerwünschten Gefühlen von Einsamkeit und Isolation.

⁵⁴ Der Begriff ‚Katharsis‘ ist seit Aristoteles bekannt und beschreibt in der Literatur die gattungsspezifische Wirkung der Tragödie (vgl. Düwel, 2000: 249). Aus psychologischer Perspektive verweist er auf die Befreiung von lange unterdrückten Affekten und psychischen Konflikten (vgl. Schrader, 2010: 167).

Intensiviert werden diese Empfindungen offensichtlich durch die drohende Trennung von ihrem langjährigen Freund in Deutschland. Die negativen Emotionen münden freilich nicht in einer Handlungsunfähigkeit. Ihre zentralen Probleme in Brasilien erkennend, greift die Biographin zu einer angemessenen Umgangsstrategie: Sie belegt einen Intensivkurs in Portugiesisch und sucht sich ein Wohnumfeld, in dem sie soziale Kontakte zu anderen Studenten pflegen kann. Die unbefriedigende Situation bezüglich des Praktikumsplatzes (*»hab ich keine richtige Aufgabe bekommen ich hab mich auch son bisschen gelangweilt«*; iN 16/33-16/34) kann die Informantin allerdings nur minimal verbessern. Sie besucht viele andere Projekte, darunter eines, in dem im Gegensatz zu ihrem Praktikumsplatz tatsächlich Straßenkinder leben.

Neben den zahlreichen negativen Erfahrungen wird auch – und zwar bereits in der Haupteerzählung – ein Glücksfall thematisiert. Als bedeutsame Ereignisträgerin führt die Informantin die das brasilianische Präventionsprojekt betreuende Psychologin ein; dies geschieht allerdings ohne Angabe ihres Namens und ihrer originären Projektaufgabe. Mit der Psychologin hat Lena Steinmetz intensive Gespräche bezüglich der Adoptionsthematik geführt. Als ein zentraler Punkt kristallisiert sich dabei der im Sozialisationsprozess von der Mutter tradierte, jedoch Lena belastende Umgang mit ihrer Adoption heraus. Gegenüber Interaktionspartnern fühlt sie sich seit der Kindheit immer wieder genötigt, sie über adoptionsspezifische Aspekte der eigenen Biographie aufzuklären.⁵⁵ Mit dem Hinweis auf Lenas zu schützende Privatsphäre begründet die Psychologin einen alternativen Handlungsvorschlag: Sie sei nicht *»verpflichtet«* (11/3), dem jeweiligen Gesprächspartner Einblicke in ihre lebensgeschichtliche Entwicklung zu gewähren und solle die Gestaltbarkeit eines derartigen Vorgehens *»einfach mal versuchen«* (11/5). Den Außenimpuls als herausfordernde Aufgabe betrachtend, versucht die Erzählerin in der Folge, sich im neutralen *»Drittland«* Brasilien neue Erfahrungen insofern zu erschließen, als sie ihre deutsche Staatsangehörigkeit und den damit korrespondierenden biographischen Bruch zunehmend dethematisiert (*»ich hab das auch immer stückweise auch versucht das nich gleich zu erwähnen.«*; 11/5-11/6). Zu diesem Zweck wählt Lena ein – zunächst eher mühevolleres, weil ungewohntes, letztlich aber Vergnügen bereitendes (*»Das hat mir dann hinterher auch richtig Spaß gemacht«*; 11/23) – Identitätsspiel aus: Gesprächspartnern in Brasilien gegenüber positioniert sie sich eher als Bolivianerin und seltener als Deutsche. Die entsprechenden Rückmeldungen (*»um*

⁵⁵ Als Erklärung für ihr kontraproduktives Verhalten greift sie argumentativ auf das negative Muttermodell zurück: *»ich denke mal das lie_ kam wahrscheinlich auch weil meine Mutter uns immer so vorgestellt hat.«* (11/6-11/7).

mal die unterschiedliche Reaktion zu hörn« (11/26) scheinen insbesondere der Überprüfung zu dienen, inwieweit ihre jeweilige Inszenierung tragfähig ist und ob damit ein sie psychisch belastender Einblick in ihre Adoptionsbiographie vermieden werden kann. Aufgrund der gesellschaftlichen Bedingungen ist diese Ausweichstrategie in Lenas konkreter deutscher Lebenswelt dagegen nicht ohne Weiteres möglich, wie sie zu ihrem Bedauern konstatieren muss: »Und jetzt hab ich halt ab und zu dass ich's halt dann doch erzähle. Hier muss ich mich wieder n bisschen zusammenreißen in Deutschland.« (11/28-11/30). Die Kluft zwischen deutschem Vornamen und ausländischer Erscheinung evoziert Irritationen und indiscrete Fragen. Bereits ab der frühen Kindheit hat Lena durch das negative Vorbild der Mutter nicht lernen können, sich sukzessive und jeweils altersangemessen dagegen zur Wehr zu setzen.⁵⁶ Ausgelöst offenbar (auch) durch die positiven Erfahrungen des Identitätswechsels in Brasilien, sucht sie nach einer in Deutschland praktikablen und pragmatischen Vorgehensweise. Um den Widerspruch der Wahrnehmungsebenen bei den Interaktionspartnern aufzulösen und insistierendes Nachfragen von vornherein zu unterbinden, will Lena Steinmetz sich durch die Wiederannahme ihrer bolivianischen Vornamen⁵⁷ als eine vorwiegend aus der Fremde stammende Person präsentieren. Deren Biographie – so ihre Überlegungen – wäre nicht weiter erklärungsbedürftig:⁵⁸

»deswegen bin ich jetzt auch grade am Überlegen ob ich nich einfach wieder meinen Namen zu ob ich den Namen Ariadna Elizabeth nich vorziehe weil wenn wenn dann jemand fragt woher kommst du denn würd ich sagen Südamerika und dann wär die Geschichte geklärt.« (11/30-11/33)

Ein zusätzlicher reflexiver Lernprozess, bei dem die soziale Beziehung zur Psychologin als temporärer biographischer Beraterin ebenfalls eine entscheidende Rolle spielt, bezieht sich auf eine weitere zentrale Facette ihrer Adoptionsthematik: die Suche nach den leiblichen Eltern. Die Psychologin geht von einer seelischen Gefährdung der Erzählerin durch ihre unaufhörliche retrospektive und vergebliche Suche nach den biologischen Eltern aus und sie erkennt, dass die Übermacht der Vergangenheit den Blick Lenas trübt und eine zukunftsorientierte biographische Planungsfreiheit schmälert:

⁵⁶ Diese Gegenwehr hätte beispielsweise im Ignorieren der Frage oder dem dezidierten Hinweis bestehen können, derartige Fragen seien übergriffig und würden nicht beantwortet.

⁵⁷ Bereits kurz nach dem Beginn ihrer Stegreiferzählung hat die Informantin eine mögliche Vornamensänderung ebenfalls unter der Fragestellung angesprochen, wie ihr Leben in sozialen Strukturen, die eine strikte Grenzziehung zwischen Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit vornehmen, psychisch unbelasteter verlaufen könnte.

⁵⁸ Zu vermuten ist jedoch, dass Interaktionspartner diesen Hinweis letztlich ebenfalls nicht akzeptieren werden. Auch er verlangt Erklärungen, beispielsweise auf die ihr hinlänglich bekannte Frage: »wie lange lebst du schon hier?« (2/3).

»Und dass ich ähm mehr nach vorn in die Zukunft gucken müsste und nicht so in die Vergangenheit weil wenn man dauernd immer auf seine Vergangenheit guckt dann geht die Zukunft verschwindet sie soweit dass man irgendwann wie hat sie das genannt? Ähm so gewisse wichtige Dinge so die verbaut man sich dann wahrscheinlich auch so also und das hab ich dann auch irgendwann gemerkt« (11/10-11/15)

Die Gespräche mit ihrem Interaktionsgegenüber bewirken, dass die Informantin dem Gefangensein im ‚Käfig genetischer Herkunftssuche‘⁵⁹ durch einen Lernprozess sukzessive entfliehen kann. Resümierend konstatiert sie, dass »Zukunftsgedanken« (11/16) in Bezug auf »Familie oder Kinder oder Studienabschluss« (11/16-11/17) in ihrem Leben bisher nicht die ihnen zustehende Rolle eingenommen haben. Im Folgenden betont die Erzählerin nachdrücklich den außergewöhnlichen Wert der Anstöße von außen:

»das fand ich sehr sehr gut dass sie mir das damals erzählt hat. Das war halt in Brasilien (lacht) wie gesagt wie gesagt nach Brasilien gefahren um da sonen Tipp zu kriegen na ja aber das hat mir sehr gut geholfen.« (11/19-11/22)*

Dem in der fernen Fremde (ca. ein Jahr vor dem Interview) erfolgten Motivationsschub und der ihr eigenen Art der Verarbeitung steht Lena Steinmetz noch mit einem gewissen ungläubigen Staunen gegenüber; darauf deutet ihre selbstironisch-distanzierte und von einem Lachen begleitete Formulierung hin: Bis nach Brasilien musste sie fahren, »um da sonen Tipp zu kriegen«. Unter Berücksichtigung des Ansatzes von Schütze (vgl. Schütze 1981, 1984) kann Lenas Erfahrungshaltung gegenüber den lebensgeschichtlichen Ereignissen an dieser Stelle als Wandlungsprozess bezeichnet werden. Er ist gekennzeichnet durch die überraschende Erfahrung, dass ihre „Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten“ (Schütze, 1984: 92) erweitert wurden.

Während jener reflexive Lernprozess sich als ein interpersonaler, auf Kommunikation und Interaktion angewiesener bezeichnen lässt, schält sich bei der Informantin im Verlaufe des weiteren Brasilienaufenthaltes ein zusätzlicher Lernprozess heraus, der intrapersonal,

⁵⁹ Eher diffus scheint die Autobiographin bereits seit längerer Zeit zu ‚wissen‘, dass ihre langjährige gedankliche Auseinandersetzung mit den biologischen Eltern und die Suche nach ihnen bzw. der Mutter eine – auch zeitlich – sehr hohe Intensität in sich barg. Im Prozess des Erzählens erkennt und benennt sie das kritische Potenzial, das diesem Gefangensein in der Wurzelsuche innewohnt: »ich wusst es eh aber wenn ich’s jetzt so erzähle is es is es eigentlich schon fast zu viel« (12/23-12/24). In der Formulierung Lenas scheint ein resignativer Unterton mitzuschwingen. Gleichwohl verdeutlicht das gesamte thematische Feld ‚Herkunftssuche‘, dass die nun bewusste und revidierte Sicht auf ihre Biographie nicht mit dem Gefühl des Ausgeliefertseins einhergeht. Die Erzählerin scheint ihre Erkenntnis für eine alternative Sinnsetzung und Handlungsorientierung zu nutzen. So entscheidet sie sich ca. ein Jahr nach der Brasilienreise bewusst gegen einen neuerlichen Aufenthalt in Bolivien; er wäre unter Umständen wieder mit einer weiteren (vergeblichen) Suche nach der leiblichen Mutter belastet.

also im Individuum stattfindet. Anscheinend nach dem Ende des Praktikums in Brasilien⁶⁰ greift Lena Steinmetz für die ihr noch verbleibende Aufenthaltszeit auf das vertraute biographische Handlungsschema ‚Reisen‘ zurück.⁶¹ So fährt sie – zunächst mit einer Freundin und später alleine – für ca. viereinhalb Monate durch Brasilien und macht dabei auch einen Abstecher nach Bolivien. Als expliziten Grund für die Rundreise durch Brasilien benennt sie die Hoffnung, die Klischees zu finden. Ein Teil dieser idealisierten Erwartungen erfüllt sich mit der Musik (»so die Musik fand ich so toll mit Trommeln«; iN 15/34). Zusätzlich kristallisiert sich für die Informantin – wiederum überraschend und unerwartet – eine weitere Erfahrungsebene heraus: Während der Reise ist sie bis auf wenige Ausnahmen vorrangig auf sich gestellt.⁶² Dieses »*Alleinsein*« (iN 19/19) empfindet die Biographin als psychisch belastend, im Nachhinein kann sie der Erfahrung jedoch positive Seiten abgewinnen. Die Einsamkeit hat sie nicht hilflos werden lassen, sondern einerseits ihre Eigenständigkeit gefördert und andererseits die Besinnung auf das eigene Dasein ermöglicht: Sie hat viel »*nachgedacht so*« (iN 18/49). Mit der kritischen Reflexion »*was will ich jetzt was mach ich wo fahr ich hin*« (iN 18/47-18/48) ist zwar zunächst die Frage ihrer geographischen Mobilität und einer augenblicklichen Situationsbewältigung angesprochen. Gleichwohl kann davon ausgegangen werden, dass die Erzählerin an dieser Stelle – in Anlehnung an die Worte Alheits (vgl. Alheit, 1992b: 75) formuliert – mehr meint, als sie sagt. Bei näherer Betrachtung erschließt sich die metaphorische Bedeutung ihrer Formulierung: Damit dürfte auch ein Lernprozess gemeint sein, der neue Lebensziele und -wege erfasst. Eine zusätzliche Erweiterung biographischer Handlungsautonomie erfährt die Informantin mit der Erkenntnis, extreme Schwierigkeiten bewältigen zu können. Exemplarisch für »*Schocksituationen*« (iN 19/1) führt sie Probleme mit einem Geldautomaten in einem entfernten Winkel Brasiliens an (»*oh irgendwo in Manaus am Amazonas*«; iN 18/50). Lena Steinmetz gibt keinerlei Auskünfte über ihre Bewältigungsstrategie, wohl aber kann davon ausgegangen werden, dass sie sich den Schwierigkeiten aktiv gestellt und Problemlösungsmöglichkeiten gefunden hat.

Ähnlich wie die phantasievollen Imaginationen in der Kindheit⁶³ erhofft Lena Steinmetz als Erwachsene, durch eine fiktive ‚magische Kraft‘, eine Leichtigkeit des Lebens zu erzielen. Ihre (Reise-)Erfahrungen in Brasilien stehen dieser Vorstellung freilich mehrfach entge-

⁶⁰ Eine exakte zeitliche Einordnung lässt sich aus den Ausführungen der Biographin nicht entnehmen.

⁶¹ Dieses biographische Handlungsschema ist der Informantin bereits ab dem 16. Lebensjahr durch die erste Südamerikareise mit den Eltern vertraut. Auch ihre späteren Erfahrungsaufschichtungen sind durch dieses Schema (mehrfache Reisen nach und Rundreisen in Bolivien) geprägt.

⁶² Zu den Ausnahmen zählen gelegentliche Kontakte mit Reisebekanntschaften und ein zweiwöchiger Aufenthalt in Bolivien.

⁶³ Vgl. den Interpretationsabschnitt »*Metamorphosen oder der Wunsch nach doppelter Reinheit*«.

gen, sodass erst eine mühsame biographische Arbeit, in der die innere und äußere Realität auf eine spezifische Art und Weise verschränkt sind, zu einer veränderten „Selbst- und Weltreferenz“ (ebd.: 76) beiträgt. Erst vor diesem Hintergrund ist die Informantin in der Lage, einen mehrschichtigen Perspektivenwechsel auf ihre Biographie vorzunehmen. Im Kontrast zu früheren Ausführungen, in denen sie artikulierte, eine größtmögliche Entfernung zu den Eltern herstellen zu wollen, kann sie nun die Freude über eine Wiederannäherung an Deutschland und die Eltern betonen. Durch die Reise nach Südamerika ist sie – mit einem gewissen Widerstreben – auch in der Lage, ihre Bindung an Vater und Mutter zu erkennen und vorsichtig wertzuschätzen. So formuliert sie bereits im ersten Drittel der Haupterzählung:

»ich hab mich auch auf Deutschland gefreut so meine Eltern wieder zu sehen. Da hab ich irgendwie ja auch gemerkt dass ich sie doch auch irgendwie ganz schön vermisse oder was ich eigentlich so an denen habe« (3/26-3/29)

Den Erzählfaden fortsetzend differenziert die Biographin ihre Einschätzung. Auf einer eher rational-kognitiv ausgerichteten Ebene hätte sie auch vor dem Brasilienaufenthalt den Wert familiärer Bindungen anerkannt. Nach ihrer Rückkehr wird diese Ebene zugunsten einer höherwertigen verdrängt: Auch emotional ist Lena nun in der Lage, die Bindung an die Eltern zu verspüren, eine Erkenntnis, die sie als hochgradig bedeutsam ansieht: *»Aber das so zu spüren das war was ganz ganz anderes« (3/31-3/32)*. Deziidiert spricht sie im Themenfeld ‚Neubewertung‘ die deutsche Kultur an. Die kulturelle Differenz zu Brasilien und Bolivien erscheint ihr von erheblicher Signifikanz, und so gibt sie im Folgenden einen Einblick in die für sie entscheidenden strukturellen Markierer: Sauberkeit, Sicherheit, Wohlstand und klimatische Bedingungen. Die ersten drei Kriterien projiziert Lena Steinmetz auf den Besitz von hochwertigen Fahrrädern, mit denen man jederzeit sicher und unbeschwert unterwegs sein kann: *»Wir fahrn dann abends ham irgendwie Fahrräder oder schöne Fahrräder fahrn dann abends weg so.« (3/34-3/35)*. Bei den klimatischen Bedingungen nimmt sie den *»Frühling« (3/36)* – möglicherweise in der symbolischen Verknüpfung mit Fruchtbarkeit und Wachstum – als besondere Jahreszeit wahr.

Der zentrale Wendepunkt in Lena Steinmetz’ (Er-)Leben ist die nach der Reise mögliche positive Selbstwahrnehmung, die im eklatanten Kontrast zu ihren früheren Minderwertigkeitsgefühlen steht.⁶⁴ Im internen Nachfrageteil führt die Informantin sie zum einen auf das

⁶⁴ Vgl. dazu den Interpretationsabschnitt *„»von welchem Stamm kommst du denn überhaupt?«: Rassistische Degradierungen“*.

Erleben von Stärke und Durchhaltevermögen in Brasilien zurück. Zum anderen kommt ihrer sozialen Positionierung in Bolivien eine zentrale Rolle zu:

»Und ich hab nen ganz andres Ansehen so in Bolivien so guck mal da die kommt aus Deutschland Ausbildung die finden das ja immer alle ganz toll und da hab ich auch manchmal schon so Anwandlungen gehabt da hab ich mich schon arrogant gefühlt und so. Und dass ich jetzt schon manches Mal so das Gefühl hab oh ich - ähm - was ich gar nich so kannte dass ich mich gut finde plötzlich.« (19/3-19/7)

Die ihr nun mögliche positive Selbsteinschätzung konnte die Biographin nicht antizipieren, sie ist, so legt das Wort »plötzlich« nahe, überraschend eingetreten. Folglich kann ihre Erfahrungshaltung gegenüber den erzählten Ereignissen mit Schütze (1984) als Wandlungsprozess bezeichnet werden. Mit diesem veränderten Selbstbezug geht auch eine gewandelte Einstellung gegenüber der Welt einher. Beispielhaft benennt die Biographin Aspekte dieser Transformation: Im Studium arbeitet sie selbstsicher, engagiert und initiativ mit. Anschließend sucht die Erzählerin dezidiert nach einer Erklärung für ihr neues Selbstbewusstsein. Ihr Fazit lautet: »Das ist wahrscheinlich wirklich dadurch dass ich so alleine war dass ich mich dadurch mehr selbst gefunden hab« (iN 19/12-19/13). Diese ‚Besinnung auf sich selbst‘ hat Lena Steinmetz in der Folge das positive Gefühl von persönlichem Wachstum bzw. eines ‚biographischen Fortschritts‘ (vgl. Dausien, 1996: 396) eröffnet, zu erkennen am Resümee: »also es hat sich wirklich viel geändert danach« (iN 19/14).

»dass dieses Aussehen unwahrscheinlich viel ausmacht«: Ein kritischer Blick auf Auslandsadoptionen

Ebenso wie bei Il-Kyu Choi und Montaine Habermann habe ich mich auch bei Lena Steinmetz im Rahmen der externen Nachfragen (eN) nach ihrer Einschätzung von Auslandsadoptionen erkundigt. Auf meine Frage rekurriert sie zunächst auf eine spezielle Adoptionspraxis, bei der Kinder im Internet mit Fotos angeboten werden.⁶⁵ Den Warencharakter, der dieser Form der Vermittlung innewohnt, empfindet die Informantin als »ganz grässlich auch so also nich schön und is ja wie im Supermarkt son bisschen« (eN 1/40). Grundsätzlich ist Lena Steinmetz jedoch nicht gegen Auslandsadoptionen. Exemplarisch verweist sie auf ihre Erfahrungen in Chile. Augenscheinlich hat sie dort in einem Heim für Waisenkinder gear-

⁶⁵ Im Jahr 1998 haben namhafte, mit internationalen Adoptionen befasste deutsche Verbände und Auslandsadoptionsvermittlungsstellen in einer Presseerklärung auf eine derartige, vorwiegend in den USA ausgeübte Praxis hingewiesen und ihre Besorgnis erklärt: „Aus fachlicher Sicht halten wir es nicht für vertretbar, Kinder mit Bild und persönlichen Angaben in einem weltweiten Medium vorzustellen; selbst wenn es sich dabei um legale Adoptionsvermittlungen handeln würde“ (Resolution: Presseerklärung vom Frühjahr 1998).

beitet und deren elternloses Leben als prekär empfunden. Um dieses gravierende Defizit zu beheben, würde die Informantin sogar Konstellationen akzeptieren, in denen die zukünftigen Eltern sich nicht ausreichend mit den offenbar nicht unproblematischen Folgen einer Auslandsadoption befasst haben:

»die sind die ganze Zeit ohne Eltern und selbst wenn es Eltern sind die nich so drauf vorbereitet sind find ich's immer noch besser wenn sie in irgendeiner Familie sind und ne Bezugsperson haben als gar keine« (eN 1/45-1/46)

Im Folgenden relativiert die Informantin ihre Aussage mit den Worten »Auslandsadoptionen - find ich schon sehr brisant« (eN 1/48). Ohne zunächst die Problematik zu benennen, formuliert sie einen konkreten Vorschlag für die Vermittlung von Adoptivkindern: Sie würde »erst mal sagen gucken ob man's im eigenen Land vermitteln könnte und wenn dann absolut keine Möglichkeit is dann nach außen hin« (eN 2/1-2/3). Allerdings verknüpft sie damit die explizite Forderung auf eine angemessene Vorbereitung der zukünftigen Adoptiveltern: Es müsste »Kurse geben oder so wie wie bereitet man vor was kommt auf einen zu« (eN 2/3-2/4). Meine Frage nach ihrer Bewertung des Unterschiedes von Inlands- und Auslandsadoptionen beantwortet sie mit einer Argumentation, in die nicht zuletzt auch eigene lebensgeschichtliche Erfahrungen einfließen:⁶⁶

»weil ich glaube dass die Probleme eines Adoptierten im eigenen Land nich so groß sind wie im Ausland weil ich das bei allen Adoptierten so gehört habe oder auch von mir selber weiß dass dieses Aussehen unwahrscheinlich viel ausmacht. Dieses anders aussehen das is einfach so und das kann man nich wegmachen.« (eN 2/12-2/15)

Aus entsprechenden Kontakten ist der Biographin bekannt, dass auch deutsche Adoptierte ein Gefühl von Nichtzugehörigkeit entwickeln können, das aus der fehlenden genealogischen Verankerung resultiert. Für Außenstehende sind diese Gefühle jedoch nicht erkennbar und können folglich nicht angesprochen werden:

»Bei andern Adoptierten kenn ich das zwar dass die immer dieses Gefühl haben in der Familie nich ich gehör nich so dazu aber die Leute die außen stehn die kriegen das gar nich mit. Und die werden dann auch nich so dauernd drauf angesprochen. Und dieser Rassismus oder etwas anderes taucht da nich auf« (eN 2/15-2/19)

⁶⁶ Als Hauptbezugsperson hat sich Lenas Mutter nicht mit den Konsequenzen auseinandergesetzt, die aus der Adoption eines ausländischen Kindes resultieren. Vorwurfsvoll und durchaus mit einer gewissen Empörung formuliert Lena am Ende des vorliegenden Interviewteils: »dieses sich nich erklärn können von meiner Mutter, dass die Leute auf nen anderes Aussehen so reagieren das müsste eigentlich ganz klar sein also so was gibt es einfach hier in der Gesellschaft und dann auch beim eigenen Kind also da bin ich ja nich von ausgenommen« (eN 4/4-4/7).

Auslandsadoptierte wie Lena Steinmetz dagegen fallen durch ihr Aussehen auf und werden in unterschiedlichen sozialen Kontexten von Interaktionspartnern immer wieder als Nicht-zugehörige konstruiert. Auch wenn die Biographin es an dieser Stelle nicht explizit artikuliert, wird deutlich, dass sie die ihr fortgesetzt zugeschriebene Andersheit als verletzende Degradierung ihrer Person wahrnimmt. Sie hat erkennbar ein Bewusstsein darüber, was ihr widerfährt, und sie bezeichnet die Umgangsformen und Redeweisen der Anderen mit der theoretischen Kategorie ‚Rassismus‘. Die Biographin verbindet mit Auslandsadoptionen zwar den Vorteil einer gesicherten Zukunft, den aus ihnen resultierenden Nachteil kann er dagegen nur bedingt aufwiegen: »Der Vorteil is klar nen anderes Land da is es vielleicht gesicherter in der ganzen Zukunft klar aber ich geh von der Problematik einfach aus ja.« (eN 2/20-2/21).

9.3 Resümierende Betrachtung des Einzelfalls⁶⁷

Nahezu direkt nach dem Erzähleinstieg führt Lena Steinmetz sich mit der Bezeichnung ‚ich‘ als Biographieträgerin in die Stegreiferzählung ein. Auffällig ist, dass sie bei der Darstellung ihrer Lebensgeschichte in weiten Teilen nicht der biographischen Chronologie folgt. Stattdessen ist ihre Haupterzählung durch vielfältige Zeitsprünge und assoziative Themenwechsel gekennzeichnet. Getrieben durch die Zugzwänge des Erzählens, so die Annahme Schützes (vgl. Schütze, 1987), agiert der Informant im narrativen Interview mit Informationsbereitschaft. Die Stegreiferzählung der Biographin entspricht dieser Annahme nicht in jedem Fall. Erfahrungen von Rassismus deutet sie in der Haupterzählung zwar an und bietet mit der Szene Kinderspielplatz einen konkreten Beleg.⁶⁸ Ihre diesbezüglichen Erlebnisse relativiert die Erzählerin jedoch, indem sie sie beschönigend als Hänkeln bezeichnet. Erst im internen Nachfrageteil – möglicherweise aufgrund eines gewachsenen Vertrautseins mit der Interviewsituation und/oder bedingt durch konkretes Nachfragen der Interviewerin – legt sie weitere Details dar, und die prekäre Quantität und Qualität ihrer Rassismuserfahrungen wird erkennbar. Als Wissensformen, auf die die Informantin in ihrer Erzählung zurückgreift, sind im Wesentlichen Erinnerungsschemata zu nennen; als vortheoretisch zu bezeichnende Elemente entspringen sie ihrer menschlichen Ereignis- und Erlebnisebene.

In ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung konstruiert sich die Informantin vielfältig als eine Person, die (noch) auf der Suche ist und die zugleich, insbesondere durch die Reise

⁶⁷ In die resümierende Betrachtung des Einzelfalls fließt ein weiteres, bisher nicht dokumentiertes Analyseergebnis ein; es bezieht sich auf den Bereich der Paarbeziehungen (vgl. dazu Seite 277).

⁶⁸ Vgl. dazu den Interpretationsabschnitt „»ach so ja o. k. dann is ja in Ordnung«: Verdrängungen“.

nach Brasilien, auf einige existenzielle Fragen bereits Antworten gefunden hat. Handlungen biographisch relevanter Personen (leibliche und soziale Eltern) haben dazu geführt, dass sie über keine Informationen bezüglich ihrer biologischen Herkunft verfügt. In der Folge strebt sie in der Adoleszenz und vor allem im jungen Erwachsenenalter intensiv danach, Licht in das Dunkel zu bringen. Erst der interaktive Austausch mit der brasilianischen Psychologin bewirkt, dass die Suche nach der leiblichen Mutter ihre Dominanz verliert und die Trauer um das ‚ungelebte Leben‘⁶⁹ mit der Mutter nachlässt. Vorwärtsgerichtet scheint die Informantin nun in der Lage, sich langfristig neue Handlungsspielräume zu erschließen. Auch die aufgeschichteten Erfahrungen von Rassismus und Fremdheit haben zur Folge, dass die Erzählerin sich ‚auf die Suche‘ begibt. Dazu zählt zum einen die Überlegung, sich Interaktionspartnern gegenüber möglicherweise eindeutiger zu präsentieren – gemeint ist eine deutlichere Übereinstimmung zwischen optischer Präsenz und Namen – und damit eine psychische Entlastung zu erfahren. Zum anderen kann die Suche nach einem Ort ungeteilter Eindeutigkeit, den sie für sich in Brasilien erhofft, ebenfalls vor dem Hintergrund von Fremdheits- und Rassismuserfahrungen gelesen werden. Im Bereich der Paarbeziehungen begibt sich Lena Steinmetz in neue Situationen und damit neue Erfahrungen. Ist sie vorher davon ausgegangen, dass für sie als ‚optische Ausländerin‘ nur ein analoger Partner erlaubt ist, befasst sie sich mittlerweile mit der Frage, ob sie eine Beziehung auch mit einem blonden Mann eingehen darf, ob also ihre bis dato bestehende, sie beschränkende Selbst- und Weltkonstruktion folglich umgeschrieben werden kann. Deutliche Suchbewegungen sind in Lena Steinmetz’ Biographie auch im Kontext des Studiums zu beobachten. In der entsprechenden Erzählpassage charakterisiert sie sich als eine Person, die in einem reflexiven Prozess letztlich erfolgreich die für sie geeignete Studienrichtung findet.

Neben ihrer eigenen Vorstellung als Biographieträgerin führt die Erzählerin weitere Ereignisträger von biographischer Relevanz ein, z. B. die Adoptiveltern, die Schwester, die Tante sowie Freunde und Bekannte in Bolivien. Evident ist freilich, dass sie alle nicht mit (Vor-)Namen vorgestellt werden und in einigen Fällen die von Schütze annotierte ‚beschreibende Kurzcharakteristik‘ (vgl. Schütze, 1984: 85) der Ereignisträger zwar nicht gänzlich unterbleibt, aber doch stark kondensiert ausfällt. Entsprechend den von Schütze (1984) für narrative Erfahrungsrekapitulationen vorgestellten Regel- und Ordnungsprinzipien rekurriert die Informantin im Erzählfortgang immer wieder auf eigene über temporale Schwellen hin erfolgende Zustandsänderungen und die daraus resultierenden Ereignisabläufe – als Beispiel

⁶⁹ Zum Begriff des ungelebten Lebens vgl. von Weizsäcker (1956), auch Fuchs (2007).

sei hier auf den Umzug der Familie nach Deutschland und die anschließende Verwobenheit in Rassismus- und Fremdheitserfahrungen verwiesen. Schütze (vgl. ebd.: 89) zufolge haben äußere Zustandsänderungen Auswirkungen auf die innere Erfahrungswelt des Biographieträgers. Im narrativen Interview bezieht die Erzählerin sich wiederholt auf ihre Innenwelt und beleuchtet Veränderungen ihres Selbst. So spricht sie zum einen in der konkreten Erzählsituation im Kontext Rassismus auftauchende Emotionen an (*»wenn ich jetzt darüber rede [...] das tut irgendwie so weh«*),⁷⁰ zum anderen rekurriert sie auf Gefühle, die direkt im Anschluss an Rassismuserfahrungen, also Situationen eklatanter sozialer Missachtung, aufgetreten sind: *»das fand ich so was von also - - verletzend«*⁷¹. Als Erfahrungshaltungen, die Lena Steinmetz gegenüber den biographischen Erlebnissen einnimmt, können – soweit sie identifizierbar gewesen sind – folgende Prinzipien genannt werden: das institutionelle Ablaufmuster (z. B. Familie, Schule) und biographische Handlungsschemata (beispielsweise die – letztlich erfolglose – Suche nach der biologischen Mutter und die Brasilienreise) sowie Wandlungsprozesse⁷².

Um die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte als eigenständige kognitive Figur erfassen zu können, soll im Folgenden ein Blick auf die Erzählprämisse, mit anderen Worten die Perspektive, unter der sie ihre Lebensgeschichte darbieten will, geworfen werden. Lena Steinmetz' autobiographische Thematisierung konzentriert sich auf die für sie hochproblematischen Fragen nach Herkunft und Zugehörigkeit. Bereits zu Beginn der Stegreiferzählung führt sie diese Standpunkte ein und fokussiert im weiteren Erzählverlauf deren unterschiedliche Facetten. Dabei bezieht sie sich, was die Kategorie der Zugehörigkeit angeht, auf zwei Räume: zum einen den der sozialen Beziehungen (beispielsweise Adoptivfamilie und Freunde in Bolivien), zum anderen den der natio-ethno-kulturellen Verortungen (Deutschland, Bolivien). Eine ‚Entscheidung‘ darüber, wie ihre Positionierung verlaufen könnte, hat sie offensichtlich noch nicht getroffen.

Im Anschluss an die vorangegangenen Ausführungen soll im Folgenden das Thema *Auslandsadoption* beleuchtet werden. Der Adoptionswunsch ist von Frau Steinmetz ausgegangen, die Position des Ehemannes ist dagegen von Ambivalenz geprägt. Widerstrebend gibt er seine Zustimmung, erklärt aber, dass er seinen Vaterpflichten nur bedingt nachkommen möchte. Offenbar um seiner Frau dennoch ein Stück entgegenzukommen, übernimmt er ille-

⁷⁰ Zum Zitat vgl. den Interpretationsabschnitt *„von welchem Stamm kommst du denn überhaupt?«: Rassistische Degradierungen*.

⁷¹ Vgl. ebenfalls *„von welchem Stamm kommst du denn überhaupt?«: Rassistische Degradierungen*.

⁷² Vgl. dazu den Interpretationsabschnitt *„und ich bin von allem geheilt«: Das »Drittland« Brasilien*.

gal Lenas offizielle Vaterschaft, ein Vorgehen, das die Irritation der Informantin bezüglich ihrer Herkunft weiter verstärkt hat. Lena Steinmetz' Ausführungen deuten an, dass ihre Eltern das gemeinsame Gespräch im Vorfeld der Adoption weitgehend gemieden haben. Auch eine Vorbereitung auf die Adoption, in der Themen wie beispielsweise inner- und außerfamiliärer Umgang, Diskriminierungserfahrungen oder Identität eine Rolle spielen, ist nicht erfolgt. Herr und Frau Steinmetz sind sich nicht bewusst darüber, welche Tragweite z. B. das Wissen um die genealogische Herkunft im späteren Leben ihrer Tochter haben wird, und so zeigen sie kein Interesse an entsprechenden soziobiographischen Angaben. Das Wissen um die biologische Herkunft ist für Lena jedoch von existenzieller Bedeutung. Folgende Gesichtspunkte spielen eine zentrale Rolle: das natürliche Interesse an der genealogischen Linie, aber auch die abwehrende Haltung ihres sozialen Umfeldes sowie die Erkenntnis, nur Zugang zu unzureichenden Adoptionsunterlagen zu haben. Die Auswirkungen für die Biographin sind nachhaltig: Die Suche nach ihrer Herkunft erweist sich als quälend und ergebnislos, denn die Frage nach ihrer biologischen Abstammung kann sie nicht beantworten.

Rassismuserfahrungen stellen in der autobiographischen Erfahrungsrekapitulation der Informantin eine bedeutende Komponente dar; sie sollen – ebenso wie Fremdheitserfahrungen – nachfolgend betrachtet werden. In der frühen Kindheit nimmt die Biographin zunächst keine Differenzen zu den Gleichaltrigen wahr. Lenas Unbefangenheit endet jedoch mit den ersten diskriminierenden Botschaften auf dem Kinderspielplatz. In den Folgejahren ist sie immer wieder mit entsprechenden Erlebnissen konfrontiert, bei denen, im Sinne Miles (1992), ein physisches Merkmal betont wird, sodass ein „Schutzraum vor Rassismus“ (Can, 2003: 5) für sie nicht existiert. In doppelter Hinsicht belastend ist, dass die Informantin die Unterstützung durch die Eltern vermisst und zudem selbst dazu neigt, beschämende und degradierende Rassismuserfahrungen bereits ab der Kindheit zu dethematisieren. Lena Steinmetz lebt, das legt das Interview nahe, ab einem frühen biographischen Zeitpunkt in einer weitreichenden Furcht vor Rassismus; mit Mecheril (1994: 60) kann diese Art der Erfahrung als antizipierter Rassismus klassifiziert werden. Im Verlaufe des gesamten Interviews wird zudem deutlich, dass die Biographin nicht die Verursacher ihrer Ausgrenzungs- und Degradierungserfahrungen anklagt. Stattdessen skizziert sie sich als eine Person, die aufgrund emotionaler Befindlichkeiten zu intensiv reagiert, mithin ihr negatives Selbstempfinden, ihre Gefühle von Scham und auch die Auffassung ‚Ich gehöre hier nicht hin‘ aufgrund ihrer Hypersensibilität letztlich selbst zu verantworten hat.

Das angeblich nichtstandarddeutsche Aussehen der Informantin bewirkt, dass sie von Interaktionspartnern immer wieder für ihre guten Deutschkenntnisse gelobt wird. Dies führt –

ebenso wie Fragen nach ihrer Herkunft oder der Aufenthaltsdauer – zu einer weiteren massiven Verunsicherung der Biographin. Sie ist Deutsche, identifiziert sich mit dem Land und betrachtet es mit den Worten ich bin hier »zu Hause« als ihre Heimat. Gleichwohl muss sie die Erfahrungen machen, dass sie in den Augen anderer als eine Fremde angesehen wird, als eine Ausländerin, die sich hier nicht Beheimaten darf. Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass sowohl Rassismus- als auch Fremdheitserfahrungen ihr Selbstwertgefühl und ihre Ich-Stabilität nachhaltig schädigen und sie zwingen, stetig sowohl über den ‚eigenen Wert‘ als auch die Frage ‚Wo gehöre ich hin?‘ zu reflektieren.

Tabelle 5:

Rassismus- und Fremdheitserfahrungen (RE + FE): Ebenen, Dimensionen und Belegstellen.
Eigene Zusammenstellung in Anlehnung an Mecheril (2003b)

Ebenen	Dimensionen	Belegstellen
• Ausprägungsart	• subtil • massiv	2/1-2/8 (FE) 2/1-2/8 (FE); 2/43-2/46 (RE); iN 6/30-6/35 (RE); iN 7/25 (RE); iN 12/26 (RE); iN 7/35-7/41 (RE); iN 13/37 (RE); iN 13/38 (RE) 3/20-3/23 (RE)
• Vermittlungskontext	• individuell	2/1-2/8 (FE); 2/43-2/46 (RE); iN 6/30-6/35 (RE); iN 7/25 (RE); iN 12/26 (RE); iN 7/35-7/41 (RE); iN 13/37-13/38 (RE)
• Vermittlungsweise	• kommunikativ • imaginativ	2/1-2/8 (FE); 2/43-2/46 (RE); iN 6/30-6/35 (RE); iN 7/25 (RE); iN 12/26 (RE); iN 7/35-7/41 (RE); iN 13/37-13/38 (RE) iN 7/18-7/20 (RE)
• Erfahrungsmodus	• persönlich • identifikativ	2/1-2/8 (FE); 2/43-2/46 (RE); iN 6/30-6/35 (RE); iN 7/25 (RE); iN 12/26 (RE); iN 7/35-7/41 (RE); iN 13/37-13/38 (RE) 2/43-2/46 (RE)

Den Ausführungen zu Rassismus- und Fremdheitserfahrungen folgen Überlegungen zur *hybriden kulturellen Identität*. Sowohl die Adoptiveltern als auch ihr soziales Umfeld (Freunde, Bekannte) tragen mit den jeweiligen authentischen Kenntnissen über Bolivien dazu bei, dass der Informantin bereits früh erste unkomplizierte und wertschätzende Blicke auf das Herkunftsland möglich werden. Eine weitere zentrale Unterstützung bei der Annäherung an das Land bieten ihr die Eltern mit der Wahl eines Gymnasiums mit Spanischunterricht und der Familienreise nach Bolivien. Die Eltern akzeptieren offenbar den nation-ethno-kulturellen Hintergrund ihrer Tochter. Damit ermöglichen sie ihr – zunächst aus der deutschen Ferne, später auch über den direkten Kontakt – sich Bolivien als einem geographischen, kulturellen und sozialen Raum anzunähern.

Wie die Interpretation des Interviews zeigt, greift die Informantin die elterlichen Angebote gerne auf und intensiviert in den Folgejahren aus eigenem Antrieb ihre Beziehung zu Bolivien. Die Suche nach den leiblichen Eltern (insbesondere der biologischen Mutter) kann als ein wesentliches Motiv für die mehrfachen Reisen nach Bolivien angesehen werden. Sowohl die Aufenthalte als auch ihre persönliche Offenheit befördern jedoch zugleich identitätsstiftende Einblicke in die bolivianische Kultur und erlauben es ihr, sich mit Kompetenz in zwei kulturellen Räumen zu bewegen. Auffällig ist jedoch, dass sie diese Pluralisierung ihrer Identität letztlich nicht positiv bewerten kann. Ihre ‚optische Auffälligkeit‘ hat dazu geführt, dass sie in Deutschland, beginnend mit dem Kindesalter, „einer Vielzahl von subjektiv hochproblematischen, identitätsrelevanten Negativbotschaften“ (Mecheril, 1997b: 183)⁷³ ausgesetzt war. Um dieser Last zu begegnen, greift sie zur individualisierenden Strategie ‚Einwertigkeit‘: In Deutschland will sie ihre »halb halb« Position beispielsweise durch eine Angleichung von Vornamen und ausländischem Aussehen zumindest minimieren, in Bolivien sollen profunde Sprachkenntnisse ihre deutschen Anteile verbergen. Lena Steinmetz lebt, dass sei an dieser Stelle noch einmal betont, durchaus zwei kulturelle Identitäten im Sinne einer Bewegung in beiden Räumen, allerdings konterkariert sie mit ihrer Suche nach ‚Reinheit‘ ihre hybride Identität, folglich ist ihre diesbezügliche Identitätsausrichtung als prekär zu bezeichnen.

Die nachfolgenden Ausführungen behandeln in konzentrierter Form erneut die Analysekategorie Differenzumgang; dabei werden die Perspektiven der Adoptiveltern und der Erzählerin fokussiert. Das Ehepaar Steinmetz dethematisiert die leiblichen Eltern; fordert Lena

⁷³ In Anlehnung an Mecheril (1997b: 183) können dazu folgende Botschaften genannt werden: ‚Du bist minderwertig‘, ‚Du gehörst nicht hierher‘, ‚Du bist unnormal‘, ‚Du taugst nichts‘, ‚Du bist lästig‘, ‚Du hast hier keine Zukunft‘.

dennoch Informationen, agiert es mit Desinformation bzw. dem Hinweis, über kein Hintergrundwissen zu verfügen. Im System Adoptivfamilie wird den biologischen Eltern kein Raum zur Verfügung gestellt, sodass in Anlehnung an Hoffmann-Riem (1989: 219) von einem ‚geschlossenen Bewußtheitskontext‘ gesprochen werden kann. Der Herkunft ihrer Tochter aus Bolivien stehen die Adoptiveltern dagegen – offenbar aufgrund ihrer Tätigkeit als Entwicklungshelfer – ausgesprochen positiv gegenüber. Bereits ab dem Kindesalter wecken sie auf vielfältige Weise Lenas Interesse für das Geburtsland und stellen ihr somit den Möglichkeitsraum für eine Identität in Bewegung zur Verfügung, die sowohl deutsche als auch bolivianische Elemente umfassen kann.

Die vorangegangenen Ausführungen exemplifizieren, dass die Einstellung, mit der die Adoptiveltern Lenas biographische Entwicklung in Bezug auf die Phänomene Adoption und hybride kulturelle Identität begleiten, von einer erheblichen Ambivalenz geprägt ist. Der Differenzumgang der Informantin kann als durchgängig aktiver, gleichwohl nicht immer leichter Prozess bezeichnet werden. Bereits frühzeitig beginnt sie, sich mit ihrer Andersheit zu befassen. Als junge Erwachsene reist sie mehrfach nach Bolivien und widmet sich mit Kreativität und Neugierde der Frage nach ihrer biologischen und kulturellen Herkunft. Eine natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeitskonstruktion, in der Deutschland und Bolivien im Sinne eines Sowohl-als-auch-Modells vertreten sind, erscheint der Erzählerin vor dem Hintergrund von Rassismus- und Fremdheitserfahrungen problematisch; in den Fragen Aufenthalt und Zugehörigkeit schwankt sie hin und her. Zum Zeitpunkt des Interviews scheint ihre Präferenz eher Deutschland zu gelten. Das Interview mit Lena Steinmetz lässt freilich erahnen, dass der Fokus ihres Zugehörigkeitsmodus auch wieder wechseln kann, ihre Identität mithin in Bewegung ist. Im externen Nachfrageteil wird deutlich, dass Lena Steinmetz Auslandsadoptionen vor dem Hintergrund derjenigen Erfahrungsaufschichtungen, die sich insbesondere auf den Bereich Rassismus beziehen, kritisch und distanziert. Auslandsadoptionen erscheinen ihr nur dann vertretbar, wenn eine ausreichende inhaltliche Vorbereitung der zukünftigen Eltern stattgefunden hat.

10 Adoptionsbiographien im Vergleich

10.1 Gestaltungsmodalitäten

Das folgende Kapitel nimmt eine vergleichende Betrachtung der analysierten Lebensgeschichten vor. Des Weiteren dient es der Beantwortung der in Kapitel 5 „Methodologischer Rahmen und methodisches Vorgehen“ formulierten Forschungsfragen. Bevor im Anschluss die Gestaltungsmodalitäten beleuchtet werden, soll zunächst ein Blick auf soziodemographische und ausgewählte adoptionsspezifische Merkmale geworfen werden.

Die Auswahl der vorgestellten und interpretierten Interviews erfolgte in einer Interdependenz von sensibilisierendem Konzept, Forschungsfragestellungen und Fallkontrastierung. Die Analyse zeigt, dass die Adoptionsbiographien Gegensätze, aber auch Gemeinsamkeiten aufweisen. So sind die Adoptierten in unterschiedlichen Ländern geboren, wobei die Herkunftsstaaten zum damaligen Zeitpunkt allerdings über einen Berührungspunkt verfügten, sie gehörten zu den Entwicklungsländern. Das Alter der Befragten variiert im Gesamtsample zwischen 18 und 37 Jahren, in den drei Falldarstellungen liegt das Alter zwischen 23 und 37 Jahren. Die drei Interviewten verbindet, dass sie von Lehrern adoptiert worden sind.¹ Abweichungen bestehen jedoch hinsichtlich der Adoptionsmodalitäten. Im ersten Fall (Il-Kyu Choi) setzen Vater und Mutter gemeinsam den Adoptionswunsch um, im zweiten Fall (Montaine Habermann) adoptiert die Mutter als Einzelperson ein Kind, und im dritten Fall (Lena Steinmetz) ist die Mutter die treibende Kraft zugunsten der Adoption.

Il-Kyu Choi wächst mit vier Geschwistern auf, drei leiblichen Kindern der Eltern und einer aus Südasien adoptierten Schwester. Montaine Habermann ist ein Einzelkind, das in einer Mehrgenerationenfamilie groß wird. Lena Steinmetz hat eine ebenfalls aus Bolivien adoptierte, mit ihr biologisch nicht verwandte Schwester. Il-Kyu Choi hat nach dem Erwerb des Fachabiturs eine Ausbildung im Bereich Gesundheits- und Krankenpflege durchlaufen. Zu einem späteren Zeitpunkt entscheidet er sich für eine selbstständige Tätigkeit in diesem Berufsfeld und absolviert in den Folgejahren ein akademisches Studium. Montaine Habermann verfügt über einen Hauptschulabschluss. Nach mehreren privat und beruflich unruhi-

¹ In meinem Gesamtsample zeigt sich, dass die Berufsgruppe der Lehrer einen nicht unerheblichen Teil der Adoptiveltern ausmacht. Schreiner (1984) verweist darauf, dass ausländische Adoptivkinder häufig Lehrer und in sozialen Bereichen tätige Personen als Eltern haben. Seinen Befund interpretiert er dahingehend, dass Jugendämter ihnen offenbar eher zutrauen würden, die mit einer Auslandsadoption verbundenen Probleme erfolgreich zu bewältigen. Seinerzeit war die Aufgabe des Berufes bzw. die Beurlaubung eine notwendige Voraussetzung für die Aufnahme eines ausländischen Adoptivkindes, wobei in der Regel die Mutter zu Hause blieb. Lehrern war die Möglichkeit zur befristeten Dienstbefreiung gegeben, daher könnte der Überhang dieser Elterngruppe auch diesem Umstand geschuldet sein (vgl. Schreiner 1984: 78ff.).

gen Jahren durchläuft sie erfolgreich eine Ausbildung im Hotel- und Gaststättengewerbe. Einige Jahre nach dem Abitur und einer kaufmännischen Ausbildung hat Lena Steinmetz das Studium der Sozialpädagogik aufgenommen. Die Kenntnisse der Muttersprache sind bei den drei Interviewpartnern ungleich verteilt. Während Il-Kyu Choi die koreanische Sprache verlernt und Montaine Habermann ihre Herkunftssprache nie erworben hat, konnte Lena Steinmetz umfangreiche spanische Sprachkenntnisse² erlangen.

Der Familienstatus und die Wohnverhältnisse von Il-Kyu Choi, Montaine Habermann und Lena Steinmetz weisen Ungleichheiten auf: Il-Kyu Choi ist geschieden, seine beiden Kinder leben bei der Ex-Frau, er bewohnt mit seiner zweiten Ehefrau und deren Kindern in einem ländlichen Umfeld ein Haus. Montaine Habermann, ihr Partner und die gemeinsame Tochter leben am Rande einer mittelgroßen Stadt in einer Mietwohnung, Lena Steinmetz dagegen wohnt allein in einem Einzimmerappartement in einer Großstadt.

Il-Kyu Choi gibt sein biographisches Werden nahezu chronologisch wieder; zur Erhöhung der Erzähldramatik greift er gelegentlich auf rhetorische Topoi wie Spannungsbögen und Vorblenden zurück. Seine Sprachwahl und Artikulationsweise kann als eloquent und relativ strukturiert bezeichnet werden; zur Explikation sozialer Wirklichkeit greift er auch auf theoretische Konzepte zurück, mit Äußerungen, die seine Gefühle betreffen, hält er sich weitgehend zurück. Montaine Habermann orientiert sich in ihrer lebensgeschichtlichen Darstellung weitgehend an der biographischen Chronologie, wobei die Art und Weise ihres Erzählens (Überlagerung von Erzählsträngen, Abbruch und Wiederaufnahme von Erzähllinien) darauf hindeutet, dass ihre biographische Entwicklung noch im Fluss ist. Lena Steinmetz' Erzählungen (Haupterzählung und Nachfrageteile) sind durch eine besondere emotionale Offenheit gekennzeichnet. So weist sie deutlich auf emotionale Verletzungen bei Erfahrungen von Rassismus hin und thematisiert negative Gefühle, die durch ihre narrative Exploration ausgelöst werden. Insgesamt folgt Lena Steinmetz in ihrer lebensgeschichtliche Darstellung nicht stringent dem konventionellen Gestaltungsprinzip ‚Erzählen, wie eins zum anderen gekommen ist‘; stattdessen bewältigt sie die Aufgabe, ihr Gewordensein narrativ zu gestalten, dahingehend, dass sie sich häufig von kreativen Assoziationen und Gedankensprüngen leiten lässt.

Die Analysen der Biographien von Il-Kyu Choi, Montaine Habermann und Lena Steinmetz veranschaulichen, dass alle drei Interviewpartner eine ihnen eigene, besondere Ge-

² Spanisch ist die offizielle Amtssprache Boliviens.

schichte erzählen und gestalten, die von ihrem individuellen, in gesellschaftliche Strukturen eingelassenen Leben handelt.

Il-Kyu Choi entwirft eine biographische Entwicklungslinie, die ihre Spannung aus der schwierigen Kindheit in Südkorea (Aufenthalt im Kinderheim) erhält. Bereits dort stellt er eine Person dar, die nahezu ständig kämpft und mit Stärke und Durchsetzungsvermögen versucht, ihr Überleben zu sichern. Auf dieses biographische Hintergrundwissen greift er – nach einer kurzen, durch den Kulturschock bedingten Unterbrechung – auch nach seiner Ankunft in Deutschland zurück. Erst mit Hilfe und Unterstützung vor allem durch seine Mutter aber auch durch weitere lebensweltliche Erfahrungen ist er nach einem mühsamen biographischen Lernprozess in der Lage, seine aggressiv-kämpferische Grundhaltung für die deutsche Lebenswelt sozialverträglich zu transformieren.

Montaine Habermann thematisiert in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung bereits zu Beginn ihre Eingebundenheit in die sozialen Beziehungsnetze Herkunfts- und Adoptivfamilie, wobei die Haltung, die sie diesen beiden Familiensettings gegenüber einnimmt als ‚Prozediert-Werden‘ (vgl. Ricker, 2000: 182) bezeichnet werden kann. Diese Haltung ist Ricker (vgl. ebd.) zufolge der von Schütze (1984) eingeführten Prozessstruktur des institutionalisierten Ablaufmusters zuzurechnen. Auf Montaine Habermann übertragen bedeutet dies, dass sie sich, was ihre ersten Lebensjahre angeht, nicht als ‚Akteurin‘ ihrer Lebensgeschichte versteht, sondern dass sie sich den Einstellungen und Handlungen anderer Personen (biologische Familie und Adoptivmutter) sowie gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeliefert sieht. Auch im weiteren Erzählverlauf bestätigt sich ihr Gestaltungsprinzip des Eingebundenseins in soziale Beziehungen – dazu zählen die Verbindung zur Mutter, die vielfältigen, über die Jahre wechselnden Peer- und Liebesbeziehungen. Als ein über weite Strecken biographisch bedeutsames Thema stellt sich dabei das weitere Prozediert-Werden durch die Adoptivmutter dar. Frau Habermann wird als eine dominante Person charakterisiert, die ihrer adoptierten Tochter den ‚richtigen Weg‘ weisen will. Aus Sicht der Informantin stellt die Mutter eine Kontrahentin dar, mit der ein sinnhaftes Miteinander in weiten Teilen nicht gegeben ist. Ihren Anordnungen will Montaine sich mit zunehmendem Alter immer weniger fügen, und so versucht sie – entsprechend ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe und den damit verbundenen Handlungsmöglichkeiten – sich gegen mütterliche Zumutungen mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu wehren. Im Kontrast dazu steht das soziale Miteinander im außerfamiliären Rahmen. Ab der Kindheit ist sie immer wieder in Freundeskreise eingebettet, in denen sie Verbündete findet, die ihr den Halt, die Geborgenheit und die Anerkennung geben (sollen), die sie bei der Mutter vermisst. Insbesondere in der Jugendzeit erweisen sich die Peer-

beziehungen allerdings teilweise als hochproblematisch, gehen sie zeitweise (Drogenkonsum) doch mit dem Verlust von Entscheidungs- und Handlungsfreiheit einher. Auch die Liebesbeziehungen der Informantin können als ein Versuch angesehen werden, bei der Mutter vermisste fürsorgliche und entwicklungsfördernde Komponenten wie Austausch, Vertrauen und Akzeptanz zu finden. Erst nach einem langwierigen biographischen Such- und Lernprozess kann sie ihrer Lebensausrichtung mit der Beziehung zu Ramin Safaie eine andere Gestalt geben. Ab diesem Zeitpunkt werden ihre Erfahrungsaufschichtungen sukzessive von neuen, positiv geprägten Dimensionen bestimmt. In der Beziehung zu ihrem Partner und durch die Einbindung in seine Familie erfüllen sich ihre Bedürfnisse nach menschlicher Wärme, Vertrauen, Wertschätzung, Verständnis und Geborgenheit, und auch das Verhältnis zu ihrer Adoptivmutter normalisiert sich weitgehend.

Lena Steinmetz wird bereits früh von Erlebnissen geprägt, die ihr vermitteln, ‚anders‘ zu sein und nicht fraglos dazuzugehören. Sie wurde adoptiert, d. h., sie entspricht nicht der traditionellen, auf genealogischer Weiterführung beruhenden Familiennorm, und sie gleicht nicht dem Bild des Standard-Deutschen, damit fällt sie aus dem konventionellen Rahmen Weiß-Sein heraus. Auch ihre weiteren biographischen Erfahrungsaufschichtungen, die sich im Verlaufe ihres Lebens in Interaktionen mit anderen Personen bzw. mit ihren Handlungsumwelten ergeben, sind von analogen, sie verunsichernden Erlebnissen geprägt. In ihrer lebensgeschichtlichen Darstellung beschreibt die Informantin sich als eine Person, die auf der Suche ist. Ihre Suchbewegungen umfassen vielfältige biographisch relevante Themenbereiche: (adoptiv-)familiäre sowie nationale und kulturelle Zugehörigkeit, Beziehungen, Studium und nicht zuletzt die Frage, wie ihr inneres, emotionales Erleben einzuordnen ist. Die Erfahrungen von Rassismus und Fremdheit erfordern ein erhebliches Ausmaß an Selbstbewusstsein, das ihr über weite Strecken fehlt. Erst die Reise nach Brasilien erlaubt ihr einen stark modifizierten Blick auf die eigene Biographie und eröffnet ihr den Zugang zu erweiterten Sinn- und Handlungsmöglichkeiten.

10.2 Einblicke aus zweiter Hand: Die Adoptiveltern

In der Einleitung zur vorliegenden Studie wurde bereits darauf hingewiesen, dass eine Adoption nicht als ein singulärer Akt verstanden werden darf, der mit dem offiziellen Abschluss des Adoptionsverfahrens gleichsam sein Ende findet. Stattdessen initiiert die Annahme eines fremden Kindes einen lebenslangen Prozess, in den alle am Adoptionsdreieck beteiligten Personen auf die eine oder andere Weise involviert sind. Wie die Erzählungen von Il-Kyu Choi, Montaine Habermann und Lena Steinmetz deutlich erkennen lassen, haben bereits die

Vorbereitungen ihrer Adoptiveltern (bzw. der Adoptivmutter) sowie ihre jeweiligen inneren Einstellungen einen bedeutenden Einfluss auf den Verlauf der adoptivfamilialen Beziehungsqualität und das Vermögen, mit spezifischen Problemen umzugehen, die aus einer Auslandsadoption resultieren können. Aus diesem Grund ist es erforderlich, zu Beginn dieses Abschnittes die Adoptiveltern multiperspektivisch zu fokussieren. Der Blick, der auf sie geworfen wird, stammt aus zweiter Hand, mit anderen Worten, den folgenden Ausführungen liegen die lebensgeschichtlichen Erzählungen meiner Interviewpartner zugrunde.

Bevor diese Aspekte ausführlich beleuchtet werden, sollen jedoch die notwendigen Voraussetzungen für die Adoption eines Kindes aus dem Ausland betrachtet werden. Sie ist grundsätzlich erst dann möglich, wenn die zum Adoptionsdreieck gehörenden biologischen Eltern ihr Kind zuvor nicht angenommen haben respektive nicht haben annehmen können. Die drei in meinem Kernsample vertretenen Auslandsadoptierten, geboren zwischen 1967 und 1979 und in ihre jeweilige Adoptivfamilie zwischen 1974 und dem Beginn der 1980er-Jahre aufgenommen, stammen ausnahmslos aus Entwicklungsländern, in denen die soziohistorischen Rahmenbedingungen zum Zeitpunkt ihrer Weggabe durch die Herkunftsfamilie große Ähnlichkeiten aufwiesen. In den Ländern herrschte Hunger, Elend und Not, teils bedingt durch kriegerische Auseinandersetzungen. Ein Wohlfahrts- und Adoptionssystem, wie es viele Industrienationen seit einigen Jahrzehnten kennen, existierte in den Geburtsländern der Auslandsadoptierten nicht. Aus traditionellen Gründen war es – beispielsweise in Korea und Indien – auch nicht üblich, ein biologisch nicht verwandtes Kind in die Familie aufzunehmen. Diese Not zwang Familien, ihre Kinder fortzugeben. Speziell in Südkorea waren ledige Frauen zudem mit dem Umstand konfrontiert, dass sie und ihre unehelichen Kinder sowohl familiär als auch gesellschaftlich nicht anerkannt waren. Für die Mütter erwies es sich in der Folge als schwierig, eine weitere, sozial akzeptierte legale Verbindung mit einem Mann einzugehen. Zudem sahen unverheiratete Mütter, besonders dann, wenn ihr Kind der Verbindung mit einem (schwarzen) amerikanischen Soldaten entstammte, die Chancen auf eine gesicherte Zukunft ihrer Kinder (Ausbildung, Berufswahl, spätere Heirat) eher bei einer Adoption ins Ausland, vor allem Amerika, gegeben (vgl. Stahl, 1999).³ Es kann davon ausgegangen werden, dass auslandsadoptierte Kinder in den hier zur Debatte stehenden Jahren (Geburtsjahre 1967–1979) von ihren Eltern (bzw. Müttern) in der Regel aus ökonomischen, möglicherweise gepaart mit gesellschaftlichen Gründen verlassen worden sind. Unabhängig von der genauen Motivation der jeweils abgebenden Person zeigt das empirische Material

³ Die Zahl der koreanischen Kinder, die zum Zweck der Adoption ins westliche Ausland verbracht worden sind, wurde im Jahr 1999 auf 150.000 geschätzt (vgl. Stahl, 1999).

auf, dass sie über ein fürsorgliches (Rest-)Potenzial sowie ein Wissen darüber verfügt, wie das Überleben des Kindes trotz seiner Weggabe gesichert werden kann. Beispielsweise setzt Il-Kyu Chois Mutter ihn vor einer öffentlichen Institution aus, während Montaine Habermann von ihrem Großvater anonym vor einem Missionskrankenhaus abgelegt wird. Auch wenn Lena Steinmetz über den konkreten Akt ihrer Weggabe nicht informiert ist, so kann dem Aufenthalt im Kinderheim entnommen werden, dass auch in ihrem Fall entweder die Mutter oder eine ihr nahestehende Person dafür gesorgt hat, dass sie außerhalb der biologischen Familie versorgt wird.

Die Vorbereitungen der zukünftigen Adoptiveltern meiner Interviewpartner umfassen verschiedene Aspekte. Zu ihnen gehört sicherlich die Beschäftigung mit den eigenen Adoptionsmotiven, die Entscheidung über die Adoptionsform (privat organisiert oder über eine Vermittlungsstelle) und die Auswahl eines Landes, aus dem das Kind stammen soll. Die Biographien von Il-Kyu Choi, Montaine Habermann und Lena Steinmetz lassen mehr oder weniger deutlich anklingen, dass die Eltern (bzw. die Mutter) ganz unterschiedliche Adoptionsmotive hatten. Herr und Frau Wente, christlich-humanistisch geprägt, haben sich einen ersten Kinderwunsch bereits mit der Geburt eines leiblichen Kindes erfüllt. Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft, offenbar gepaart mit einer politischen Aufgeschlossenheit gegenüber den Problemen, mit denen Kinder in Entwicklungsländern konfrontiert sind, erleichtern es ihnen in den 1970er-Jahren, vorbehaltlos auch einem älteren Kind durch Adoption zu helfen. Zur Entscheidung für Südkorea haben gegebenenfalls Nachrichten oder auch Reportagen über verlassene und verwaiste Kinder aus dem von Krieg und extremer Armut gezeichneten Land beigetragen. Im Kontrast zum Ehepaar Wente steht Frau Habermann. Als ledige, sich von Männern distanzierende Frau, die als Lehrerin beruflich jeden Tag mit Schülern zu tun hat, will sie auf ein Kind dennoch nicht verzichten. Im Vorfeld der Adoption befasst sie sich mit den defizitären Lebensbedingungen von Kindern in der Dritten Welt; ihr besonderes Interesse gilt dabei den problematischen Lebensbedingungen indischer Mädchen. Im Vordergrund ihres Adoptionsmotivs steht jedoch nicht, wie im Hinblick auf ihre Vorbereitung zu erwarten gewesen wäre, der Wunsch, einem bedürftigen indischen Mädchen zu helfen, sondern eine ausgeprägte Ich-Bezogenheit, verbunden mit dem Bedürfnis nach einem ‚eigenen‘ Kind. Das Ehepaar Steinmetz verkörpert eine dritte Variante von Adoptionsmotiven. Durch Fehlgeburten hat es mehrere Kinder verloren und infolge dieser leidvollen Erfahrungen steht Herr Steinmetz einer Adoption im Ausland reserviert gegenüber. Frau Steinmetz dagegen scheint die sich ihr in Bolivien bietende Gelegenheit zur Adoption als letzte Chance anzusehen, doch noch eine Familie zu gründen.

Zur Realisierung seines Adoptionsvorhabens präferiert das Ehepaar Wente den Weg über den Verein Terre des Hommes; er vermittelte zwischen 1967 und 1998 mehr als 2800 Waisen und verlassene Kinder aus Ost- und Südostasien sowie Lateinamerika zur Adoption nach Deutschland (vgl. Terre des Hommes Deutschland e. V., 2012). Denkbar ist, dass Herr und Frau Wente mit dem von ihnen gewählten Prozedere eine legale, nicht kommerzielle Adoption aus dem Ausland sicherstellen wollten, außerdem scheinen seinerzeit Adoptionen aus Südkorea relativ unproblematisch verlaufen zu sein (vgl. Schinkel, 2005: 9). Über die inhaltliche Ausgestaltung des Adoptionsverfahrens berichtet Il-Kyu Choi nichts. Bezogen auf eigene biographische Erfahrungsaufschichtungen und den, wie er anmerkt, durchaus nicht unproblematischen Adoptionsprozess, kritisiert er die Vorbereitung seiner Eltern durch Terre des Hommes aus der Gegenwartsperspektive als ungenügend. Die Organisation hat die Eltern mit den Schwierigkeiten, die mit einer Auslandsadoption verbunden sein können, nicht ausreichend vertraut gemacht. Frau Habermann setzt sich mit ihrem Wunsch nach einer Auslandsadoption zunächst mit dem für sie zuständigen deutschen Jugendamt in Verbindung. Die gründliche Überprüfung ihrer Adoptionseignung durch die Behörde ist ihrem Familienstatus geschuldet. Der Adoptionsexperte Rolf. P. Bach weist sogar noch im Jahr 2011 darauf hin, dass die Ausrichtung an einem traditionellen Familienbild (Vater, Mutter, Kind) nach wie vor in der Gesellschaft und damit auch im Jugendamt normativ leitend ist, daneben spielt bei der Bevorzugung von Ehepaaren auch die bessere rechtliche sowie materielle Absicherung eines Adoptivkindes eine bedeutende Rolle (vgl. Bach, 2011). Daher erscheint es bemerkenswert, dass Frau Habermann bereits zu Beginn der 1980er-Jahre – einer Zeit, in der das klassische Familienbild noch weitaus wirkmächtiger war als heute – als ledige Person die Kriterien für die Adoption eines ausländischen Kindes erfüllte. Meine Interviewpartnerin Montaine Habermann charakterisiert ihre Mutter als durchsetzungsstarke und dominante Person. Diese Wesensmerkmale in Verbindung mit der akademischen Ausbildung und dem sozialen Umfeld Großfamilie als Surrogat des fehlenden Ehemannes dürften den Anerkennungsprozess beim Jugendamt befördert haben. Ihren Kinderwunsch erfüllt Frau Habermann sich, wie seinerzeit vielfach üblich, mithilfe privater Auslandskontakte. Die gesetzlichen Formalitäten in Indien scheinen legal eingehalten worden zu sein, gleichwohl ist zu vermuten, dass die von Frau Habermann mit der Hilfe des österreichischen Ehepaares Zauner durchgeführte Privatadoption illegale Merkmale aufweist; als bedeutsame Determinanten wirken sie sich Jahre später auf die biographischen Erfahrungsaufschichtungen und Handlungsoptionen Montaine Habermanns aus. Frau und Herr Steinmetz werden während ihres mehrjährigen Aufenthaltes in Bolivien durch eine Privatperson auf die Möglichkeit aufmerk-

sam gemacht, ein Mädchen zu adoptieren. Mit ihrer unfreiwilligen Kinderlosigkeit setzen sie sich nicht auseinander, eine „Trauerarbeit und Abschied von der leiblichen Kinderlosigkeit“ (Ott, 1996: 37) als grundlegende Voraussetzung für die familiäre Bearbeitung und Bewältigung des adoptionsspezifischen Problemfeldes doppelte Elternschaft ist damit nicht gegeben. Daneben findet auch keine Vorbereitung und Überprüfung auf Adoptionseignung vom deutschen Jugendamt statt. Die Adoption in Bolivien selbst muss durch die wahrheitswidrige Anerkennung der Vaterschaft durch Herrn Steinmetz als illegal bezeichnet werden. Diese Form der Privatadoption führt in Verbindung mit dem deutlichen Desinteresse des Ehepaares an den biologischen Eltern zu einer identitären Problemlage bei ihrer Tochter Lena.

Die sensible Phase der ersten Kontaktaufnahme der Adoptiveltern mit dem zukünftigen Familienmitglied verläuft uneinheitlich. Das Ehepaar Wente holt seinen Sohn Il-Kyu nicht im Geburtsland, sondern von einem deutschen Flughafen ab – ein Vorgehen, das, wie bereits dargelegt (vgl. Kapitel 1 „Auslandsadoption“), in den Anfangsjahren der Auslandsadoption die Regel war.⁴ Einen Einblick in den koreanischen Kulturkreis sowie die bisherigen Lebensverhältnisse ihres Sohnes konnten sie folglich nicht gewinnen. Im Gegensatz zur Familie Wente reist Frau Habermann für die Abholung ihrer Tochter Montaine nach Indien. Dem Land und seinen Bewohnern steht sie freilich ablehnend und ohne große Sympathie gegenüber, und sie ist ersichtlich nicht bemüht, für eine spätere Weitergabe an die Tochter authentisches Wissen über Indien zu erwerben. Ihr Aufenthalt erscheint als ein unerfreulicher und belastender Akt, den sie zur Erfüllung ihres Kinderwunsches notgedrungen auf sich nehmen muss. Im deutlichen Kontrast sowohl zum Ehepaar Wente als auch zu Frau Habermann stehen Frau und Herr Steinmetz. Als Lehrer sind sie zu Beginn der 1970er-Jahre an einer deutschen Schule in Bolivien tätig, vermutlich verfügten sie über ein erhebliches Maß an Offenheit und Neugierde an fremden Kulturen und interkulturellen Begegnungen. Das erste Zusammentreffen von Mutter und Tochter – ohne den Vater – initiierte bemerkenswerterweise nicht Frau Steinmetz, sondern eine Bekannte, die als Betreuerin im Kinderheim tätig war. Frau Steinmetz hat sich ersichtlich in einem Dilemma befunden: Obwohl sie gerne ein bolivianisches Kind adoptieren wollte, legen die Ausführungen meiner Interviewpartnerin nahe, dass ihre Mutter bei der ersten Begegnung reserviert und distanziert auftrat. Dieses Verhalten ist vermutlich auf die mangelnde Unterstützung durch den Ehemann zurückzuführen.

Die Auswertung des empirischen Materials dokumentiert die zentrale Rolle, die den Adoptiveltern beim Heranwachsen ihrer Kinder zukommt. Entwicklungen und Handlungs-

⁴ In meinem Gesamtsample ist sogar der Fall vertreten, dass ein aus Mittelamerika mit Hilfe einer kommerziellen niederländischen Vermittlungsagentur adoptiertes Kind den Eltern an der Haustür übergeben wurde.

möglichkeiten der Interviewpartner werden nach der Adoption nicht unwesentlich durch den ‚Blick‘ geprägt, den die Eltern auf sie haben – dazu zählen ihre Einstellungen, ihre Handlungsziele sowie ihr Interaktions- und Kommunikationsverhalten. Frau und Herr Wentz belegen das Thema Adoption nicht mit einem Tabu, sie akzeptieren den besonderen Status ihres Sohnes Il-Kyu und können, unter Bezugnahme auf die von Hoksbergen (1993) entworfene Typologie von Adoptivelterngenerationen, als Vertreter der idealistisch-offenen Generation bezeichnet werden.⁵ Die mit der Adoption verbundene Existenz eines biologischen Elternpaares müssen sie nicht dethematisieren und sie bemühen sich, ihrem Sohn nachvollziehbare Gründe für seine Weggabe durch die Herkunftsfamilie anzubieten. Auch seine spätere Suche nach den leiblichen Eltern wird nicht blockiert; stattdessen erfährt Il-Kyu – ungeachtet vor allem der mütterlichen Bedenken – eine wohlwollende Unterstützung und persönliche Begleitung zum Flughafen, bevor er sich als ca. 18-Jähriger auf die Reise nach Korea begibt, um dort seine Eltern zu finden. Mit Offenheit begegnen Frau und Herr Wentz auch dem asiatischen Aussehen und der ethnischen Herkunft ihres Sohnes. Sie möchten ihm die koreanische Sprache erhalten und damit einen erweiterten identitären Zugang zu Tradition und Kultur in Südkorea schaffen, sind sich jedoch bewusst, dass sie nicht authentisch handeln können. Aus diesem Grund engagieren sie als ‚Mentorin‘ (vgl. Melina, 2000: 215) eine koreanische Krankenschwester.

Während das Ehepaar Wentz einen akzeptierenden Umgang sowohl mit dem Adoptivstatus als auch dem Aussehen seines in Korea geborenen Kindes pflegt, repräsentiert Frau Habermann einen abweichenden Fall. In ihrer Ausrichtung entspricht sie nur bedingt den typologischen Kriterien Hoksbergens (1993), die er für die idealistisch-offene Adoptivelterngeneration vorgeschlagen hat. Zwar verkörpert Frau Habermann das neue Familienmodell der Ein-Eltern-Familie und unterstützt finanziell bedürftige Kinder in Entwicklungsländern, jedoch ist sie in der konkreten Mutter-Tochter-Beziehung nicht zu einem angemessenen und akzeptierenden Umgang mit den Unterschieden zwischen biologischer und sozialer Elternschaft in der Lage und auch dem besonderen Status Montaines als aus dem Ausland adoptiertes Kind steht sie im Grunde abweisend gegenüber. Nach ihrer Ankunft in Deutschland ist sie unverzüglich bemüht, ihre angenommene Tochter als ‚eigenes‘ Kind zu konstruieren; so gibt sie ihr einen neuen Namen und informell ein geändertes Geburtsdatum. Die Existenz der biologischen Eltern verschweigt Frau Habermann in Interaktionen mit Montaine nicht, gleichwohl kann ihre Kommunikationsform nicht als offen, sondern, unter Bezugnahme auf

⁵ Den Typus der idealistisch-offenen Adoptivelterngeneration siedelt Hoksbergen (1993) zwischen ca. 1970 und Mitte der 1980er-Jahre an.

Funcke/Hildenbrand (2009), nur als halboffen bezeichnet werden. Entsprechenden Gesprächen steht sie zurückhaltend gegenüber, zudem schildert sie die Eltern in einem denkbar ungünstigen Licht und erschwert ihrer Tochter damit den Weg, sich den leiblichen Eltern unvoreingenommen zuzuwenden. Auf welche Art Frau Habermann mit dem indischen Aussehen Montaines umgeht, kann aus den Erzählungen meiner Protagonistin nicht direkt erschlossen werden. Da sie ihren Diskriminierungserfahrungen jedoch weitgehend ignorierend, teilweise auch hilflos gegenübersteht, kann auch hier von einer Tendenz zur Minimierung ausgegangen werden. Bereits Frau Habermanns kurze Reise nach Indien war von wenig Sympathie für das Land geprägt. Ihre ablehnende Haltung führt dazu, dass sie ihrer Tochter das Herkunftsland und seine Kultur nicht nahebringt. Pointiert ließe sich formulieren: Ein ‚eigenes‘ Kind benötigt in erster Linie eine deutsche Identität, eventuell auch eine, die darüber hinaus durch gemeinsame Reisen partiell mit europäischem Kultur- und Sprachwissen angereichert wird. Der Suche ihres heranwachsenden Kindes nach den biologischen Eltern steht sie mit einer auffälligen Abwehrhaltung gegenüber. Geprägt von einer egozentrischen Sichtweise, schafft sie ein familiäres Klima, in dem die Auseinandersetzung mit dem Thema biographische Wurzeln als irrelevant und unerwünscht gilt. Montaines durchschnittlichen Schulnoten in der frühen Adoleszenz begegnet Frau Habermann ebenso wie dem sozial auffälligen Stehlen weder mit Gelassenheit noch mit dem Versuch, sich in ihre Tochter hineinzuversetzen und gemeinsam Lösungswege zu finden. Rigid entscheidet sie sich stattdessen für direkte Steuerungsvorgaben – so muss Montaine eine psychologische Behandlung durchlaufen, ein Internat besuchen bzw. die Institution gegen ihren Willen wieder verlassen.

Folgt man den Erzählungen Lena Steinmetz', so ist der Blick, den ihre Eltern auf sie werfen, von Uneinheitlichkeit geprägt. Auf der einen Seite sind sie partiell offen; sie erzählen ihr die Adoptionsgeschichte, allerdings aus der adoptivelterlichen Perspektive und unter Betonung der ihnen angenehmen und unproblematischen Seiten – dazu gehört die vielfache Wiederholung der Erzählung über ihre Ankunft in der Familie. Auf der anderen Seite blenden sie für Lena identitätsrelevante Aspekte wie die biologischen Eltern aus und schreiben, teilweise aus Unkenntnis, auch weiteren bedeutsamen Merkmalen wie Geburtsdatum und Geburtsort keine Bedeutung zu. Die Suche ihrer Tochter nach den leiblichen Eltern hat das Ehepaar Steinmetz nur bei der ersten Familienreise nach Bolivien unterstützt, den weiteren Nachforschungen ihrer Tochter stehen sie reserviert gegenüber. Zwar sieht zumindest Frau Steinmetz die Adoption als Lösung für ihre unfreiwillige Kinderlosigkeit an, insgesamt entspricht das Ehepaar Steinmetz in seiner Ausrichtung in weiten Teilen jedoch nicht der Typologie, die Hoksbergen (1993) für die idealistisch-offene Generation entworfen hat – so werden die

Fehlgeburten ebenso wenig besprochen wie die Konsequenzen der Adoptionsfreigabe für die leiblichen Eltern oder spezifische Merkmale des Adoptivstatus. Wie die Eheleute dem bolivianischen Aussehen ihrer Tochter Lena gegenüberstehen, lässt sich aus den Erzählungen meiner Interviewpartnerin nicht eindeutig erschließen, erkennbar wird jedoch, dass sie dem Land Bolivien eine große Offenheit und Sympathie entgegenbringen. Gerade diese Aufgeschlossenheit ermöglicht ihnen, ihrer Tochter Lena später einen unkomplizierten und wertschätzenden Zugang zu Bolivien zu eröffnen.

10.3 Perspektiven der Adoptierten

10.3.1 Doppelte Elternschaft

Ist bisher ein vergleichender Blick auf Ausrichtungen und Handlungen der drei Adoptiveltern geworfen worden, rücken nun die Perspektiven der Adoptierten selbst in den Fokus der Aufmerksamkeit. Die Analyse der Interviews lässt erkennen, dass die Beschäftigung mit der biologischen und sozialen Elternschaft für Il-Kyu Choi, Montaine Habermann und Lena Steinmetz im Verlaufe biographischer Erfahrungsaufschichtungen zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Für das siebenjährige Kind Il-Kyu stellt die Konfrontation mit seiner neuen Familie ersichtlich eine psychische Belastung dar. Als Spätadoptierter verfügt der Biograph nicht nur über ein Wissen bezüglich des Unterschiedes zwischen biologischer und sozialer Elternschaft, sondern offenbar bereits über Bewertungskriterien. Nachdrücklich vermittelt er seinen Adoptiveltern die Botschaft, sie seien nicht seine Eltern. Damit verweist er die sozialen Eltern auf einen niederen Rang, wohingegen er den leiblichen Eltern eine Höherwertigkeit zuspricht. Die Kenntnis seiner biographischen Wurzeln ist für ihn von großer Bedeutung; eventuell hofft er, seine innere Zerrissenheit (gemeint ist das Schwanken zwischen Anziehung und Ablehnung der Adoptiveltern) überwinden zu können, indem er ein Gefühl vollkommener familiärer Zugehörigkeit (zu den Adoptiveltern oder möglicherweise sogar zu den Herkunftseltern) entwickelt. Die Literatur zur (Auslands-)Adoption geht davon aus, dass eine intensive Beschäftigung mit der Herkunft in der Adoleszenz einsetzt. Der Informant unterscheidet sich insofern von dieser Auffassung, als er sich, so legt seine Stegreiferzählung nahe, offenbar bereits im späten Kindesalter dem Thema Herkunft und biologische Eltern widmet und Handlungspläne konzipiert, die auf ein Zusammentreffen mit den biologischen Eltern hinzielen. Seine Offenheit gegenüber dem Thema Adoption und seine Kreativität, die er im Verlaufe der späteren Adoleszenz entwickelt, ermöglichen ihm, die Medien in Form

einer Journalistin in sein Planungsvorhaben einzubinden, und so unternimmt er als junger Erwachsener eine Reise nach Südkorea. Als personale Ressource unterstützt ihn seine medienerefarene Begleiterin, und gemeinsam führt die Suche nach Il-Kyu Chois Eltern zumindest zu dem Erfolg, dass er seine Mutter wiedertreffen kann. Beide Familienmitglieder begegnen sich mit vorsichtiger Distanz und wenig Herzlichkeit. Der Biograph verspürt zudem eine diffuse Angst und Unsicherheit und ist in der konkreten Situation weitgehend handlungsunfähig. Die von der Mutter initiierte Filiationsprobe (Abtasten seines Ohres und Beobachtung seines Ganges) führt zwar zur Konstruktion eines Verwandtschaftsverhältnisses, gleichwohl scheint die Begegnung zwischen Mutter und Sohn die ursprünglichen Erwartungen des Biographen zu konterkarieren. Das Trauma des Verlassenwordenseins kann sie im Grunde nicht heilen; die mit ihm biologisch verbundene Mutter ist ihm sozial fremd. Die Ängste und Vorbehalte, die er bei der ersten Begegnung mit seiner Mutter deutlich wahrnimmt – er hat »ne Spannung gespürt und ähm Bauchkribbeln« – rufen in seiner Erzählung den Eindruck hervor, als habe er bereits bei der Wortwahl dieser Interviewpassage assoziativ an das Unheil gedacht, das ihm ein Jahr vor dem Interview widerfuhr. Seine Adoptiveltern haben ihm immer wieder vermittelt, dass er aus einer Notsituation heraus ausgesetzt worden ist. Nun musste er erfahren, dass seine Mutter ihn aus egoistischen Beweggründen verlassen hat. Il-Kyu Choi, der wiederholt betont, mit Aspekten der koreanischen Kultur und Lebensweise noch vertraut zu sein, blendet an dieser Stelle die gesellschaftliche Strukturebene aus. Wie bereits oben dargelegt, wurden ledige Mütter in Südkorea familiär und gesellschaftlich nicht akzeptiert. Zu vermuten ist daher, dass seine Mutter eine neue Verbindung nur eingehen konnte, wenn sie frei von familiären Verpflichtungen war, dass bei seiner Aussetzung also neben ökonomischen auch gesellschaftlich-traditionelle Zwänge eine Rolle gespielt haben.⁶ Bereits zu Beginn seiner Koreareise und noch vor dem Treffen mit seiner Mutter hat Il-Kyu der Adoptivmutter mitgeteilt, dass er sich eindeutig der Adoptivfamilie zugehörig fühlt. Die Begegnung mit seiner leiblichen Mutter dürften jene Empfindungen unterstützt haben. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Prozess der Bindung zwischen Adoptiveltern und Sohn nicht unproblematisch verlaufen ist. Bedingt durch sein spätes Ankunftsalter in der Familie Wenthe, verbunden mit einer ausgeprägten Willensstärke, hat er eine emotionale Annäherung zwischen den Familienmitgliedern mitunter erschwert. Erst nach einem

⁶ Unter Bezugnahme auf Tahk (1982) weist Marx im Jahr 1993 darauf hin, dass in Südkorea weder seitens der leiblichen Eltern noch der Regierung die Pflicht existiert, nichteheliche Kinder zu versorgen (vgl. Marx, 1993: 13).

schwierigen Entwicklungsprozess und im Hinblick auf spezifische individuelle Erfahrungsaufschichtungen kann er als junger Erwachsener seinerseits die Eltern ‚adoptieren‘.

Montaine Habermann entwickelt das Interesse an ihrer Herkunft in der Adoleszenz und entspricht damit den empirischen Studien der Literatur zur Adoption. Ihr Augenmerk richtet sie dabei einerseits auf die biographischen Wurzeln, andererseits aber auch auf die Umstände, die zu ihrer Weggabe aus der biologischen Familie geführt haben. Die dramatische Inszenierung ihrer Herkunftsgeschichte, die ihr von Frau Zauner angeboten wird, verunsichert die Informantin. Gleichzeitig verstärkt sie ihr Bedürfnis, sich mit der Herkunft zu beschäftigen und Ungereimtheiten zu entschlüsseln. Bereits bei der Durchsetzung ihres diesbezüglichen Handlungsplans (u. a. den Fernsehauftritt) muss die Informantin gegen extreme Widerstände vonseiten der Adoptivmutter und Frau Zauners kämpfen. Ihr Durchhaltevermögen kann als eindeutiges Indiz für die besondere Bedeutung gelesen werden, die sie dem Wissen um ihre Herkunft beimisst. Ihre Not erkennend, erklärt die Tante sich schließlich zu einem gemeinsamen Auftritt im Fernsehen bereit. Montaines Hoffnung, dort einem Mitglied der Herkunftsfamilie zu begegnen, erfüllt sich nicht. Auch wenn die Informantin bei einem Zusammentreffen mit einem indischen Familienangehörigen sicherlich eine Identitätslücke hätte schließen können, so scheint im Vordergrund ihrer Bemühungen zunächst eher der Gedanke zu stehen, Antworten auf bedrückende Fragen zu erhalten, denen ihre Mutter und Frau Zauner stets ausgewichen sind. Hervorzuheben ist, dass die Informantin ihre Suche nach Familienangehörigen nach dem Misserfolg nicht weiter fortführt. Es kann vermutet werden, dass sie aufgrund des ihr entgegengebrachten Widerstandes resigniert; für weitere Handlungspläne in Richtung Herkunftssuche scheinen ihr die Kraft und die Motivation zu fehlen. Die Stegreiferzählung Montaine Habermanns legt nahe, dass die Mutter-Tochter-Beziehung von Anfang an nicht frei von Belastungen gewesen ist. Die negativen Erfahrungen, die die Erzählerin in der Phase des Suchens mit der Adoptivmutter macht, haben das angespannte Verhältnis weiter verschlechtert. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass im Fall Montaine Habermann die von der Adoptivmutter ausgehende Strategie, die Herkunftsfamilie zu verunglimpfen und sich selbst als Retterin zu inszenieren, eine negative Auswirkung auf die emotionale Qualität der Mutter-Tochter-Beziehung gehabt hat. Möglicherweise haben die vielfältig aufgetretenen Disharmonien dazu beigetragen, dass die Biographin ab der frühen Adoleszenz eine ausgedehnte lebensgeschichtliche Problemphase durchlaufen hat – dazu zählen ihre Diebstähle und der Drogenkonsum.

Lena Steinmetz' genealogisches Interesse bezieht sich zu Beginn noch nicht konkret auf die Herkunftsfamilie, sondern auf äußere Differenzen, die sie zwischen sich und ihrer Adop-

tivmutter wahrnimmt. Mit ihrer Frage »*Mama warum hast du blonde Haare und ich schwarze?*« verdeutlicht die Informantin, dass sie bereits als Kind eine auffällige Abweichung wahrnimmt, die sie sich nicht erklären kann. An dieser Stelle verweisen Frau und Herr Steinmetz offenbar nicht in kindgerechten Worten auf die biologische Mutter, stattdessen fokussieren sie, wie zuvor bereits betont, die Ankunft der Tochter in der Adoptivfamilie. Um die künstliche Statuspassage Adoption noch weiter herunterzubrechen, wird – initiiert von Lena und aufgegriffen von der Mutter – die Geburt nachgespielt. Die Einlassungen der Erzählerin legen nahe, dass ihr als Kind die Existenz zweier Elternpaare unvorstellbar und inakzeptabel erschien. Das problematische Interaktions- und Kommunikationsverhalten des Ehepaares Steinmetz verhindert für Lena eine Verlebendigung der leiblichen Eltern. Denkbar ist einerseits, dass das abweisende Verhalten der Adoptiveltern ihr den emotionalen Zugang zu den biologischen Eltern erschwert; andererseits kann aber gerade ein derartiges elterliches Verhalten eine konträre, nicht intendierte Wirkung auslösen: Die Beschäftigung mit den leiblichen Eltern kann einen hohen Stellenwert erhalten. Auch die durch Herrn Steinmetz vorgenommene illegale Anerkennung der Vaterschaft trägt nicht dazu bei, dass die Biographin unbelastet einen ‚Weg‘ zu ihren biologischen Eltern suchen kann. Die Analyse des Interviews zeigt, dass ein gesteigertes Interesse an der Herkunft, nun verbunden mit dem konkreten Wunsch, die leiblichen Eltern zu suchen, in der Adoleszenz auftritt. Mit 16 Jahren bereist Lena Steinmetz gemeinsam mit ihrer Familie Bolivien. Die (letztlich erfolglose) Nachfrage nach den biologischen Eltern im ehemaligen Kinderheim ist mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht von den Adoptiveltern, sondern von Lena initiiert worden. Der ausgeprägte Wunsch, die Eltern bzw. die Mutter zu finden, begleitet die Erzählerin auch in den folgenden Jahren. Mit bemerkenswerter Kreativität, Zielstrebigkeit und großem finanziellem und persönlichem Einsatz begibt sie sich, in mehreren Etappen und mit unterschiedlichen Strategien, auf die weitere Suche. Zu vermuten ist, dass ihr nicht unproblematisches Verhältnis zu den Adoptiveltern ihren Wunsch nach einem Zusammentreffen mit der biologischen Mutter intensiviert hat.

Zum Abschluss des vorliegenden Abschnittes kann festgehalten werden, dass in den drei analysierten Biographien von schwierigen Eltern-Kind-Beziehungen berichtet wird. Insofern ist davon auszugehen, dass sowohl die Beschäftigung mit den leiblichen Eltern als auch die konkrete Suche nach ihnen neben einem ‚natürlichen‘ genealogischen Interesse in Anlehnung an Kühl (1985) auch dem Umstand geschuldet ist, dass sie mit ihrer Beziehung zu den Adoptiveltern nicht zufrieden waren.

10.3.2 Rassismus- und Fremdheitserfahrungen

Die drei Interviewpartner sind – soweit in den Erzählungen feststellbar – von der biologistischen Variante des Rassismus betroffen. Die alltägliche, individuelle Diskriminierung, der sie als Andere Deutsche, um an dieser Stelle noch einmal auf Mecherils Terminus (vgl. Mecheril, 1997b, 2003b) zurückzugreifen, ausgesetzt sind, ist kein Phänomen, das „am rechten Rand“ (Brodin, 2008: 36) angesiedelt ist, sondern es stellt eine „Realität der gesellschaftlichen Mitte“ (ebd.) dar. Körperliche Gewalt erfahren Il-Kyu Choi, Montaine Habermann und Lena Steinmetz nicht, sie berichten aber von verbalen und nonverbalen Attacken, die überwiegend als massiv einzustufen sind. Der Vermittlungskontext erfolgt individuell, die Vermittlungsweise bis auf eine Ausnahme, die als imaginativ bezeichnet werden kann, kommunikativ. Der Modus ihrer Erfahrungen liegt vorrangig in persönlicher, gelegentlich auch identifikativer Form vor. Rassismuserfahrungen sind gemäß Mecheril (2003b: 69) „sozial kontextualisierte, subjektive Zustände“. Im Folgenden sollen die jeweiligen individuellen Erfahrungen, Bewertungen und Gegenstrategien fokussiert und miteinander kontrastiert werden. Bereits in der Einleitung zur vorliegenden Studie wurde darauf hingewiesen, dass Adoptiveltern eine besondere Verantwortung zukommt; sie sind gefordert, die Entwicklung ihrer Kinder zu begleiten und ihnen Sicherheit und Geborgenheit zu vermitteln. Gerade im Zusammenhang mit Erfahrungen von Rassismus ist es, folgt man Forderungen der Literatur zur Auslandsadoption, unerlässlich, das Kind angemessen und altersentsprechend zu unterstützen. Insofern ist es notwendig, auch den Umgang der sozialen Eltern mit dem Thema Rassismus im Folgenden aufzunehmen und seine Auswirkungen auf die Adoptierten zu beleuchten.

Nach einer leidvollen und dennoch von Willensstärke gekennzeichneten Lebensphase in Südkorea trifft Il-Kyu Choi als Spätadoptierter in Deutschland ein. Ohne ausreichende Sprachkenntnisse und kaum mit der neuen Lebenswelt vertraut, wird er bereits wenige Monate nach seiner Ankunft eingeschult. Auch wenn der Informant diskriminierende Äußerungen der Mitschüler nicht versteht, verspürt er ihre degradierenden Absichten und wertet sie als Verletzungen. Seine mangelnden Sprachkenntnisse machen ihn allerdings zu einem wehrlosen Opfer, das zunächst mit verwirrter Resignation reagiert. Mit dem Anschluss an ‚altes‘ biographisches, ihm aus Korea geläufiges Wissen – gemeint ist der Einsatz körperlicher Gewalt – gerät er in seiner neuen Handlungsumwelt in erhebliche Schwierigkeiten. Frau Wente, als aufgeschlossene und aufmerksame Adoptivmutter, greift die Erfahrungen ihres Sohnes auf und ringt auf einer verbalen Ebene mit ihm um Standpunkte. In einem mühevollen Lernprozess kann der Informant sich sukzessive von seinem verinnerlichten Handlungs-

schema Gewalt distanzieren. An dessen Stelle tritt das Vermögen, auf kommunikativer Ebene – gelegentlich sprachlich durchaus aggressiv getönt – rassistischen Diskriminierungen entgegenzutreten und sich Respekt zu verschaffen. Neben diese Strategie des Umgangs mit Rassismuserfahrungen tritt eine weitere. Wie die Biographie Il-Kyu Choïs zeigt, zeichnet sich die familiäre Lebenswelt durch Bildungsaspiration aus. Dieses kulturelle Kapital nutzt der Informant als Ressource und verbindet es mit der ihm eigenen Willensstärke. Mit dem Prinzip Leistung und einem daraus resultierenden hohen Bildungsgrad verankert er seine zweite Strategie gegen Rassismus; mit ihr schafft er die Voraussetzung, als ‚optischer Ausländer‘ neue Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und Deutungsmuster zu erwerben.

Während Il-Kyu Choi bei der Erfahrung und Bearbeitung von Rassismus eine erhebliche Unterstützung durch die Mutter erfährt, vermittelt die Biographie von Montaine Habermann, dass ihre Mutter sich dem Thema Rassismus im Grunde vollständig verschließt. Wie bereits betont, hat die Informantin erst im externen Nachfrageteil von Erfahrungen mit Rassismus berichtet. In der entsprechenden Interviewpassage liegen zwischen den Zeilen zwar vereinzelt Hinweise darauf vor, dass die Biographin der Mutter von entsprechenden Erlebnissen berichtet haben könnte; ausführliche und einfühlsame Gespräche zum Komplex rassistische Diskriminierung, die auch die Erörterung und das Erproben von Gegenstrategien einschließt, haben zwischen Mutter und Tochter jedoch nicht stattgefunden. Legt man die von der Informantin vorgenommene Charakterisierung der Mutter zugrunde, so erscheint es plausibel, dass in der Tat zwischen den beiden kein von mütterlichem Verständnis getragener Austausch erfolgte. Beispielhaft sei auf die Szene mit der bayerischen Freundin und dem Fahrrad verwiesen. Die Formulierung der Erzählerin in dieser Interviewsequenz lässt anklingen, dass sie eventuell mit der Mutter über den Vorfall gesprochen, jene aber zurückweisend reagiert hat. Ohne die Unterstützung durch die Mutter steht Montaine als Kind und Jugendliche Erfahrungen von Rassismus zunächst hilflos gegenüber; sie verfügt über keine offensiven und selbstwertstärkenden Strategien, mit denen sie ihnen begegnen könnte. Weitere negative Erfahrungen, die die Erzählerin aufgrund ihres indischen Aussehens macht, und die sich beispielsweise auf ihre guten Deutschkenntnisse beziehen, habe ich nicht mit dem Terminus Rassismuserfahrungen belegt, sondern als Fremdheitserfahrungen bezeichnet. Erneut scheint die Mutter abweisend zu sein und ihr weder praktische noch emotionale Hilfe und Unterstützung anzubieten. Montaine Habermann selbst reagiert in der Kindheit und vermutlich auch noch in der Jugend auf Rassismus- und Fremdheitserfahrungen entweder mit einem stillen Erdulden (bei Rassismuserfahrungen) oder mit dezenter Höflichkeit (bei Fremdheitserfahrungen). Die Erkenntnis, dass andere Personen aus ihrem sozialen Umfeld von gleichen Er-

lebnissen betroffen sind, initiiert in Kombination mit zunehmender Selbstreflexivität einen Lernprozess, in dessen Verlauf sie ihre Hilflosigkeit sukzessive überwinden kann. Als junge Frau ist sie in der Lage, rassistischen Diskriminierungen – unter Berücksichtigung des situativen Kontextes – offensiv entgegenzutreten. Auch in Bezug auf den Umgang mit Fremdheitserfahrungen dokumentiert Montaine Habermann eine analoge Entwicklung. Sie leistet auf verbaler Ebene Widerstand; intime persönliche Auskünfte verweigert sie, übergriffige Fragen ihres jeweiligen Interaktionsgegenübers beantwortet sie mit der sarkastisch-ironischen Replik »ich bin ja auch Deutsche, Sie sprechen ja auch gut Deutsch«. Anzumerken ist, dass die verbal und nonverbal übergriffigen Attacken das Selbstwertgefühl der erwachsenen Informantin nicht derart beeinträchtigen, dass sie in entsprechenden Situationen handlungsfähig wird, stattdessen weiß sie sich zur Wehr zu setzen.

Lena Steinmetz wird, in einem homogenen autochthon geprägten Wohngebiet lebend, bereits früh mit Erfahrungen von Rassismus konfrontiert (Kinderspielplatz). In der Interaktion zwischen Mutter und Tochter wird deutlich, dass beide dem Thema ausweichen wollen. Die Informantin erfährt schon die ersten Rassismuserfahrungen als Beschämung ihrer Person und will sie aus diesem Grund nicht wahrhaben. Im Zusammenspiel mit dem abwehrenden mütterlichen Verhalten wird daher in Lenas Kindheit eine Strategie des Verdrängens implementiert, die den Handlungsspielraum für einen aktiven Umgang mit entsprechenden Erlebnissen über einen längeren Zeitraum erheblich einschränkt. Während ihre Mutter dieser Linie kontinuierlich treu bleibt, ist die Biographin bemüht, sich ab dem Jugendalter entsprechenden Situationen nicht mehr einfach durch Flucht oder Verdrängen zu entziehen, sondern verbale Argumentationsstrategien anzuwenden. Beispielsweise versucht sie, noch eher defensiv orientiert, in der Sekundarstufe I die verbale rassistische Attacke der Mitschülerin »von welchem Stamm kommst du denn überhaupt?« zu ignorieren und mit dem sachlichen Hinweis zu antworten, dass beide aus der selben Stadt kommen würden. Da ihre Mitschülerin die Erklärung nicht akzeptiert, endet Lenas Vorgehen ohne befriedigendes Ergebnis. In den folgenden Jahren durchläuft die Biographin einen Lernprozess in Bezug auf Rassismuserfahrungen und sie entwickelt weitere Strategien im Umgang mit ihnen. Es gelingt ihr zunehmend, sich bei entsprechenden Erfahrungen nicht ‚neutral‘ zu verhalten, sondern eine offensiv orientierte Position einzunehmen. Eine derartige Haltung ist freilich mit Risiken verbunden. So erfährt sie (Beispiel Straßenbahn), dass der Wechsel ihres Verhaltens die Angreifer nicht abschreckt, sondern zur Verstärkung ihrer Attacken motiviert. In der Folge bricht ihr damals noch labiles Gerüst, bestehend aus Selbstachtung, Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein zusammen, und sie ist massiven negativen Emotionen ausgesetzt. Gefahren bergen auch wei-

tere Begegnungen. Als Beisitzerin bei einer Europawahl macht sie ihre Kollegen auf eine erlittene Diskriminierung aufmerksam, diese blenden die Vorfälle durch ein Nicht-Reagieren allerdings aus. In dieser Situation ‚lernt‘ die Informantin gewissermaßen, dass sie über keine Selbstwirksamkeit verfügt. Mit ihrem persönlichen Einsatz kann sie einen offenen Umgang mit rassistischer Diskriminierung nicht initiieren. Für Lena Steinmetz’ Biographie kann festgehalten werden, dass sie im Grunde stets von Rassismus bedroht ist. Als eine Person, die mit wenig Selbstbewusstsein ausgestattet ist, macht sie jedoch nicht die Verursacher bzw. ein gesellschaftliches Klima verantwortlich, sondern vermeintliche eigene Defizite. Rassismus- und Fremdheitserfahrungen verlangen von Lena Steinmetz zum einen ein hohes Maß an Reflexion über das (ihr von Anderen zugestandene) Ausmaß ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland und zum anderen die Bearbeitung starker negativer Gefühle. Als eine noch nicht voll ausgereifte Strategie des Umgangs mit Erfahrungen, als eine Fremde angesehen zu werden, können ihre Überlegungen gelten, sich gesellschaftlichen Normalitätserwartungen in diesem Fall partiell zu beugen; ihr deutscher Vorname soll als Identitätsmerkmal zugunsten eines ‚ausländisch‘ klingenden verborgen und damit eine ‚Reinheit‘ erzielt werden, die Irritationen und dadurch evoziertes Nachfragen von Interaktionspartnern vermeidet.

10.3.3 Hybride kulturelle Identität

Den Interviewpartnern Il-Kyu Choi, Montaine Habermann und Lena Steinmetz ist gemeinsam, dass sie sich im Prozess ihres biographischen Werdens mit Fragen bezüglich ihrer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit und damit ihrer Identität auseinandersetzen. Die Analyse der Biographien zeigt allerdings auf, dass sowohl der Zugang zu diesem Thema als auch die jeweiligen Identitätsentwürfe unterschiedlich sind.

Il-Kyu Choi hat bis zu seinem siebten Lebensjahr in Korea gelebt und dort einen für ausgesetzte Kinder typischen Sozialisationsprozess durchlaufen. Das intendierte Handlungsziel seiner Adoptiveltern, ihm nach seiner Ankunft die koreanischen Wurzeln weitergehend zu erschließen bzw. Bestehendes, wie beispielsweise die Sprache, zu erhalten, entspricht seinerzeit nicht der emotionalen Bedürfnislage bzw. der psychischen Verfassung des Informanten. Im Hinblick auf seine negativen Erfahrungen im Herkunftsland lehnt er die Bemühungen der Eltern vehement ab. Eine erste, zunächst imaginative Annäherung erfolgt in der Adoleszenz und dient offenbar vorrangig der Abgrenzung von den sozialen Eltern. Aktiv handelnd begibt er sich bei seiner Suche nach den biologischen Eltern in das Geburtsland. Erstaunlicherweise erzählt der Informant im Zuge seines Berichtes über die Koreareise im Grunde nichts über kulturspezifische Aspekte Koreas; isoliert fokussiert er sein ehemaliges Kinder-

heim und konstatiert – in einem rückwärtsgewandten Blick – fehlende Veränderungen. Auf die koreanische Kultur und Lebenswelt, die ihm auf seiner Reise begegnet, kann oder will er sich nicht tiefer einlassen; die Erfahrungen, die er dort macht, führen nicht zu einer Transformation seines Bildes von Korea, sondern – entgegen seiner sonstigen Kompetenz zur Biographizität – zu einer Bestätigung ‚alten‘ Wissens. Die Erzählung Il-Kyu Chois lässt anklingen, dass er in Anbetracht seiner Rassismuserfahrungen in Deutschland die Koreareise mit der Hoffnung verbunden hat, dort einen Ort der vollkommenen Zugehörigkeit und ‚reinen‘ Identität zu finden. Als unabdingbare Determinanten für entsprechende Zugehörigkeits- und Identitätskonstruktionen benennt er die Beherrschung der Sprache und des (nicht näher spezifizierten) Verhaltenskodex. Da er beide Voraussetzungen nicht erfüllt, kann er in Korea keine »Heimat« finden. Seine nachfolgende Erkenntnis, dass er im Grunde überall Ausländer ist, führt zu der Entscheidung, sich der Adoptivmutter gegenüber im familiären Rahmen emotional eindeutig zu verorten: »Mama ich gehör zu euch«. Auch wenn der Informant als Erwachsener bisweilen noch mit rassistischer Diskriminierung konfrontiert ist, sucht er neue Erfahrungen, die sie relativieren. So kann er konstatieren, dass die Asiaten in Deutschland ‚die guten Ausländer‘ repräsentieren und dadurch weniger von Rassismus betroffen sind. Il-Kyu Choi ist als nunmehr 37-jähriger Erwachsener in seinen national-kulturellen Zugehörigkeitskonstruktionen nicht mehr auf eine einwertige Verortung als Deutscher *oder* Asiate angewiesen, sondern er kann unbeschwert hin und her pendeln; mal verortet er sich im Interview im deutschen Kulturkreis und mal im asiatischen. Die Möglichkeit zu diesem unkomplizierten Vorgehen nutzt er auch im beruflichen Umfeld, indem er auf seine Kompetenz zur Biographizität zurückgreift. Seine aus der Kindheit stammende „biographische Sinnressource[]“ (Alheit, 1996: 292), die buddhistisch-konfuzianistische Prägung hat, wie ihn seine Erfahrungen gelehrt haben, für ein Leben in Korea nicht ausreicht; in Deutschland dagegen kann er erfolgreich an dieses ‚alte‘ Wissen anschließen und es in einem Lernprozess mit modernem (deutschen) Wissen verknüpfen. Dabei greift er auf klischeehafte Topoi aus beiden Kulturkreisen zurück, nutzt und kombiniert sie pragmatisch und mit einem gewissen Stolz (»ich hab beides und leg auch auf beides Wert«) zu einer ihm hilfreichen hybriden kulturellen Identität. In ihrer pragmatischen Ausrichtung unterstützt sie ihn in seiner Handlungsfähigkeit vor allem im Beruf und bietet ihm Anerkennung sowie zugleich einen gewissen Schutz vor Erfahrungen von Rassismus.

Während bei Il-Kyu Choi ansatzweise von einer Vermischung von Herkunfts- und Aufnahmekultur gesprochen werden kann, trifft dies auf Montaine Habermann nicht zu. Die Informantin wächst in einem familiären Klima auf, in dem das Herkunftsland, seine kulturel-

le Vielfalt und Sprachen keine Rolle spielen. Wie bereits aufgezeigt, erwacht Montaines Interesse an Indien in der Adoleszenz, und sie ist zur Annäherung bereit. Das sie leitende Motiv besteht aus einer Kombination von mehreren Faktoren: Unwissen über ihre Herkunft und den Adoptionsablauf sowie einem grundlegenden, von ihr nicht näher spezifizierten Interesse an Indien. Um ihre Identität im Sinne einer Verkettung und Vermischung von kulturellen Werten und Normen in eine konkrete und handlungsorientierte hybride kulturelle Identität zu transformieren, fehlen ihr grundlegende Voraussetzungen. Im Kapitel 1, Abschnitt 1.7 „Anforderungen an die Adoptiveltern: Ein Entwicklungsabriss“ wurde dargelegt, welchem Anforderungsprofil Adoptiveltern in Bezug auf die Herkunft ihres Kindes aus einem anderen Kulturkreis aus heutiger Perspektive genügen sollten. Auch wenn Montaines Adoption aus Indien bereits Anfang der 1980er-Jahre erfolgte und handlungsorientierte Vorschläge für die Unterstützung eines aus dem Ausland adoptierten Kindes noch nicht existierten, so zeigt gerade das Beispiel von Frau Wenthe und ihrem Adoptivsohn Il-Kyu, dass eine einfühlsame Begleitung seinerzeit dennoch möglich war. Frau Habermann dagegen steht nach der Adoption ihrer Tochter Indien gleichgültig bis ablehnend gegenüber und kann bzw. will ihr keine Anregung und Hilfestellung bei der Annäherung an das Geburtsland bieten. Montaine ihrerseits bemüht sich autodidaktisch um eine Hinwendung, mangelnde Unterstützung und Motivation beenden jedoch ihre Aktivität. Bemerkenswert sind im Fall Montaine Habermann zwei Aspekte: In ihren Worten »*Das hat mir irgendwie son bisschen gefehlt dass ich da überhaupt gar keinen Bezug zu hatte.*« klingt ein Bedauern darüber an, dass die Adoptivmutter als signifikante Andere ihr einen Zugang zu Indien nicht ermöglicht hat. Zugleich scheint dieses Defizit sie nicht derart zu beeinträchtigen, dass sie langfristig keine Strategie des angemessenen Umgangs mit ihrer kulturellen Identität entwickeln kann. In Interaktionen positioniert sie sich heute selbstbewusst als Deutsche – eine Aussage, die ihrem rechtlichen Status, insbesondere aber auch ihrem persönlichen Gefühl von Zugehörigkeit entspricht. Eine nochmalige Annäherung an Indien schließt die Informantin im Rahmen einer späteren Reise nicht vollständig aus; insofern kann bei Montaine Habermann von einer potenziellen hybriden Identität gesprochen werden.

Nachdem in den vorangegangenen Abschnitten Identitätskonstruktionen von Il-Kyu Choi und Montaine Habermann beleuchtet worden sind, soll im Folgenden der Blick auf Lena Steinmetz und ihr Leben zwischen zwei Kulturen geworfen werden. Die Informantin hat Bolivien mit zweieinhalb Jahren gemeinsam mit den Adoptiveltern und der Schwester verlassen. Trotz des Umzugs nach Deutschland ist die Verbindung zum Geburtsland nicht abgerissen. Als Akademiker verfügen Frau und Herr Steinmetz über ökonomisches, kulturelles

und soziales Kapital, demzufolge können sie ihrer Tochter in den Folgejahren weiterhin einen altersentsprechenden Zugang zum Herkunftsland ermöglichen. Lena ihrerseits kann die elterliche Fürsorge aufgreifen, das Thema Bolivien wird von beiden Interaktionspartnern geteilt. Die Reise der Familie Steinmetz nach Bolivien erlaubt der Informantin mit 16 Jahren – dank der intensiven Vorbereitung durch die Eltern – einen positiven Zugang zum Land. Ihr genealogisches Interesse, gepaart mit einem gewissen Gefühl der Zugehörigkeit zu Bolivien, veranlasst die Erzählerin zu weiteren Reisen in das Herkunftsland. Wie ihre Biographie ausweist, erwirbt sie weitreichende Kenntnisse der bolivianischen Lebenswelt. Um in entscheidenden Situationen erfolgreich handeln zu können (Beispiel Fernsehauftritt), scheint sie ihre Kenntnisse mit einem in Deutschland erworbenen Handlungswissen und Durchsetzungsvermögen zu verbinden. Das Interview mit Lena Steinmetz macht deutlich, dass sie sich – im Gegensatz zu Il-Kyu Choi und Montaine Habermann – sicher in zwei kulturellen Räumen und ‚Traditionen‘ bewegen kann. Anders als Il-Kyu Choi ist Lena Steinmetz, die die Sprache ihres Geburtslandes beherrscht, auch in der Lage, neue und freundschaftliche Verbindungen zu Menschen in ihrem Herkunftsland aufzubauen und über Jahre zu pflegen. Gleichwohl wird deutlich, dass die Informantin sich in beiden kulturellen Räumen (Deutschland und Bolivien) nicht vollständig heimisch und zugehörig fühlt. Diesem sie belastenden Erleben versucht sie mit verschiedenen Strategien zu begegnen. Bereits in der Kindheit in Deutschland stellt sie sich vor, ein großes blondes Mädchen zu sein. In Bolivien dagegen ist Lena Steinmetz bemüht, ihre Fremdheit durch ein akzentfreies Spanisch zu kaschieren. Das schwierige Leben zwischen den zwei Kulturen unterbricht sie durch ihren Aufenthalt in Brasilien. Hier kann sie ihre »halb halb«-Existenz zugunsten einer eindeutigen eintauschen »*wo man richtig Ausländer is*«. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Lena Steinmetz' Biographie durch Mobilität und den Aufenthalt in den zwei für sie besonders bedeutsamen national-kulturellen Räumen Deutschland und Bolivien gekennzeichnet ist, allerdings kann sie diesen Umstand nicht als kreative Bereicherung empfinden. Dazu haben sowohl Erfahrungsaufschichtungen und Ereignisverkettungen in Deutschland als auch Bolivien geführt, insofern kann ihre hybride kulturelle Identität als prekär bezeichnet werden.

Ausgehend von individuellen Erfahrungen und unterschiedlichen Reflexionsstufen kommen meine drei Interviewpartner zu divergierenden Einschätzungen von Auslandsadoptionen. Il-Kyu Choi sieht in ihnen einen gewinnbringenden Beitrag zur Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse und einen Beitrag zur Reduzierung von Rassismus. Montaine Habermann wertet Auslandsadoptionen als eine Rettung aus der Armut. Lena Steinmetz leitet

aus ihren zahlreichen Erfahrungen mit Rassismus eine grundsätzlich problematische Einschätzung von Auslandsadoptionen ab.

11 Schlussfolgerungen

11.1 Merkmalskriterien der typologischen Varianten im Überblick

Für die vorliegende Studie Insgesamt wurden insgesamt 19 Interviews geführt, davon 17 mit ausländischen Adoptierten.¹ Für mein Kernsample habe ich die drei Interviewpartner Il-Kyu Choi, Montaine Habermann und Lena Steinmetz ausgewählt; anhand ihrer lebensgeschichtlichen Erzählungen können die Merkmalsausprägungen der typologischen Varianten am deutlichsten illustriert werden.

Der *Akzeptanz-Typus* zeichnet sich bereits im Vorfeld der Adoption durch Voraussetzungen aus, die einen späteren positiven, an den Erfordernissen des Adoptivkindes ausgerichteten familiären Differenzumgang nahe legen. Dazu zählen eine souveräne Grundeinstellung gegenüber dem Leben und das Gefühl, den mit einer internationalen Adoption verbundenen Aufgaben gewachsen zu sein. Des Weiteren zeichnet sich der vorliegende Typus dadurch aus, dass er auch bei familiären Problemen (Erziehungsschwierigkeiten) das Wohl des Kindes nicht aus den Augen verliert. Diese Feststellung kann durch einen Fall aus dem Gesamtsample untermauert werden. Trotz Scheidung der Adoptiveltern bleibt eine von beiden Seiten ausgehende Einstellung bestehen, die an den Bedürfnissen des Kindes orientiert ist. Die Existenz eines leiblichen Kindes kann die dogmatische Fixierung auf ein Adoptivkind schmälern. Für einen akzeptierend-offenen Umgang mit dem Thema Auslandsadoption ist ein eigenes Kind jedoch nicht zwingend erforderlich. Um ein weiteres Mal auf das Gesamtsample zurückzugreifen: Die Eltern einer in Indien geborenen und mit elf Monaten adoptierten Interviewpartnerin sind unfreiwillig kinderlos. Die Art und Weise ihres Differenzumgangs erlaubt es gleichwohl, sie ebenfalls dem Akzeptanz-Typus zuzurechnen. Insofern scheint ein grundlegendes Merkmal für einen kindgerechten Umgang eher in sozialen und emotionalen Kompetenzen der Adoptiveltern zu bestehen; zu ihnen gehören Feinfühligkeit und die Fähigkeit, die Bedürfnisse und Signale des Kindes wahrzunehmen und darauf angemessen zu reagieren. Eine legale Durchführung der Auslandsadoption kann als Hinweis auf das Verantwortungsbewusstsein des Akzeptanz-Typus angesehen werden; diese Form der Adoption ermöglicht einen offenen Umgang. In Interaktionen mit dem Adoptivkind muss nichts verschwiegen oder ‚umgeschrieben‘ werden. Als weitere persönliche Ressource ver-

¹ Das Interview mit der deutschen Adoptierten hat gezeigt, dass sie eigenständig entscheiden kann, wann sie ihren Adoptivstatus ansprechen möchte. Das Interview mit der aus Japan stammenden Frau, die als Kleinkind mit ihren leiblichen Eltern nach Deutschland zog, enthielt selbstverständlich keine Hinweise zur Adoption. Der Bezug zu den kulturellen Räumen Japan und Deutschland erschien unkompliziert, Rassismuserfahrungen wurden von ihr nicht angesprochen.

fügt der hier zur Debatte stehende Typus über eine positive Einstellung zu den leiblichen Eltern. Ihre Existenz wird anerkannt und thematisiert. Dem Kind werden Fragen zu den biologischen Eltern beantwortet, zugleich wird versucht, gesellschaftspolitische Hintergründe zu beleuchten, die im Geburtsland zur Abgabe des Kindes geführt haben. Neben den bisher skizzierten Ressourcen zeichnet sich der vorliegende Typus auch durch ein familiäres Klima aus, in dem die phänotypische Andersheit und damit korrespondierende Bedürfnisse und Problemlagen des Kindes berücksichtigt werden. Das Adoptivkind darf etwa seinen Wunsch, europäisch auszusehen, immer wieder aussprechen. Es wird ernst genommen und kann so sukzessive erkennen, dass mit seinem Äußeren kein Makel verbunden ist. Als Bestandteil ihrer Lebensrealität können Rassismuserfahrungen von Auslandsadoptierten angesprochen werden. Auch wenn die Adoptiveltern als weiße Personen über keine Erfahrung mit rassistischer Diskriminierung verfügen, ist ihnen die Existenz von Rassismus als gesellschaftlichem Phänomen bewusst. Sie sind in der Lage, ihrem Kind fürsorglich und sensibel zu begegnen, und es bei der Einübung konzeptioneller und hilfreicher Strategien zu unterstützen. Diese Eltern schaffen eine familiäre Lern- und Lebenswelt, in der sie ihre Kinder entsprechend ihren Möglichkeiten fördern und fordern. Dem Herkunftsland und der Herkunftskultur wird wertschätzend begegnet. Letztere wird behutsam, angemessen und nicht autoritär vermittelt; dem Kind wird Raum gegeben, eigenständig über die Qualität und Quantität seiner Identitätsbewegungen zu entscheiden. Ungeachtet eigener Sorgen und Ängste ist der Typus in der Lage, direkte Kontakte des Kindes zum Herkunftsland und den leiblichen Eltern zu unterstützen.

Nach der Beschreibung charakteristischer Merkmale des Akzeptanz-Typus soll im Folgenden das Kind und die ihm mögliche Entwicklung eines eigenen Differenzumgangs ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt werden. Das dem Akzeptanz-Typus zuzuordnende Kind profitiert von der offenen Einstellung gegenüber den biologischen Eltern. So kann es ihre Existenz ungestraft thematisieren und ein unvoreingenommenes Interesse an den leiblichen Eltern entwickeln. Die imaginierte und reale Konfrontation mit den biologischen Eltern bzw. einem Elternteil gestattet es dem Adoptivkind, einen eigenen Zugang zu ihnen zu entwickeln. Es kann autonom über das Ausmaß an Nähe und Distanz entscheiden, das es zu den leiblichen Eltern aufbauen möchte. Nicht nur in Bezug auf Rassismuserfahrungen, sondern, wie ein weiteres Beispiel aus meinem Gesamtsample aufzeigt, auch bei Fremdheitserfahrungen erfährt das Kind des Akzeptanz-Typus durch die Adoptiveltern eine hilfreiche Unterstützung. Es wird in die Lage versetzt, den Erfahrungen auf eine ihm gemäße Weise entgegenzutreten und sein Handlungspotenzial zu erweitern. Unabhängig von seinem Ankunfts-

ter kann das Kind sich ohne dogmatische Vorgaben entscheiden, wie intensiv es sich mit Elementen der Herkunftskultur befassen möchte. Dadurch eröffnet sich ihm die Möglichkeit, seine Identität in Richtung auf die Herkunftskultur in Bewegung zu setzen. Eine hybride kulturelle Identität kann es gegebenenfalls nach seinen Bedürfnissen und Vorstellungen gestalten.

Der *Minimierungs-Typus*, so mein empirisches Material, bereitet sich auf die Auslandsadoption vor, indem er sich mit den Lebensbedingungen von Kindern in der Dritten Welt befasst. Sein Adoptionsanlass besteht im Grunde jedoch nicht in dem Wunsch, einem Kind zu helfen, sondern er beruht auf einem egoistischen Motiv. Es umfasst die Vorstellung, ein Kind gewissermaßen als Besitz, als ‚eigenes Kind‘ anzusehen. Des Weiteren zeichnet sich der Typus durch eine dem Fremden gegenüber zurückhaltende Einstellung aus, und zwar dann, wenn das Fremde in der Form des adoptierten Kindes das Eigene wird. Ein Fall aus dem Gesamtsample, der ebenfalls dem Minimierungs-Typus zuzurechnen ist, verweist auf eine ähnliche Haltungsvariante, auch hier wird das Fremde dethematisiert, ist gleichsam inexistent. Unter Bezugnahme auf das Kernsample soll das Phänomen weiter gehend beleuchtet werden. Die ablehnende Haltung ist bereits in der Großelterngeneration anzutreffen und scheint im Rahmen einer intergenerationalen Tradierung gewissermaßen an die nächste Generation ‚vererbt‘ zu werden. Die auf der Grenzlinie zwischen Legalität und Illegalität durchgeführte Adoption bewirkt, dass Gesprächen über die Adoption ausgewichen wird und eine Transparenz hinsichtlich des Verfahrens fehlt. Mit Blick auf die doppelte Elternschaft kann konstatiert werden: 1. Die Existenz der leiblichen Eltern wird nicht geleugnet, sie werden jedoch mit bisweilen abwertenden Attributen charakterisiert. Strukturelle Gegebenheiten, die im Herkunftsland zur Weggabe des Kindes geführt haben, werden ausgeblendet. 2. Seine eigene Existenz als soziale Eltern überhöht dieser Typus; er idealisiert sich als Retter. Erzählungen seines Adoptivkindes über Rassismus- und Fremdheitserfahrungen ignoriert er nicht vollständig. Allerdings greift er sie nicht auf und sucht nach Unterstützungsmöglichkeiten. Das empirische Material legt nahe, dass dieser Typus das Phänomen eines gesellschaftlichen Rassismus, von dem auch sein adoptiertes Kind betroffen ist, als nebensächlich ansieht. Um eine Auseinandersetzung mit dem Rassismus zu vermeiden, werden deren Verursacher verharmlost. Die Herkunftskultur des Adoptivkindes wird nur marginal wahrgenommen; autoritär wird ausschließlich Negatives fokussiert. Konsequenterweise wird die Identitätsbildung des Adoptivkindes dann nicht unterstützt, wenn es sich dem Herkunftsland und seiner Kultur annähern möchte.

In Analogie zum Akzeptanz-Typus üben auch die Standpunkte des Minimierungs-Typus einen prägenden Einfluss auf die Entwicklung des Differenzumgangs seines Adoptivkindes aus. Sofern das Kind über die biologischen Eltern sprechen möchte, wird es wiederholt mit einer wenig wertschätzenden Einstellung ihnen gegenüber konfrontiert. Damit wird dem Kind die berechtigte Möglichkeit genommen, sich mit seiner Weggabe und der Adoption auseinanderzusetzen. Eine Verarbeitung des Adoptionsprozesses wird blockiert. Den Umgang mit Rassismus- und Fremdheitserfahrungen muss es eigenständig bewältigen; angemessene Strategien sind ebenfalls ohne adoptivelterliche Hilfe zu erarbeiten. Die Herkunftskultur erfährt das Kind als etwas wenig Wertvolles. Versucht das Kind dennoch, seine Identität in Bewegung zu setzen und etwas über das Geburtsland und seine Kultur zu erfahren, wird ihm keine Unterstützung zuteil. Die Möglichkeit, eine hybride kulturelle Identität zu gestalten, wird erschwert. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Entwicklung des Kindes beim Minimierungs-Typus durch zahlreiche pädagogisch und psychologisch ungünstige Voraussetzungen geprägt ist. Gegebenfalls können sie zu einer devianten Entwicklung führen.

Mein empirisches Material weist aus, dass der *Ambivalenz-Typus* durch einen mehrjährigen Aufenthalt im Geburtsland des späteren Adoptivkindes bereits im Vorfeld der Adoption das Land, seine Bewohner, die Kultur und auch die Sprache kennenlernt. Auf diese Weise kann er einen Bezug zum ‚Fremden‘ herstellen. Sein Adoptionsmotiv beruht auf der unfreiwilligen Kinderlosigkeit. Da sie nicht ausreichend verarbeitet worden ist und zudem tabuisiert wird, erweist sich der Adoptionsprozess in weiten Teilen als problematisch. Die Auswahl und Annahme des Adoptivkindes erfolgt offenbar nicht als bewusste Entscheidung, sondern beruht, folgt man den Erzählungen Lena Steinmetz’, eher auf einem Zufall. Die in Teilbereichen nicht legal verlaufene Adoption und das mangelnde Interesse an den biologischen Eltern bewirken, dass der Ambivalenz-Typus die leiblichen Eltern nahezu ausblendet. Konsequenterweise erfährt auch die Suche des Kindes nach den biologischen Eltern im Wesentlichen keine Unterstützung. Bereits ab der Kindheit vermittelt der Typus seinem Adoptivkind, dass dessen Erzählungen über Rassismuserfahrungen unerwünscht sind. In der Folge entwickelt sich ein Familienklima, in dem derartige Erlebnisse nicht mehr angesprochen werden dürfen. Den Zugang zur Herkunftskultur kann der vorliegende Typus dank seiner Binnenperspektive – sie kann als kulturelles Kapital bezeichnet werden – unkompliziert herstellen. Unterstützend erweist sich dabei die Verfügbarkeit über soziales und ökonomisches Kapital.

Im Folgenden wird nachgezeichnet, welchen Einfluss der Ambivalenz-Typus auf die Entwicklung des Differenzumgangs seines Adoptivkindes hat. Die Adoptiveltern pflegen einen uneinheitlichen Umgang in Bezug auf die biologischen Eltern und die Herkunftskultur. Während die Hinwendung zur einen Seite weitgehend verweigert wird, liegt andererseits eine große Offenheit vor. Dem adoptierten Kind erwachsen daraus komplizierte biographische Anforderungen. Die Suche nach den leiblichen Eltern muss in eigener Verantwortung gestaltet werden; Enttäuschungen und psychische Verletzungen sind von ihm ohne elterliche Begleitung zu bearbeiten. Auch Rassismus- und Fremdheitserfahrungen, die dem Kind im Aufnahmeland widerfahren, sind ohne elterliche Fürsorge und Zuwendung zu ertragen. Strategien gegen Diskriminierung sind vom Kind selbstständig zu entwickeln; Selbstzweifel und Minderwertigkeitsgefühle müssen mühsam biographisch bearbeitet werden. Der unkomplizierte Kontakt zur Herkunftskultur macht es dem Kind möglich, das Land seiner biologischen Eltern kennen zu lernen, soziale Beziehungen zu knüpfen und einen zumindest ansatzweise wertschätzenden Blick auf sich selbst zu entwickeln. Das Kind des vorliegenden Typus bewegt sich in zwei kulturellen Räumen. Da es im Aufnahmeland Deutschland jedoch erhebliche rassistische Degradierungen erfährt, die zudem von den Eltern nicht aufgefangen werden, erscheint es folgerichtig, dass das Kind in jedem kulturellen Raum nach ‚Reinheit‘ bzw. originärer Zugehörigkeit strebt. In Verbindung mit massiven Rassismus- und Fremdheitserfahrungen bewirkt die inkonsistente Ausrichtung des Ambivalenz-Typus eine Verunsicherung des Kindes, die letztlich nur eine prekäre Form von Hybridität erlaubt.

11.2 Zwischen Anerkennung und Abwehr

Die Adoptiveltern des Kernsamples unterscheiden sich in ihren Familienformen – ein Ehepaar mit auslandsadoptierten und leiblichen Kindern, eine Alleinerziehende mit auslandsadoptiertem Kind und ein Ehepaar mit zwei auslandsadoptierten Kindern. Als Lehrer, die in ihrer Ausbildung pädagogische und psychologische Kenntnisse im Bereich der kindlichen Entwicklung erworben haben, gehören sie einem ähnlichen sozialen Milieu an. In der Begleitung ihrer adoptierten Kinder weichen sie jedoch nicht unerheblich voneinander ab. Als ein zentrales Ergebnis der Studie kann die Herausarbeitung dreier typologischer Varianten des elterlichen Differenzumgangs genannt werden. Als Ausgangspunkte für die Kennzeichnung der Typen fungierte zum einen der Umgang der Adoptiveltern mit der ‚doppelten Elternschaft‘ und zum anderen ihr Verständnis der ‚fremden‘ Herkunft. Im vorherigen Abschnitt sind die Merkmalskriterien des Akzeptanz-, Minimierungs- und Ambivalenz-Typus summativ nachgezeichnet worden. Diese Ebene soll nun zugunsten einer neuen verlassen

werden, in der sowohl die ‚Entstehungsgeschichte‘ des jeweiligen Typus als auch seine spezifischen Mechanismen beschrieben werden.

Als Vertreter des Akzeptanz-Typus repräsentiert das Ehepaar Wente eine Konstellation, die sich an der Auffassung orientiert, dass das Ziel von (Auslands-)Adoptionen darin besteht, „eine Familie für ein Kind zu finden und nicht umgekehrt einer Familie zu einem Kind zu verhelfen“ (Rupprecht, 2013: 21). Als Voraussetzung für dieses Vorgehen kann die christliche und vermutlich auch politisch motivierte Grundeinstellung des Ehepaares gelten. Probleme der Dritten Welt werden nicht ausgeblendet, und in der Form einer individuellen Einzelfallhilfe unterstützt das Ehepaar ein älteres, bedürftiges Kind durch Adoption. Bereits im Vorfeld der Adoption gibt es eine Orientierung am Kind und seinen Bedürfnissen. Die Adoptiveltern können die doppelte Differenz (d. h. die zweifache Elternschaft und die sichtbare ‚fremde‘ Herkunft) ihres Kindes anerkennen und verantwortungsvoll mit ihr umgehen. Als innere Logik zieht sich diese Ansicht durch die gesamte Eltern-Kind-Beziehung. Die Adoption eines älteren Kindes aus dem Ausland konfrontiert das Ehepaar Wente mit bisher unbekanntem Problemen und Herausforderungen. Es erkennt sie jedoch, reagiert angemessen und unterstützt das Kind in seiner Entwicklung. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die Adoptiveltern ihrem Sohn mannigfaltige Impulse für seine persönliche, soziale und berufliche Entwicklung geben, sie ermöglichen ihm aber, diese Anstöße auf seine eigene Art zu verarbeiten und sein Leben zu gestalten.²

Die Familie des Minimierungs-Typus, hier vertreten durch die alleinerziehende Mutter Frau Habermann, repräsentiert eine dem vorherigen Typus entgegengesetzte Konstellation. Das Ziel dieser Auslandsadoption besteht darin, „einer Familie zu einem Kind zu verhelfen“ (ebd.), eine Ausgangslage, die sich für das adoptierte Kind und seine Entwicklung als fatal erweist. Unter Zugrundelegung verschiedener Faktoren kann die ‚Entstehungsgeschichte‘ dieses Typus folgendermaßen charakterisiert werden: Schon vor Beginn der Adoption ist in der Großelterngeneration ein Vorbehalt gegenüber dem Fremden erkennbar und die Adoptivmutter scheint diese Einstellung gewissermaßen ‚geerbt‘ zu haben. Zwar konstruiert Montaine Habermann ihre Adoptivmutter zunächst als eine Person, die dem Fremden gegenüber interessiert und aufgeschlossen ist, diese Offenheit erweist sich freilich vorrangig zweckorientiert; sie dient der eigenen Legitimation sowie der Legitimation nach außen. Tritt das Fremde in Gestalt des ausländischen Adoptivkindes dann jedoch so nahe, dass sowohl eine

² Alheit zufolge werden Lernprozesse durch Impulse von außen angeregt. Freilich entsprechen Menschen nicht zwangsläufig den darin enthaltenen Intentionen; stattdessen erfinden wir „aktiv unsere sehr ‚eigensinnige‘ Verarbeitung, die mit gerade *unseren* Erfahrungen zu tun haben“ (Alheit, 2006: 6; i. O. kursiv).

Auseinandersetzung mit ihm als auch eine Anerkennung seiner besonderen Bedürfnisse und Ausgangslagen erforderlich wäre, wird eine abwehrende Haltung erkennbar. Eine Orientierung am Kind hat weder im Vorfeld der Adoption noch in der weiteren Mutter-Kind-Beziehung stattgefunden. Im Zentrum stehen die egoistischen Ansprüche der Adoptivmutter; ihr hat die Loyalität der Tochter zu gelten. Ihre doppelte Andersheit wird von der Adoptivmutter zwar nicht vollständig negiert, ein verantwortungsbewusster, die Tochter in ihrer Entwicklung stärkender Differenzumgang findet jedoch nicht statt. Als innere Logik zieht sich die ich-zentrierte Auffassung der Adoptivmutter in ihren Handlungs- und Interaktionsmustern durch die gesamte Mutter-Kind-Beziehung. Das adoptierte Kind wird nicht als ein Individuum wahrgenommen, das über eine eigene Persönlichkeit sowie eigene Entwicklungsvorstellungen und -möglichkeiten verfügt; stattdessen wird ihm ein stringenter Verhaltenskodex vorgegeben. Mit dem Konstrukt des eigenen Kindes verwehrt die Adoptivmutter der Tochter den Zugang zur indischen Herkunft. Selbstreflexive Prozesse, mit denen die Informantin ihre Aussetzung biographisch be- und verarbeiten könnte, werden folglich nachhaltig behindert.

Das Ehepaar Steinmetz repräsentiert als Vertreter des Ambivalenz-Typus eine weitere, in sich allerdings uneinheitliche Konstellation. Die ungewollte Kinderlosigkeit belastet das Ehepaar, ohne dass sie angesprochen wird. Das Ziel dieser Auslandsadoption ist es, primär der Mutter zu einem Kind zu verhelfen. Auch wenn hier eher ein egoistischer Kinderwunsch im Zentrum steht, so können zwischen dem Minimierungs-Typus und dem Ambivalenz-Typus gleichwohl signifikante Unterschiede konstatiert werden. Der Minimierungs-Typus sieht sein Adoptivkind gewissermaßen als Eigentum an, über das er nach individuellem Ermessen verfügen kann. Der Ambivalenz-Typus dagegen ermöglicht seinem Kind in bestimmten Bereichen durchaus eine freie Entfaltung. Ein gravierendes Problem des Ambivalenz-Typus besteht in der unzureichenden Verarbeitung seiner Kinderlosigkeit. Sie bewirkt, dass der Differenz des adoptierten Kindes ausschließlich ambivalent entgegengetreten werden kann: Das Fremde wird akzeptiert, die biologische Herkunft minimiert. Als innere Logik dominiert diese Einstellung die Eltern-Kind-Beziehung. Das adoptierte Kind kann nicht in seiner Komplexität wahrgenommen und anerkannt werden. Die Widersprüchlichkeit der Adoptiveltern löst bei der Tochter in Bezug auf ihre Selbstkonstruktion Irritationen und Zweifel aus, diese sind in einem nicht unerheblichen Ausmaß mit einer emotionalen Instabilität verbunden.

11.3 Biographische Erfahrungen und Disponiertheiten³

Il-Kyu Choi gewinnt durch den offenen, an seinen Bedürfnissen ausgerichteten elterlichen Differenzumgang. Insbesondere Adoptivmutter und -kind ergänzen sich komplementär; beide lernen durch ihren verbalen Austausch, schreiten gegen Rassismuserfahrungen als erlittenes Unrecht ein und kämpfen, durchaus auch kontrovers, für Ziele, wie beispielsweise den Verzicht auf Gewalt. Il-Kyu Chois späte Adoption stellt das Ehepaar Wenthe und den Biographen vor besondere Herausforderungen; um sie zu bewältigen, müssen beide Parteien ein erhebliches Maß an biographischer Arbeit leisten. Auf dem Wege der intergenerationalen Tradierung hat sich Il-Kyu Choi zentrale Lebenseinstellungen sowie Handlungsmuster der Adoptiveltern angeeignet. Dazu zählen u. a. der Verzicht auf die Gewalt bei Rassismuserfahrungen, das ‚Prinzip Leistung‘ und nicht zuletzt ein politisch motiviertes Verständnis, die Welt im Kleinen zu verändern.

Die Mutter-Kind-Beziehung im Fall Montaine Habermann muss als von Anfang an belastet gelten. Die Informantin erfährt die Mutter als eine Person, die fordernd und direktiv ihre Erziehungsvorstellungen artikuliert; zugleich erwartet die Mutter, dass die Tochter sich ihrem Willen beugt. Die negativen biographischen Erfahrungen können einen Erklärungsansatz für Montaines Handlungsmuster Drogensucht bieten. Wenig Autonomie, Akzeptanz und Vertrauen gewährend, schafft Frau Habermann ein Familienklima, in dem für die Informantin kein förderlicher Umgang mit ihrer Differenz entstehen kann. Ihr Interesse an der Herkunftsfamilie wird unterbunden. In der Folge muss sie damit leben, die Ereignisse, die zum biographischen Bruch ‚Verstoßung durch die Herkunftsfamilie‘ geführt haben, nicht kennen zu können. Das Desinteresse der Adoptivmutter an Rassismus- und Fremdheitserfahrungen bewirkt, dass Montaine eigenverantwortlich und erfolgreich Strategien gegen diese beiden Zumutungen der sozialen Umwelt entwickelt.

Lena Steinmetz erkennt in ihrer Adoptivmutter eine Frau, die ihre ungewollte Kinderlosigkeit tabuisiert. Konsequenterweise wird, ungeachtet des starken Interesses der Informantin an den leiblichen Eltern, über die Herkunftsfamilie nicht gesprochen. Dieses Defizit löst bei ihr eine umso größere Bereitschaft aus, die Suche nach den biologischen Eltern zu forcieren. Als Andere Deutsche ist die Erzählerin bereits seit der Kindheit von einem biologischen Rassismus betroffen, bei dem phänotypische Eigenschaften als negative „Bedeutungsträger“ (Miles, 1992: 95) fungieren. Die emotionalen Verletzungen, die die Rassismuserfahrungen

³ Disponiertheiten, d. h. Einstellungen zur Welt sowie Handlungsmuster und -möglichkeiten, resultieren aus biographischen Erfahrungen, die das Individuum im Zuge seines Eingebundenseins in soziale Zusammenhänge macht (vgl. Dirim/Mecheril, 2010: 129)

auslösen, will sie sich damals nicht eingestehen. Von den Eltern, die das Phänomen Rassismus nicht als existent ansehen können, erfährt sie keine Unterstützung. Strategien gegen Rassismus- und Fremdheitserfahrungen muss Lena Steinmetz in einem langwierigen biographischen Lernprozess mühsam und eigenständig entwickeln. Zur Zeit des Interviews befindet sie sich teilweise noch auf der Suche nach geeigneten Handlungsmustern.

11.4 Möglichkeitsräume der Hybridität

In Abschnitt 3.4.2 „Hybride kulturelle Identität“ wurde darauf hingewiesen, dass kulturelle Identität im Zeitalter der Globalisierung und Migration umfassenden Wandlungsprozessen unterworfen ist. Hall (1994b) zufolge artikuliert sie sich nicht mehr vorrangig in einer essentialistischen Form, stattdessen sieht er zunehmend Identitäten, die Grenzen durchschneiden und auf unterschiedliche kulturelle Traditionen zurückgreifen. Die (wissenschaftliche) Literatur zur internationalen Adoption betont, dass neben der Verbundenheit mit den kulturellen Werten des Aufnahmelandes auch eine Beziehung zu denjenigen des Herkunftslandes für die Identitätsbildung der Adoptierten bedeutsam sei (vgl. Kühl, 1985; Winter-Stettin, 1997). Für mein empirisches Material boten sich die konzeptionellen Überlegungen Halls als heuristische Interpretationsfolie an.

Die drei Vertreter des Kernsamples haben durch ihre Adoption nationale Grenzlinien überschritten. Bindungen, die sie an ihre Herkunftsorte behalten (konnten), sind jedoch nicht in jedem Fall gegeben. Montaine Habermann und Lena Steinmetz, die als Kleinkinder nach Deutschland gekommen sind, verfügen über keine Erinnerungen an ihr Geburtsland. Dagegen sind dem Spätadoptierten Il-Kyu Choi Vorkommnisse und Begegnungen in Korea noch präsent. Angesichts der problematischen Zustände im dortigen Kinderheim verweigert er sich zunächst jeglicher Verbundenheit mit seinem Herkunftsland. Seine koreanische kulturelle Identität, so beispielsweise die Sprache, lehnt er vollständig ab. Im jungen Erwachsenenalter strebt er mit seiner Reise in das Herkunftsland an, zur Vergangenheit zurückzukehren; erst sein dortiger Aufenthalt verdeutlicht ihm, dass er die verlorene kulturelle Reinheit nicht mehr wiedererlangen kann. Den Konflikt löst der Informant handlungsorientiert. Mit unterschiedlichen Strategien füllt er seinen Raum hybrider kultureller Identität: Im Vordergrund seines Bewusstseins steht der Anteil seiner deutsch geprägten Identität, die von ihm durch die aus der Kindheit stammende buddhistisch-konfuzianistische Prägung ergänzt wird. Als weitere Komponente nutzt der Biograph positive Zuschreibungen, die in seiner sozialen Umwelt mit deutschen und asiatischen Tugenden verbunden sind; auch mit ihnen füllt er pragmatisch den Raum seiner hybriden kulturellen Identität. Der Erzähler bezeichnet sich als

eine Person, die nicht ‚kulturell rein‘ ist, damit entspricht er einem Kriterium Stuart Halls (vgl. Hall, 1994b). Ein anderes, die Zugehörigkeit zu zwei Heimaten, erfüllt er jedoch nicht, er fühlt sich heimatlos; als „Übersetzer“ (ebd.: 218) kann er folglich nicht gelten. Im Gegensatz zu Migranten unterliegt der Biograph als Adoptierter jedoch nicht dem von Hall angesprochenen Zwang, lernend mindestens zwei Identitäten annehmen und zwei kulturelle Sprachen sprechen zu müssen. In einer deutschen Familie und in einem deutschen Umfeld aufwachsend, kann er selbst entscheiden, wie er seine kulturelle Identität gestalten möchte.

Wie bereits dargelegt, erinnert sich Montaine Habermann nicht an Indien. In der Adoleszenz entwickelt sie autodidaktisch ein Interesse am Geburtsland; ihre lebensgeschichtliche Erzählung zeigt jedoch, dass für Auslandsadoptierte ein Zugang und die Gestaltung einer kulturellen Identität, in der auch Anteile des Geburtslandes präsent sein dürfen, ohne die empathische Unterstützung signifikanter Anderer nur schwer möglich ist. Ihre kulturelle Identität ist deutsch ausgerichtet. Selbstbewusst positioniert sie sich dementsprechend, dabei möglicherweise von der Vorstellung ausgehend, dass Deutsche auch »farbig« sein können. Die Biographin hat trotz ihrer deutsch ausgerichteten kulturellen Identität das Interesse an Indien nicht verloren; in der sozialen Beziehung zur Familie ihres Lebensgefährten Ramin Safaie wird es reaktiviert. Eine spätere Reise in das Herkunftsland schließt sie nicht aus, aber sie stellt Bedingungen. Die Frage, ob und in welcher Form sie sich Indien zu einem späteren Zeitpunkt annähert, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Ihre Art der biographischen Arbeit geschieht in Abhängigkeit von weiteren lebensgeschichtlichen Erfahrungen und deren Verarbeitung. Zum Zeitpunkt des Interviews kann der Raum ihrer hybriden kulturellen Identität folglich nur als ein potenzieller bezeichnet werden.

Ebenso wie Montaine Habermann hat auch Lena Steinmetz keine Erinnerungen an ihr Herkunftsland. Von den Adoptiveltern wird Lena bereits seit der Kindheit mit Bolivien, seiner Sprache und seiner Kultur vertraut gemacht. Mit der gemeinsamen Reise in das lateinamerikanische Land ermöglichen die Eltern ihrer Tochter zudem einen direkten, unverfälschten Kontakt zum Geburtsland. Das empathische und beharrliche Vorgehen der Eltern bewirkt, dass Lenas Zugang zu Bolivien – auch dank ihrer spanischen Sprachkenntnisse – unkompliziert verläuft. Die elterliche Unterstützung erleichtert es der Informantin in den Folgejahren, eigeninitiativ in das Land zu reisen, um die Mutter zu suchen. Sukzessive baut sie dabei Bindungen zu den Orten und Personen ihrer Herkunft auf. Angesichts dieser Ausgangslage stünde der Biographin prinzipiell die Möglichkeit offen, bejahend auf zwei kulturelle Traditionen (deutsch, bolivianisch) zurückzugreifen und sie selbstständig neu zu verbinden. Homi Bhabha zufolge entstehen durch das Zusammentreffen verschiedener Kulturen

Zwischenräume. In ihnen, von Bhabha auch als ‚Dritter Raum‘ („Third Space“; Bhabha, 1994: 36) bezeichnet, kann durch produktive Vermischungen von kulturellen Elementen etwas Neuartiges erwachsen. Anschaulich verdeutlicht Bhabha seine Vorstellung mit dem Bild des Treppenhauses. Ausgehend von oberen und unteren Räumen, in denen jeweils originäre Identitäten angesiedelt sind, konzipiert er das Treppenhaus als Schwellenraum für die Entfaltung einer hybriden Identität:

„Das Hin und Her des Treppenhauses, die Bewegung und der Übergang in der Zeit, die es gestattet, verhindern, dass sich Identitäten an seinem oberen oder unteren Ende zu ursprünglichen Polaritäten festsetzen. Dieser zwischenräumliche Übergang zwischen festen Identifikationen eröffnet die Möglichkeiten einer kulturellen Hybridität“. (Bhabha, 1997: 127)

Lena Steinmetz nutzt partiell das Hin und Her des Treppenhauses. Als habituell (Bolivien) und physiognomisch (Deutschland) Andere befindet sie sich jedoch in der Außenseiterposition und damit auf brüchigem Boden. Um ihren defizitären Status als jeweils ‚Unreine‘ zu beenden, strebt sie, im Kontrast zu den Vorstellungen Bhabhas, im Raum ihrer hybriden Identität folglich immer wieder nach „festen Identifikationen“ (ebd.). Auch Stuart Halls Charakterisierung des postmodernen Subjekts als ein Individuum, dessen Identität frei flottierend als ‚bewegliches Fest‘ konzipiert ist (vgl. Hall, 1994b), erscheint für die unter ihrer ‚Halb-Halb-Existenz‘ leidende Lena Steinmetz nicht zutreffend; ihre Hybridität ist als prekär zu bezeichnen. Dezidiert verweist Bachmann-Medick auf die Gefahren, die mit einer zu starken Betonung der Handlungsspielräume von Hybridität verbunden sein können: „Die alltäglichen Leidenserfahrungen der zwischen den Kulturen lebenden Menschen stehen einer euphorischen Sicht von Hybridität und deren Kreativitätspotential entgegen“ (Bachmann-Medick, 1999: 18).

12 Resümee und Ausblick

Um einen offenen Zugang zum Forschungsfeld Auslandsadoption zu ermöglichen, wurde für die vorliegende Studie ein qualitativer Ansatz gewählt. Seine Vorteile lassen sich wie folgt umreißen: Er ist „an einer ‚Logik des Entdeckens‘, an der Generierung von Theorien im Untersuchungsprozess“ (Alheit, 2010: 40; i. O. teilw. fett gedr.) orientiert. Als methodologischer Rahmen erlaubte mir der Forschungsstil der Grounded Theory die Annäherung an das Feld ‚Auslandsadoption‘ mit ‚geplanter Flexibilität‘¹ (vgl. Alheit, 2010: 52). ‚Planung‘ verweist auf Vorannahmen zum Untersuchungsfeld, die aber im Forschungsprozess so flexibel zu handhaben waren, dass sie durch neue Informationen ergänzt bzw. modifiziert werden konnten.

Sowohl die Bearbeitung des Datenmaterials als auch die Entwicklung einer empirisch fundierten ‚Theorie‘ erwies sich als nicht immer einfach zu handhabender, langwieriger Lern- und Prüfungsprozess. Das autobiographisch-narrative Interview als methodischer Zugang stellte sich – bis auf eine Ausnahme, bei der eine lebensgeschichtliche Erzählung nicht zustande kam – als für meine Zielgruppe geeignetes Instrument dar, um das jeweilige Gewordensein rekonstruieren zu können. Mit einer Stegeiferzählung haben meine Interviewpartner aus der gegenwärtigen Perspektive ihre individuelle lebensgeschichtliche Entwicklung dargestellt. Dabei konnten sie selbstständig entscheiden, nach welchen temporalen und inhaltlichen Kriterien sie in ihrer Erzählung vorgehen wollten; in der Folge lagen mir Schilderungen vor, die sich in ihrer formalen und inhaltlichen Ausgestaltung teilweise erheblich voneinander unterschieden. Einstellungen und Handlungen von Individuen entstehen nicht in einem luftleeren Raum, sondern entwickeln sich in der Auseinandersetzung mit Erfahrungs- und Wissensbeständen in ihrer spezifischen sozialen Umwelt. Um die biographischen Erfahrungen meiner Interviewpartner fokussieren zu können, erwiesen sich die ‚kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens‘ (vgl. Schütze, 1984: 78ff.) als geeignetes Auswertungsinstrument. Mit diesem theoretischen Entwurf konnten sowohl die subjektive Perspektive der Informanten als auch ihre jeweiligen lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtungen und Veränderungsprozesse in den Blick genommen werden.

Das Ziel qualitativer Forschung besteht darin, komplexe und häufig diffuse soziale Phänomene zu verstehen. Diese anspruchsvolle Aufgabe ist vom Forscher isoliert nicht zu bewerkstelligen; als fruchtbringend für die Interpretation des empirischen Materials erwies sich daher meine Teilnahme an den von Peter Alheit und Robert Kreitz ausgerichteten For-

¹ Unter Bezugnahme auf Joas (1988) bezeichnet Alheit diese Vorgehensweise auch als ‚diffus teleologisch‘ (vgl. Alheit, 1999: 5f.).

schungswerkstätten, in denen Validierung kommunikativ erfolgen konnte. Im Austausch mit anderen Teilnehmern war es hier möglich, eigene Lesarten zu erweitern, aber auch zu verändern.

Bei der Analyse des empirischen Materials konnten deutliche Unterschiede im Differenzumgang der Adoptiveltern festgestellt werden. Sie umfassten einen akzeptierenden, einen minimierenden und einen ambivalenten Umgang. Als prägnanteste Vertreter des jeweiligen Typus haben nach der Auswertung aller Interviews die Eheleute Wentz, Frau Habermann und das Ehepaar Steinmetz fungiert. Ausgehend von der Beobachtung, dass die Auslandsadoptierten mit rassistischer Diskriminierung konfrontiert werden, habe ich das theoretische Konzept ‚Rassismus‘ in seiner biologischen und kulturellen Variante gewählt; zusätzlich wurden Rassismuserfahrungen als sozial kontextualisierte, subjektive Zustände angesprochen. Forschungsergebnisse zur Auslandsadoption besagen, dass Adoptierte Anteile ihrer kulturellen Identität, bezogen auf das Aufnahmeland, mit Anteilen des Geburtslandes in höchst unterschiedlichem Mischungsverhältnis verbinden (vgl. Kühl, 1990; Textor, 1991; Hoksbergen, 1993). Um entsprechende Beobachtungen in meinem empirischen Material erfassen zu können, habe ich mich für die Perspektive „Hybride kulturelle Identität“ entschieden. Das theoretische Erkenntnismodell Biographie in seiner Verknüpfung von Subjekt und Struktur (vgl. dazu z. B. Alheit, 1995, 1996; Dausien, 1996; Alheit/Dausien, 1990) ermöglichte es mir aufzuzeigen, dass meine Interviewpartner ihre Biographie in einer Wechselbeziehung von äußeren gesellschaftlich-kulturellen Einflüssen sowie eigenständigen reflexiven Anstrengungen hergestellt haben. Der Zugang über die Forschungsperspektive Biographie erlaubte zudem in zweierlei Hinsicht einen Blick auf Prozesse und Verläufe des Werdens. So konnte die Genese von Strategien des Umgangs mit Rassismuserfahrungen nachgezeichnet werden; zweitens war es möglich, die Entwicklung hybrider kultureller Identität in pragmatischer (Il-Kyu Choi), potenzieller (Montaine Habermann) und prekärer (Lena Steinmetz) Ausrichtung zu beobachten. Konstitutiv für das Phänomen Auslandsadoption ist die doppelte Elternschaft. Aus diesem Grund war der Frage nachzugehen, welche Bedeutung der Existenz biologischer und sozialer Eltern in den lebensgeschichtlichen Erzählungen der Adoptierten zukommt.

Bei der Rekrutierung meines Samples verwehrt mir ein Adoptivvater den Kontakt zu seinem aus dem Ausland adoptierten Kind; er seinerseits zeigte sich jedoch an einem Gespräch mit mir zum Komplex Auslandsadoption sehr interessiert. Sein Engagement kann dahingehend gelesen werden, dass auch Adoptiveltern erwachsener ausländischer Adoptivkinder einer wissenschaftlichen Studie nicht ablehnend gegenüberstehen würden; in ihr

könnten beispielsweise Adoptionsmotive beleuchtet und Erfahrungen, die die Adoptiveltern bei der Erziehung und Begleitung ihrer Kinder gesammelt haben, untersucht werden. Lohnenswert erscheint es weiterhin, den elterlichen Umgang mit Rassismus- und Fremdheitserfahrungen ihrer Adoptivkinder zu untersuchen. Darüber hinaus legt die Analyse meines empirischen Materials nahe, auch den Blick der Adoptiveltern auf das Phänomen hybride kulturelle Identität zu erfassen.

Ein anderer Forschungsweg könnte sich mit der Situation derjenigen erwachsenen Adoptierten befassen, die über einen Zeitraum von mehreren Monaten in ihrem Geburtsland gelebt haben, einhergehend mit der folgenden Frage: Kann das Spektrum hybrider kultureller Identität dahingehend erweitert werden, dass sie – verbunden mit Ortswechsel und Mobilität – als Ressource verstanden wird und sich im Sinne Stuart Halls als „bewegliches Fest“ (Hall, 1994b: 182) artikuliert?

Adamski, Wladyslaw W. (1981): Die autobiographisch orientierte Soziologie: Zwischen intuitiver und quantitativer Ausrichtung. In: Matthes, Joachim/Pfeifenberger, Arno/Stosberg, Manfred (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e. V., 31–54

Ade, Barbara (2000): ... die, die auszogen sich selbst zu finden. Biographien erwachsener Adoptierter asiatischer Herkunft. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag

Adoptionsvermittlungsgesetz (AdVermiG) Bundesministerium der Justiz

<http://www.gesetze-im->

[internet.de/advermig_1976/BJNR017620976.html#BJNR017620976BJNG000102377](http://www.gesetze-im-internet.de/advermig_1976/BJNR017620976.html#BJNR017620976BJNG000102377)

(10.01.2012)

Adorno, Theodor W. (1975): Schuld und Abwehr. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften Band 9.2. Soziologische Schriften II. Zweite Hälfte. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 121–324

Alheit, Peter (1989): Erzählform und »soziales Gedächtnis«: Beispiel beginnender Traditionsbildung im autobiographischen Erinnerungsprozeß. In: Alheit, Peter/Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag, 123–147

Alheit, Peter (1990a): Alltag und Biographie. Studien zur gesellschaftlichen Konstitution biographischer Perspektiven. Universität Bremen, Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung Band 4. Bremen: Universität Bremen

Alheit, Peter (1990b): Biographizität als Projekt. Der »biographische Ansatz« in der Erwachsenenbildung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung Universität Bremen Band 12. Bremen: Universität Bremen

Alheit, Peter (1992a): Biographizität und Struktur. In: Alheit, Peter et al.: Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung Band 19. Bremen: Universität Bremen, 10–36

Alheit, Peter (1992b): Leben lernen? Bildungspolitische und bildungstheoretische Perspektiven biographischer Ansätze. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung Band 16. Bremen: Universität Bremen

Alheit, Peter (1993): Transitorische Bildungsprozesse. Das »biographische Paradigma« in der Weiterbildung. In: Mader, Wilhelm (Hrsg.): Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis in der Bundesrepublik Deutschland. Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung« Band 17. Bremen: Universität Bremen, 343–417

Alheit, Peter (1994): Zivile Kultur. Verlust und Wiederaneignung der Moderne. Frankfurt/New York: Campus Verlag

Alheit, Peter (1995): Die Spaltung von »Biographie« und »Gesellschaft«. Kollektive Verlaufskurven der deutschen Wiedervereinigung. In: Fischer-Rosenthal, Wolfram/Alheit, Peter (Hrsg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen: Westdeutscher Verlag, 87–115

Alheit, Peter (1996): »Biographizität« als Lernpotential: Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske +

Budrich, 276–307

Alheit, Peter (1999): „Grounded Theory“: Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse.

<http://www.uni->

[hildesheim.de/media/forschung/cebu/PDFs/Paper_Alheit_Grounded_Theory.pdf](http://www.uni-hildesheim.de/media/forschung/cebu/PDFs/Paper_Alheit_Grounded_Theory.pdf)

(06.06.2012)

Alheit, Peter (2001): „Ethnographische Pädagogik“. Eine andere Sichtweise des pädagogischen Feldes. In: Die deutsche Schule, 93. Jg., Heft 1, 10–16

Alheit, Peter (2003): Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In: Petzold, Hilarion G. (Hrsg.): Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit Narrative Therapie Identität. Sonderausgabe der Zeitschrift *Integrative Therapie*. Paderborn: Junfermann Verlag, 6–25

Alheit, Peter (2006): „Biografizität“ als Schlüsselkompetenz in der Moderne.

http://freiealtenarbeitgoettingen.de/cms/upload/2_LERNEN/pdf-

[Dateien/Alheit_Biographizitaet_2006.pdf](http://freiealtenarbeitgoettingen.de/cms/upload/2_LERNEN/pdf-Dateien/Alheit_Biographizitaet_2006.pdf) (02.11.2012)

Alheit, Peter (2010): Die Bedeutung qualitativer Ansätze in der Sozialforschung. In: Barthel, Christian/Lorei, Clemens (Hrsg.): Empirische Forschungsmethoden. Eine praxisorientierte Einführung für die Bachelor- und Masterstudiengänge der Polizei. Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaft, 39–65

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (1983): Zur thematischen Relevanz der Arbeit in proletarischen Lebensgeschichten. Eine exemplarische Untersuchung im Rahmen der „biographischen Methode“. Arbeitspapiere des Forschungsprojekts „Arbeiterbiographien“, Band 6, Universität Bremen

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (1985): Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten. Frankfurt/New York: Campus Verlag

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (1990): Biographie. In: Sandkühler, Hans Jörg (Hrsg.): Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Bd. 1. Hamburg: Meiner Verlag, 405–418

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, 257–283

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2009): ‚Biographie‘ in den Sozialwissenschaften. Anmerkungen zu historischen und aktuellen Problemen einer Forschungsperspektive. In: Fetz, Bernhard (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 285–315

Alheit, Peter et al. (1999): Vorwort. In: Alheit, Peter et al. (Hrsg.): Biographie und Leib. Gießen: Psychosozial-Verlag, 7–12

Anderson, Benedict (1988): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/Main/New York: Campus Verlag

Andersson, Gunilla (1986): The adopting and adopted Swedes and their contemporary society. In: Hoksbergen, René A. C. (Hrsg.): Adoption in worldwide perspective: A review of programs, policies and legislation in 14 countries. Lisse: Swets & Zeitlinger, 23–36

Apitzsch, Ursula (1999): Biographieforschung und interkulturelle Pädagogik. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich, 471–486

Arndt, Susan (2004): Kolonialismus, Rassismus und Sprache. Kritische Betrachtungen der deutschen Afrikaterminologie. Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.)
http://www.bpb.de/themen/2IQNTS,2,0,Kolonialismus_Rassismus_und_Sprache.html
(16.06.2009)

Aselmeier-Ihrig, Mette (1984): Das Selbstverständnis der Adoptivfamilie. Eine Familie wie jede andere – oder ganz anders? In: Unsere Jugend 36, 238–241

Auchter, Thomas/Strauss, Laura Viviana (2003): Kleines Wörterbuch der Psychoanalyse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

Ausländer, Rose (1982): Nichts bleibt wie es ist. In: Rose Ausländer: Wieder ein Tag aus Glut und Wind. Gedichte 1980-1982. Gesammelte Werke in sieben Bänden (1986). Braun, Helmut (Hrsg.). Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 339

Aydin, Yasar (2003): Zum Begriff der Hybridität. Hamburg: Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik

Bach, Rolf P. (1986): Gekaufte Kinder. Babyhandel mit der Dritten Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Bach, Rolf P. (1994a): Je weißer, desto teurer. Methoden des Kinderhandels mit Adoptivkindern. In: Wacker, Bernd (Hrsg.): Adoptionen aus dem Ausland. Erfahrungen, Probleme, Perspektiven. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 111–121

Bach, Rolf P. (1994b): Vom Kindeswohl zum Kindermarkt. Entwicklung, Ausmaß und Ursachen des Handels mit Adoptivkindern aus dem Ausland. In: Wacker, Bernd (Hrsg.): Adoptionen aus dem Ausland. Erfahrungen, Probleme, Perspektiven. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 97–110

Bach, Rolf P. (1994c): Zum gegenwärtigen Stand der Adoptionsgesetzgebung in Deutschland. In: Wacker, Bernd (Hrsg.): Adoptionen aus dem Ausland. Erfahrungen, Probleme, Perspektiven. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 253–266

Bach, Rolf P. (2006): Internationaler Kinderhandel. In: Paulitz, Harald (Hrsg.): Adoption. Positionen, Impulse, Perspektiven. München: Verlag C. H. Beck, 349–360

Bach, Rolf P. (2008): Adoption (Annahme als Kind). In: Kreft, Dieter/Mielenz, Ingrid (Hrsg.): Wörterbuch soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 33–37

Bach, Rolf P.: (2011): Adoption – rechtlich gesehen. In: Online-Familienhandbuch (Hrsg.: Staatsinstitut für Frühpädagogik).
<https://www.familienhandbuch.de/rechtsfragen/ehe-und-familienrecht/adoption-rechtlich-gesehen> (09.03.2012)

Bachmann-Medick, Doris (1999): Andersheit in der Selbsterfahrung. 1+1=3: Interkulturelle Beziehungen als „dritter Raum“ in Kulturwissenschaften und Ökonomie. In: Frankfurter Rundschau, Forum Humanwissenschaften, No. 189, 18

Bachmann-Medick, Doris (2009): Cultural turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

- Bachtin, Michail M. (1979): Die Ästhetik des Wortes. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag
- Baer, Ingrid (1988): Internationale Entwicklungen zum Themenbereich: „Adoptierte suchen ihre Ursprungsfamilie“. In: Sonderdruck aus dem Nachrichtendienst des deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge (NDV), Heft 5, 1–4
- Baer, Ingrid (1989): Zur Problematik der Adoptionsvermittlung von Kindern aus Ländern der „Dritten Welt“. In: Nachrichtendienst des deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge (NDV) Heft 1, 2–5
- Baer, Ingrid (1994): Exkurs: Als deutsche Kinder ins Ausland adoptiert wurden. In: Wacker, Bernd (Hrsg.): Adoptionen aus dem Ausland. Erfahrungen, Probleme, Perspektiven. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 65–72
- Baer, Ingrid (2000): Gesetzlicher Auftrag der Adoptionsvermittlung. Historischer Abriss. In: Paulitz, Harald (Hrsg.): Adoption. Positionen, Impulse, Perspektiven. München: Verlag C. H. Beck, 19–26
- Baer, Ingrid/Gross, Helga (1981): Adoption und Adoptionsvermittlung. Neuregelungen ab 1.1.1977. Frankfurt: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge
- Bahrdt, Hans Paul (1975): Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern. In: Osterland, Martin (Hrsg.): Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential. Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim. Frankfurt am Main – Köln: Europäische Verlagsanstalt, 9–37
- Bakhtin, Mikhail (2001): The dialogic imagination: Four essays. Austin, Texas: University of Texas Press
- Balibar, Etienne (1992): Gibt es einen »Neo-Rassismus«? In: Balibar, Etienne/Wallerstein, Immanuel: Rasse Klasse Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg/Berlin: Argument Verlag, 23–38
- Battaglia, Santina (1995): Interaktive Konstruktion von Fremdheit. Alltagskommunikation von Menschen binationaler Abstammung. In: Journal für Psychologie 3 (3), 16–23
- Battaglia, Santina (2000): Verhandeln über Identität In: Frieben-Blum, Ellen/Jacobs, Klaudia/Wießmeier, Brigitte (Hrsg.): Wer ist fremd? Ethnische Herkunft, Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich, 183–202
- Baumann, Zygmunt (2005): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Hamburger Edition
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse. Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co., 35–74
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (2011): Fernliebe. Lebensformen im globalen Zeitalter. Berlin: Suhrkamp Verlag
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1997): Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. Beck'sche Reihe. München: C. H. Beck
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2004): Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf

Migranten und Minderheiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Begrich, David/Weber, Thomas (2006): Warum Angsträume mehr sind als „No-Go-Areas“. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände, Band 5. Berlin: Suhrkamp Verlag, 264–171

Benoist, Alain de (1991): Der Rassismus - was ist das? In: Ulrich, Stefan (Hrsg.): Multikultopia. Gedanken zur multikulturellen Gesellschaft. Vilsbiburg: Arun Verlag, 197–210

Berger, Margarete (1998): Bemerkungen zur Adoption. In: Reproduktionsmedizin 14, 194–204

BGB Bürgerliches Gesetzbuch (2006). Palandt, Otto/Bassenge, Peter. München: Beck Verlag

Bhabha, Homi K. (1994): The Location of Culture. London (u. a.): Routledge

Bhabha, Homi K. (1997): Verortungen der Kultur. In: Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hrsg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 123–148

Bhabha, Jacqueline (2004): Moving Babies: Globalization, Markets and Transnational Adoption. In: The Fletscher Forum of world affairs, 28 (2), 181–196

Bielefeld, Ulrich (1998): Einleitung. In: Bielefeld, Ulrich (Hrsg.): Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg: Hamburger Edition, 9–19

Bleeker-de Vries, Anny (1993): Therapeutische Hilfe nach Auslandsadoptionen. In: Hoksbergen, René A. C./Textor, Martin (Hrsg.): Adoption: Vermittlung, Nachbetreuung, Beratung. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 204–214

Bohman, Michael (1980): Adoptivkinder und ihre Familien. Göttingen: Verlag für medizinische Psychologie im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht

Bockenheimer-Lucius, Gisela (1994): Unfreiwillige Kinderlosigkeit – Zahlen, Daten, Ursachen. In: Wacker, Bernd (Hrsg.): Adoptionen aus dem Ausland. Erfahrungen, Probleme, Perspektiven. Reinbek bei Hamburg; Rowohlt Taschenbuch Verlag, 17–24

Böcker, Werner/Krolzig, Volker (1996): Vorwort. In: Böcker, Werner/Krolzig, Volker (Hrsg.): Adoptionen in der Einen Welt. Hilfen zur Integration fremdländischer Kinder in Westeuropa. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag, 9–10

Böhme, Hartmut (1996): Vom Cultus zur Kultur(wissenschaft). Zur historischen Semantik des Kulturbegriffs. In: Glaser, Renate/Luserke, Matthias (Hrsg.): Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, 48–68

Borke, Jörn/Hawellek, Christian (2011): Trotz – entwicklungspsychologische und klinische Perspektiven. In: Keller, Heidi (Hrsg.): Handbuch der Kleinkindforschung. Bern: Verlag Hans Huber, 1076–1086

Bossong, Georg (2008): Die Sepharden. Geschichte und Kultur der spanischen Juden. München: Verlag C. H. Beck

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2, Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co., 183–198

Boussoulas, Andrew/Andriana (2011): ›Eskimo‹. In: Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: UNRAST-Verlag, 629–631

Bräunlein, Peter J./Lauser, Andrea (1997): Grenzüberschreitungen, Identitäten. Zu einer Ethnologie der Migration in der Spätmoderne. In: kea – Ethnologie der Migration, Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 10, Bremen, I-XVIII.
<http://www.kea-edition.de/migrat~1.htm> (28.05.2009)

Breitinger, Eric (2011): Vertraute Fremdheit. Adoptierte erzählen. Berlin: Christoph Links Verlag

Brinich, Paul M. (1990): Über mögliche Auswirkungen von Adoption auf Selbst- und Objekt-Repräsentanzen. In: Harms, Edda/Strehlow, Barbara (Hrsg.): Das Traumkind in der Realität. Psychoanalytische Einblicke in die Probleme von adoptierten Kindern und ihren Familien. Göttingen: Verlag für medizinische Psychologie im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, 77–95

Brodén, Anne (2008): Rassismus im Zoo? In: Reader zum Fachgespräch „*Rassismus bildet*“. Bildungsperspektiven unter Bedingungen rassistischer Normalität. 5./6. Dezember 2008 CJD Bonn. (Hrsg.): IDA Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung in NRW, 33–40

Brodén, Anne/Mecheril, Paul (2010): Rassismus bildet. Einleitende Bemerkungen. In: Brodén, Anne/Mecheril, Paul (Hrsg.): Rassismus bildet: Bildungswissenschaftliche Beiträge zur Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft. Bielefeld: transcript Verlag, 7–26

Brodtkorb, Mathias (2005): Rechtsextremismus im postmodernen Umfeld. Für eine Metatheorie des Rassismus. In: Berliner Debatte Initial 16/3, Seite 59–69

Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin (1997): Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. In: Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hrsg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1–29

Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (1988): Biographisierung von Erleben und Handeln. In: Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske + Budrich, 11–30

Bundeszentralstelle für Auslandsadoption: Internationale Adoption (2011). Hinweise zum Haager Übereinkommen vom 29. Mai 1993 über den Schutz von Kindern und die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der internationalen Adoption sowie zum Adoptionsübereinkommens-Ausführungsgesetz, zum Adoptionsvermittlungsgesetz und zum Adoptionswirkungsgesetz. Bundesamt für Justiz Bundeszentralstelle für Auslandsadoption Bonn (Hrsg.), 35–49

Burkhardt, Armin (1982): Gesprächswörter. Ihre lexikologische Bestimmung und lexikographische Beschreibung. In: Mentrup, Wolfgang (Hrsg.): Konzepte zur Lexikographie. Studien zur Bedeutungserklärung in einsprachigen Wörterbüchern. Tübingen: Niemeyer Verlag, 138–171

Bussink-Becking, Elke (2001): „Daß ich eigentlich son bißchen anders bin oder anders

aussehe als die anderen“. Zur Biographie einer erwachsenen Adoptierten asiatischer Herkunft. Unveröffentlichte Hausarbeit. Pädagogisches Seminar der Universität Göttingen

Butterwegge, Christoph (1996): Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt. Erklärungsmodelle in der Diskussion, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft

Can, Halil (2003): Drama zwischen Fremd- und Selbstethnisierung. Situation, Forderungen und Perspektiven bei der Schulbildung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Deutschland. In: Überblick 2/03, (Hrsg.): Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismuserfahrung in Nordrhein-Westfalen (IDA-NRW), 5–9

Caspari, Veronika (1997): Rassismuserfahrungen von deutschen »birassischer« Abstammung. In: Mecheril, Paul/Teo, Thomas: Psychologie und Rassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 222–240

Cederblad, Marianne (1982): Children adopted from abroad and coming to Sweden after age three: the adjustment process during the first year with the family. Stockholm: The Swedish national board for intercountry adoptions (Hrsg.)

Ceschi, Ilaria (1996): Adoption ausländischer Kinder in der Schweiz. Aufnahme, Vermittlung und Pflegeverhältnis. Zürich: Schulthess, Polygraph Verlag

Çinar, Dilek (1999): *Alter* Rassismus im *neuen* Europa? Anmerkungen zur Novität des Neo-Rassismus. In: Kossek, Brigitte (Hrsg.): Gegen – Rassismen. Konstruktionen – Interaktionen – Interventionen. Hamburg; Berlin: Argument Verlag, 55–72

Conradi, Jeanette (1996): Erfahrungen in Adoptionsfällen mit Osteuropa und der GUS. In: Zentralblatt für Jugendrecht (ZfJ), 83. Jahrgang Nr. 6, 225–230

Darwin, Charles (1992) [1859]: Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein. Darmstadt: wissenschaftliche Buchgesellschaft

Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat Verlag

Dausien, Bettina (1999): „Geschlechtsspezifische Sozialisation“ - Konstruktiv(istisch)e Ideen zur Karriere und Kritik eines Konzepts. In: Dausien, Bettina et al. (Hrsg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht: feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft. Opladen: Leske + Budrich, 216–246

Dausien, Bettina (2002): *Biographie* und/oder *Sozialisation*? Überlegungen zur paradigmatischen und methodischen Bedeutung von Biographien in der Sozialisationsforschung. In: Kraul, Margret/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich, 65–91

Dausien, Bettina (2010): Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 362–375

Dausien, Bettina et al. (2005): Einleitung. In: Völter et al. (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden VS Verlag für Sozialwissenschaften, 7–20

Deisenhofer, August/Deisenhofer, Ulrich (2006): Jugendrecht: Textausgabe mit

ausführlichem Stichwortverzeichnis und einer Einführung. München: Deutscher Taschenbuch Verlag

Der Spiegel Nr. 28 (1982): 10 000 Dollar für ein Baby aus Kolumbien.

Dissidentenfunk 2006: Interview René Hoksbergen + Kommentar.
<http://www.dissidentenfunk.de/archiv/s0603/t03/print> (20.01.2010)

Diederichsen, Uwe (1979): Die Familie – Menschen in der Reform. In: Sandrock, Otto (Hrsg.): Festschrift für Günther Beitzke zum 70. Geburtstag. Berlin, New York: de Gruyter, 169–190

Dirim, Inci/Mecheril, Paul (2010): Die Schlechterstellung Migrationsanderer. Schule in der Migrationsgesellschaft. In: Mecheril, Paul et al.: Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz Verlag, 121–149

Dodd, Carley H. (1998): Dynamics of intercultural communication. Boston, Mass.: Mc Grav-Hill

Drucksache (1989), 11/5212. Deutscher Bundestag 11. Wahlperiode, 19.09.89: Große Anfrage der Abgeordneten Frau Schmidt (Hamburg) und der Fraktion DIE GRÜNEN. Zum Problem privater und kommerzieller Adoptionsvermittlung in der Bundesrepublik Deutschland (Kinderhandel)

Dubinsky, Karen (2010): Babies without Borders. Adoption and Migration across the Americas. New York: New York University Press

Düwel, Klaus (2000): Katharsis. In: Fricke, Harald (Hrsg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 2, H-O. 3. Auflage, Berlin, New York: de Gruyter, S. 249–254

Ebertz, Beate (1987): Adoption als Identitätsproblem. Zur Bewältigung der Trennung von biologischer Herkunft und sozialer Zugehörigkeit. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag

Eggert-Schmid Noerr, Annelinde (2007): Adoption und Resilienz. In: Eggert-Schmid Noerr, Annelinde/Finger-Trescher, Urte/Pforr, Ursula (Hrsg.): Frühe Beziehungserfahrungen. Die Bedeutung primärer Bezugspersonen für die kindliche Entwicklung. Gießen: Psychosozial-Verlag, 241–260

Eibl-Eibesfeldt, Irenäus (1997): Übertreibungen der Nächstenliebe. In: Wolf, Andrea (Hrsg.): Neue Grenzen. Rassismus am Ende des 20. Jahrhunderts. Wien: Sonderzahl Verlagsgesellschaft, 58–78

Eickelpasch, Rolf/Rademacher, Claudia (2004): Identität. Bielefeld: transcript Verlag

Eisenblätter, Peter (1993): Die Vermittlung älterer Kindern aus der Dritten Welt durch das Kinderhilfswerk terre des hommes. Ein Überblick. In: Wacker, Bernd (Hrsg.): „Adoptionsschrott“. Zum Problem der Fremdplatzierung älterer und/oder behinderter Kinder aus Deutschland und der Dritten Welt. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag, 35–50

Elias, Norbert/Scotson John L. (1993): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Essner, Cornelia (2002): Die „Nürnberger Gesetze“ oder die Verwaltung des Rassenwahns 1933-1945. Paderborn (u. a.): Schöningh Verlag

Familienrecht. Ehe, Scheidung, Unterhalt, Versorgungsausgleich, Betreuung. Mit Tabellen und Leitlinien (1997). München: Verlag C. H. Beck

- Fanon, Frantz (1972): Für eine afrikanische Revolution: politische Schriften. Frankfurt am Main: März Verlag
- Farke, Walter/Broekman, Antje (2003): Drogenkonsum aus Sicht suchtgefährdeter Jugendlicher – Prävalenz und Bedarf an Hilfe. In: Farke, Walter, Graß, Hildegard/Hurrelmann, Klaus: Drogen bei Kindern und Jugendlichen. Legale und illegale Substanzen in der ärztlichen Praxis. Farke, Walter (Hrsg.). Stuttgart: Georg Thieme Verlag, 6–18
- Feigelman, William/Silverman, Arnold R. (1983): Chosen Children. New Patterns of Adoptive Relationships. New York, Westport Connecticut, London: Praeger
- Feit, Margret (1987): Die „Neue Rechte“ in der Bundesrepublik: Organisation, Ideologie, Strategie. Frankfurt am Main: Campus Verlag
- Felden, Heide von (2003): Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne. Zur Verknüpfung von Bildungs-, Biographie- und Geschlechterforschung. Opladen: Leske + Budrich
- Fend, Helmut (2003): Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Ein Lehrbuch für pädagogische und psychologische Berufe. Opladen: Leske + Budrich
- Fendrich, Sandra (2005): Adoptionen in Deutschland. Ein Überblick zur quantitativen Entwicklung von Kindesannahmen auf der Grundlage der amtlichen Kinder- und Jugendhilfestatistik. In: Zentralblatt für Jugendrecht, 92/7–8, 283–289
- Fischer, Wolfram/Kohli, Martin (1987): Biographieforschung. In: Voges, Wolfgang (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske + Budrich, 25–50
- Fischer, Gottfried/ Riedesser, Peter (1998): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München (u. a.): Reinhardt Verlag
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995a): Biographische Methoden in der Soziologie. In: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union, 253–256
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995b): Schweigen - Rechtfertigen - Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten. In: Fischer-Rosenthal, Wolfram/Alheit, Peter (Hrsg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen: Westdeutscher Verlag, 43–86
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995c): William I. Thomas & Florian Znaniecki: „The Polish Peasant in Europe and America“. In: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Psychologie Verlags Union, 115–122
- Flam, Helena (2000): Soziologie der Emotionen. Struktur – Norm – Individuum. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft, 285–304
- Frankfurter Rundschau 28.01.1988: Kinderhandel: Das Geschäft mit der Armut.
- Fredrickson, George M. (2004): Rassismus. Ein historischer Abriss. Hamburg: Hamburger Edition
- Fröhlich, Werner D. (2005): Wörterbuch der Psychologie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag

- Fthenakis, Wassilios E. (1988): Die Entwicklung des Adoptionswesens aus sozialwissenschaftlicher Sicht. In: Tutzing Materialien Nr. 57. Elternwechsel Problemfeld Adoption. Tutzing: Evangelische Akademie, 1–24
- Fuchs, Thomas (2007): Das ungelebte Leben. In: Schäfer, Rainer/Schuhmann, Günter (Hrsg.): Soll das alles gewesen sein? Lebensbilanzierung im Angesicht des Todes. Würzburg: Königshausen & Neumann, 9–19
- Fuchs, Werner (1983): Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie? In: Soziale Welt 34, 341–371
- Fuchs-Heinritz, Werner (1998): Soziologische Biographieforschung: Überblick und Verhältnis zur Allgemeinen Soziologie. In: Jüttemann, Gerd/Thomae, Hans (Hrsg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union, 3–23
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Fuchs-Heinritz, Werner (2010): Biographieforschung. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch Spezielle Soziologien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 86–104
- Funcke, Dorett/Hildenbrand, Bruno (2009): Unkonventionelle Familien in Beratung und Therapie. Heidelberg: Carl-Auer Verlag
- Gardell, Ingegärd (1980): A swedish study on intercountry adoptions: a report. Stockholm: Allmänna Barnhuset,
- Gauly, Bernward/Knobbe, Wieland (1993): Auswahl und Beratung von Adoptionsbewerbern. In: Hoksbergen, René A. C./Textor, Martin R. (Hrsg.): Adoption. Grundlagen, Vermittlung, Nachbetreuung, Beratung. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag, 158–166
- Geenen, Elke M. (2002): Soziologie des Fremden. Ein gesellschaftstheoretischer Entwurf. Opladen: Leske + Budrich
- Geiss, Imanuel (1988): Geschichte des Rassismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag
- Georges, Heinrich/Georges, Karl Ernst (2010): Ausführliches Handwörterbuch Lateinisch-Deutsch Band 1: A–H. Hannover: Hahnsche Buchhandlung
- Geulen, Christian (2007): Geschichte des Rassismus. München: Verlag C. H. Beck
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm (1974): Interaktion mit Sterbenden . Beobachtungen für Ärzte, Schwestern, Seelsorger und Angehörige. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm (1979): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, Christel/Weingarten, Elmar (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta, 91–111
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Verlag Hans Huber
- Glinka, Hans-Jürgen (1998): Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen. Weinheim und München: Juventa Verlag

Gobineau, Arthur Graf (1935): Die Ungleichheit der Menschenrassen. Berlin: Kurt Wolff Verlag

Goel, Urmila (2007): (Frei)Räume der 2. Generation Wege und Formen von Repräsentation. In: Broden Anne/Mecheril, Paul (Hrsg.): Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft, Düsseldorf: IDA-NRW, 203–227

Goetsch, Paul (1997): Funktionen von 'Hybridität' in der postkolonialen Theorie. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht, Band 30,2. Würzburg: Königshausen + Neumann, 135–145

Goffman, Erving (1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Golomb, Egon/Geller, Helmut (1992): Adoption zwischen gesellschaftlicher Regelung und individuellen Erfahrungen. Essen: Westarp Wissenschaften

Göppel, Rolf (2005): Das Jugendalter. Entwicklungsaufgaben, Entwicklungskrisen, Bewältigungsformen. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer

Guelich, Maureen (2006): Adoptionen aus dem nicht-europäischen Ausland. Eine Studie zur Selbstverortung erwachsener Migrantinnen und Migranten. Oldenburg: BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
<http://oops.uni-oldenburg.de/volltexte/2007/533/> (03.02.2011)

Ha, Kien Nghi (2005): Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus. Bielefeld: transkript Verlag

Hall, Stuart (1994a): Alte und neue Identitäten, alte und neue Ethnizitäten. In: Mehlem, Ulrich et al. (Hrsg.): Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag, 66–88

Hall, Stuart (1994b): Die Frage der kulturellen Identität. In: Mehlem, Ulrich et al. (Hrsg.): Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag, 180–222

Hall, Stuart (1994c): Kulturelle Identität und Diaspora. In: Mehlem, Ulrich et al. (Hrsg.): Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag, 26–43

Hall, Stuart (1994d): ‚Rasse‘, Artikulation und Gesellschaften mit struktureller Dominante. In: Mehlem, Ulrich et al. (Hrsg.): Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag, 89–136

Hall, Stuart (1999): Ethnizität: Identität und Differenz. In: Engelmann, Jan (Hrsg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt/Main/New York: Campus Verlag, 83–98

Hall, Stuart (2000a): Postmoderne und Artikulation. In: Rätzkel, Nora (Hrsg.): Stuart Hall. Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3. Hamburg: Argument Verlag, 52–77

Hall, Stuart (2000b): Rassismus als ideologischer Diskurs. In: Rätzkel, Nora (Hrsg.): Theorien über Rassismus. Hamburg: Argument Verlag, 7–16

Hall, Stuart (2004a): Das Spektakel des ›Anderen‹. In: Koivisto, Juha/Merkens, Andreas (Hrsg.): Stuart Hall: Ideologie, Identität, Repräsentationen. Ausgewählte Schriften 4.

Hamburg: Argument Verlag, 108–166

Hall, Stuart (2004b): Wer braucht ›Identität‹? In: Koivisto, Juha/Merkens, Andreas (Hrsg.): Stuart Hall: Ideologie, Identität, Repräsentationen. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument Verlag, 167–187

Happ-Margotte, Detlef (1997): Adoptionen – im Spiegel der Statistik. In: Rauschenbach, Thomas/Schilling, Matthias: Die Kinder- und Jugendhilfe und ihre Statistik. Band 2, Luchterhand: Neuwied, 125–148

Hassan, Ihab (1994): Postmoderne heute. In: Welsch, Wolfgang (Hrsg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion. Berlin Akademie Verlag, 47–56

Haug, Wolfgang Fritz (2000): Zur Dialektik des Anti-Rassismus. In: Rätzfel, Nora (Hrsg.): Theorien über Rassismus. Hamburg: Argument Verlag, 74–103

Hein, Kerstin (2006): Hybride Identitäten. Bastelbiografien im Spannungsverhältnis zwischen Lateinamerika und Europa. Bielefeld: transcript Verlag

Hejl, Peter M. (2004): Kultur. In: Nünning, Ansgar (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 357–358

Henning, Claudia (1994): Adoption – Problem oder pädagogische Chance? Frankfurt am Main: Peter Lang

Herder, Johann Gottfried (1991): Briefe zur Beförderung der Humanität. Irmscher, Hans Dietrich (Hrsg.). Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag

Hermanns, Harry (1982): Berufsverlauf und soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren. Eine biografieanalytische Untersuchung auf der Basis narrativer Interviews. Kassel: Dissertationsdruck

Hielscher, Gebhard (1988): 38mal Korea. München, Zürich: Piper

Hill, Paul B./Peuckert, Rüdiger/Scherr, Albert (2010): Verhaltens- und Handlungstheorien. In: Kopp, Johannes/Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Lehrbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 293–300

Hjern, Anders/Lindblad, Frank/Vinnerljung, Bo (2002): Suicide, psychiatric illness and social maladjustment in intercountry adoptees in Sweden: a cohort study. In: The Lancet, Volume 360, 443–448

Hoffmann, Lutz/Even, Herbert (1984): Soziologie der Ausländerfeindlichkeit. Zwischen nationaler Identität und multikultureller Gesellschaft. Weinheim und Basel: Beltz Verlag

Hoffmann-Riem, Christa (1989): Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft. München: Wilhelm Fink

Hoffmann-Riem, Christa (1994): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie - Der Datengewinn. In: Hoffmann-Riem, Wolfgang/Pieper, Marianne/Riemann, Gerhard (Hrsg.): Christa Hoffmann-Riem. Elementare Phänomene der Lebenssituation: Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 20–70

Hohnerlein, Eva-Maria (1991): Internationale Adoption und Kindeswohl. Die Rechtslage von Adoptivkindern aus der Dritten Welt in der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich zu anderen europäischen Ländern. Baden Baden: Nomos Verlagsgesellschaft

Hoksbergen, René A. C. (1991): Intercountry adoption coming age in the netherlands: Basic issues, trends and developments. In: Altstein, Howard/Simon, Rita J. (Hrsg.): Intercountry adoption. A multinational perspective. New York: Praeger Publishers, 141–160

Hoksbergen, René A. C. (1993): Auslandsadoptionen: deutsche, niederländische und andere Forschungsergebnisse. In: Hoksbergen, René A. C./Textor, Martin (Hrsg.): Adoption: Grundlagen, Vermittlung, Nachbetreuung, Beratung. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 63–90

Hoksbergen, René A. C. (1997): Child Adoption. A Guidebook for Adoptive Parents and their Advisers. London and Bristol, Pennsylvania: Jessica Kingsley Publishers

Hoksbergen, René A. C. (2000): III. Adoptivkinder und ihr Ringen mit ihrem familiären Hintergrund. In: Paulitz, Harald (Hrsg.): Adoption: Positionen, Impulse, Perspektiven. München: Verlag C. H. Beck, 261–274

Hoksbergen, René A. C. (2003): Die Folgen von Vernachlässigung. Erfahrungen mit Adoptivkindern aus Rumänien. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag

Hoksbergen, René A. C. (2006): II. Die biologischen Eltern. In: Paulitz, Harald (Hrsg.): Adoption. Positionen, Impulse, Perspektiven. München: Verlag C. H. Beck, 46–70

Hoksbergen, René A. C./Juffer, Femmie/Waardenburg, B. C. (1987): Adopted children at home and at school. The integration after eight years of 116 Thai children in the Dutch society. Lisse: Swets & Zeltinger B. V.

Hoksbergen, René A. C./Juffer, Femmie/Textor, Martin R. (1994): Attachment und Identität von Adoptivkindern. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 43, 339–344

Hopf, Christel (2000): Forschungsethik und qualitative Forschung. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 589–600

Huber, Wolfgang (1989): Vorwort. In: Krolzig Volker (Hrsg.): Kind um jeden Preis? Beiträge zur ethischen Diskussion der neuen Reproduktionstechniken. Orientierungshilfen für die Beratungspraxis. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, 7–11

Hund, Wulf D. (2007): Rassismus. Bielefeld: transcript Verlag

Italiaander, Rolf (1966) (Hrsg.): Rassenkonflikte in der Welt: Berichte und Analysen. Frankfurt am Main: Fischer Bücherei

Jakob, Gisela (1997): Das narrative Interview in der Biographieforschung. In: Friebertshäuser, Barbara/Pregel, Annedore (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim; München: Juventa Verlag, 445–458

Jencks, Charles (1994): Die Sprache der postmodernen Architektur. In: Welsch, Wolfgang (Hrsg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion. Berlin Akademie Verlag, 85–98

Juffer, Femmie/Rosenboom, Lizette G. (1997): Infant-Mother Attachment of Internationally Adopted Children in the Netherlands. In: International Journal of Behavioural Development: IJBD. London [u.a.]: Lawrence Erlbaum, 93–107

Jungmann, Joachim (1987): Aufwachsen in der Adoptivfamilie. Die Entwicklung adoptierter Kinder im Urteil ihrer Adoptiveltern. (DJI) Deutsches Jugendinstitut Forschungsbericht.

Weinheim und München: Juventa Verlag

Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hrsg.): Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn, 14.-16. Oktober 1976. Hamburg: Helmut Buske Verlag, 159–274

Kalpaka, Annita/Räthzel, Nora (1990) (Hrsg.): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Leer: Mundo-Verlag

Kant, Immanuel (1977) [1785]: Kritik der praktischen Vernunft. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Werkausgabe Band VII, Weischedel, Wilhelm (Hrsg.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Keilbach, Hilke (1980): Vorwort zur deutschen Ausgabe. Adoption – eine dringliche Aufgabe für die Gesellschaft. In: Bohman, Michael: Adoptivkinder und ihre Familien. Göttingen: Verlag für medizinische Psychologie im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, 11–22

Keim, Sylvia (2003) „So richtig deutsch wird man nie sein...“ Junge Migrantinnen und Migranten in Deutschland. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt am Main/London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation

Kelle, Udo (1997): Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung. Weinheim: Deutscher Studienverlag

Kelle, Udo/Kluge Susann (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich

Keller, Reiner (2009): Das interpretative Paradigma. In: Brock, Ditmar et al.: Soziologische Paradigmen nach Talcott Parsons: Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 17–126

Kernberg, Paulina F. (1983): Kinderanalysen und Adoption. In: Studien zur Kinderpsychoanalyse III, 11–41

Keupp, Heiner et al. (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Kipling, Rudyard (1994): Kim. London: Everyman (u. a.)

Kirk, H. David (1981): Adoptive Kinship. A Modern Institution In Need of Reform. Toronto/Vancouver: Butterworth & Co.

Kleinert, Corinna (2004): Fremdenfeindlichkeit. Einstellungen junger Deutscher zu Migranten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Klein-Allermann, Elke (1992): Adoptierte Kinder und ihre Eltern: Familien eigener Art. In: Hofer, Manfred/Klein-Allermann, Elke/Noack, Peter: Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Ein Lehrbuch. Göttingen (u. a.): Hogrefe Verlag für Psychologie, 250–265

Klemperer, Victor (1996): LTI. Notizbuch eines Philologen. Leipzig: Reclam Verlag

Klinkhammer, Monika (1990): Grenzbereich Auslandsadoption. Zur Problematik von Auslandsadoptionen unter besonderer Berücksichtigung abgebender peruanischer Mütter. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag

Kluge, Friedrich (1989): Hybris. In: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 322–323

Knoblauch, Hubert (2003): Das Ende der linguistischen Wende. Von der Sprachsoziologie zur Wissenssoziologie. In: Orth, Barbara/ Schwietring, Thomas/Weiß, Johannes (Hrsg.): Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, 581–594

Kohli, Martin (1981): Wie es zur „biographischen Methode“ kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 10, H. 3, 273–293

Kohli, Martin (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit. In: Berger, Johannes (Hrsg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren. Göttingen: Schwartz Verlag, 83–208

Krappmann, Lothar (1993): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart: Klett-Cotta

Kromrey, Helmut (2009): Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenauswertung. Mit ausführlichen Annotationen aus der Perspektive qualitativ-interpretativer Methoden von Jörg Strübing. Stuttgart: Lucius & Lucius

Kröll, Friedhelm (2000): Biographieforschung. In: Reinhold, Gerd (Hrsg.): Soziologie-Lexikon. München, Wien: R. Oldenbourg Verlag, 68–72

Krüger, Heinz-Hermann/Deppe, Ulrike (2010): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In: Friebertshäuser, Barbara/Langer, Antje/Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, München: Juventa Verlag, 61–72

Krüger, Heinz-Hermann/Wensierski, Hans Jürgen von (1995): Biographieforschung. In König, Eckard/Zedler, Peter (Hrsg.): Bilanz qualitativer Forschung. Band II: Methoden. Weinheim: Studien Verlag, 183–223

Kühl, Stefan (1997): Die internationale der Rassisten: Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main; New York: Campus Verlag

Kühl, Wolfgang (1985): Wenn fremdländische Adoptivkinder erwachsen werden. Adoptionserfolg und psychosoziale Integration im Jugendalter. Hrsg.: terre des hommes Deutschland e. V., Osnabrück

Kühl, Wolfgang (1989): Exkurs: Die Hilfe für verlassenen Kinder durch terre des hommes. Erfahrungen und Perspektiven. In: NDV Heft 1, 7–8

Kühl, Wolfgang (1990): Adoptionserfolg bei Adoptivkindern fremdländischer Herkunft. Frankfurt am Main (u. a.): Peter Lang

Lämmel, Bernt-Christoph/Hilpert, Rüdiger (1994): Der »kleine« Unterschied. Wieso Adoptionen aus dem Ausland vor besondere Probleme stellen und besondere Vorbereitung brauchen. In: Wacker, Bernd (Hrsg.): Adoptionen aus dem Ausland. Erfahrungen, Probleme, Perspektiven. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 186–198

Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung Band 2. Methoden und Techniken. Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim, Basel: Beltz

Verlag

Lamnek, Siegfried/Ottermann, Ralf (2004): Tatort Familie: Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext. Opladen: Leske+Budrich

Landschaftsverband Rheinland/Landschaftsverband Westfalen-Lippe (o. Jg.) (Hrsg.): Adoption.

http://www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/kinderundfamilien/zentraleadoptionsstelle/dokumente_89/Adoptionsbroschuere_2011_04.pdf (02.02.2011)

Lange, Gesine (2006): Auslandsadoption. Wissenswertes zu einem aktuellen Thema. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag

Lee, Seong-Hie (2002): Individuelle Modernisierungsprozesse im Alter und Generationsbeziehungen der Frauen in Südkorea. Göttingen: Cuvillier Verlag

Lerch, Walter (1950): Der Rassenwahn. Von Gobineau bis zur Unesco-Erklärung. In: Der Monat 3/1950, 157–174

Lévi-Strauss, Claude (2008): Der Blick aus der Ferne. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Lifton, Betty Jean (1982): Adoption. Stuttgart: Klett-Cotta

Lindner, Ulrike (2011): Neuere Kolonialgeschichte und Postcolonial Studies, Version: 1.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte, 15.04.2011

[http://docupedia.de/zg/Neuere Kolonialgeschichte und Postcolonial Studies](http://docupedia.de/zg/Neuere_Kolonialgeschichte_und_Postcolonial_Studies) (05.06.2011)

Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen: Leske + Budrich

Lugowski, Clemens (1970) [1932]: Die Form der Individualität im Roman. Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung. Hildesheim/New York: Georg Olms Verlag

Lüscher, Berit (1997): Die Rolle der Geschwister. Chancen und Risiken ihrer Beziehungen. Berlin: Edition Marhold

Lutz, Helma (2001): Postkoloniale Perspektiven: Migration, Hybridität und Kulturveränderung im Leben von surinamischen Frauen in den Niederlanden. In: Schlehe, Judith (Hrsg.): Interkulturelle Geschlechterforschung, Identität – Imaginationen – Repräsentationen. Frankfurt/New York: Campus Verlag, 251–273

Markowitsch, Hans J./Welzer, Harald (2005): Das autobiographische Gedächtnis: Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag

Marx, Ansgar (1993): Perspektiven der internationalen Adoption. Frankfurt am Main: Verlag für Standesamtswesen

Marx, Ansgar/Weitzel, Wolfgang (2006): Das Haager Übereinkommen vom 29. Mai 1993 über den Schutz von Kindern und die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der internationalen Adoption. In: Paulitz, Harald (Hrsg.): Adoption. Positionen, Impulse, Perspektiven. München: Verlag C. H. Beck, 272–284

Matthes, Joachim (1976): Einführung in das Studium der Soziologie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Mayring, Philipp/Faltermaier, Toni/Ulich, Dieter (1987): Ergebnisse biographischer

- Forschung in der Sozialpsychologie. In: Jüttemann, Gerd/Thomae, Hans (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag, 266–276
- Mead, George Herbert (1973): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag
- Mecheril, Paul (1994): Die Lebenssituation Anderer Deutscher. Eine Annäherung in dreizehn thematischen Schritten. In: Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hrsg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft, Berlin: Dietz Verlag, 57–94
- Mecheril, Paul (1995): Rassismuserfahrungen von Anderen Deutschen – einige Überlegungen (auch) im Hinblick auf Möglichkeiten der psychotherapeutischen Auseinandersetzung. In: Attia, Iman et al. (Hrsg.): Multikulturelle Gesellschaft – monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen: Deutsche Verlagsgesellschaft, 99–111
- Mecheril, Paul (1997a): Rassismus, Zugehörigkeit und Teilnahme. In: Mecheril, Paul/Teo Thomas: Psychologie und Rassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 13–16
- Mecheril, Paul (1997b): Rassismuserfahrungen von Anderen Deutschen – Eine Einzelfallbetrachtung. In: Mecheril, Paul/Teo Thomas: Psychologie und Rassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 175–201
- Mecheril, Paul (1997c): Zugehörigkeitserfahrungen von Anderen Deutschen. Eine empirische Modellierung. In: Pries, Ludger (Hrsg.): Transnationale Migration. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, 293–314
- Mecheril, Paul (2000): Doppelte Herabsetzung und eine Utopie der Anerkennung. Mehrfachverbundenheit in natio-ethno-kultureller Pluralität. In: Frieben-Blum, Ellen/Jacobs, Klaudia/Wießmeier, Brigitte (Hrsg.): Wer ist fremd? Ethnische Herkunft, Familie und Geschlecht. Opladen: Leske + Budrich, 231–250
- Mecheril, Paul (2003a): Politik der Unreinheit. Ein Essay über Hybridität. Wien: Passagen Verlag
- Mecheril, Paul (2003b): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit. Münster: Waxmann Verlag
- Mecheril, Paul (2004): Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag
- Mecheril, Paul (2007): Die Normalität des Rassismus. In: Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismus in Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Tagungsdokumentation des Fachgesprächs zur „Normalität und Alltäglichkeit des Rassismus“. 14./15. September 2007. Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik, 3–16
- Mecheril, Paul/Bales, Stefan (1994): Über Zusammenhänge zwischen multikultureller und postmoderner Identität. In: Systeme, 8/2 Jg., 37–54
- Mecheril, Paul/Teo, Thomas (1994): Zur Einführung: Andere Deutsche. In: Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hrsg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin: Dietz Verlag, 9–23
- Meinhardt, Rolf (1982): Ausländerfeindlichkeit. Eine Dokumentation. Berlin: Express-

Edition

- Melina, Lois Ruskai (2002): Raising adopted children: practical reassuring advice for every adoptive parent. New York: Harper Collins
- Memmi, Albert (1992): Rassismus. Frankfurt am Main: Athenäum Verlag
- Mendel, Gregor (1983) [1866]: Versuche über Pflanzen - Hybriden. Göttingen: Arkana Verlag
- Merz, Sibille (2011): ›Dritte Welt‹. In: Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: UNRAST-Verlag, 683
- Messner, Dirk (1998): Schwellenländer. In: Nohlen, Dieter (Hrsg.): Lexikon Dritte Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 664–666
- Mey, Günter/Mruck, Katja (2007): Grounded Theory Methodologie – Bemerkungen zu einem prominenten Forschungsstil. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): Grounded Theory Reader. Köln: Zentrum für historische Sozialforschung, 11–39
- Miles, Robert (1992): Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Hamburg, Berlin: Argument-Verlag
- Möller, Christoph (2009): Jugend Sucht. Ehemals Drogenabhängige berichten. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Montada, Leo (2008): Moralische Entwicklung und Sozialisation. In: Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. Weinheim, Basel: Beltz Verlag, 572–606
- Morawek, Elisabeth (1999): Vorwort. In: Kossek, Brigitte (Hg.): Gegen-Rassismen. Konstruktionen–Interaktionen–Interventionen. Hamburg; Berlin: Argument Verlag, 9–10
- Morgenstern, Christine (2001): Fremdenfeindlichkeit? Rassismus? Kulturalismus? Von der Schwierigkeit, über ein vielschichtiges Problem zu sprechen. In: Rassismus Macht Fremde. Begriffsklärungen und Gegenstrategien. IDA Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung e. V. (Hrsg.), Düsseldorf, 4–29
- Mosse, George L. (2006): Die Geschichte des Rassismus in Europa. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- Münch, Eva Marie von (2002): Ehe- und Familienrecht von A-Z. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Napp-Peters, Anneke (1978): Adoption – Das alleinstehende Kind und seine Familien. Geschichte, Rechtsprobleme und Vermittlungspraxis. Neuwied, Darmstadt: Luchterhand
- Nederveen Pieterse, Jan (1998): Der Mélange Effekt. Globalisierung im Plural. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 87–124
- Nederveen Pieterse, Jan (1999): Globale/lokale Melange: Globalisierung und Kultur – Drei Paradigmen. In: Kossek, Birgit (Hrsg.): Gegen-Rassismen: Konstruktionen – Interaktionen – Interventionen, Hamburg/Berlin: Argument Verlag, 167–185
- Nederveen Pieterse, Jan (2005): Hybridität, na und? In: Allolio-Näcke, Lars/Kalscheuer, Britta/Manzeschke, Arne (Hrsg.): Differenzen anders denken. Bausteine zu einer

Kulturtheorie der Transdifferenz. Frankfurt/New York: Campus Verlag, 396–430

Nievergelt, Hans-Ulrich (1995): Internationale Adoptionen. In: Wege zum Menschen. Monatsschrift für Seelsorge und Beratung, heilendes und soziales Handeln, 47. Jahrgang, 143–152

Nittel, Dieter (1991): Report: Biographieforschung. Frankfurt (Main): Pädagogische Arbeitsstelle des deutschen Volkshochschul-Verbandes e. V.

Nohlen, Dieter (1998a): Dritte Welt. In: Nohlen, Dieter (Hrsg.): Lexikon Dritte Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 184–185

Nohlen, Dieter (1998b): Entwicklungsländer. In: Nohlen, Dieter (Hrsg.): Lexikon Dritte Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 221–223

Nohlen, Dieter (2003): Globalisierung. In: Nohlen, Dieter (Hrsg.): Kleines Lexikon der Politik. München: Verlag C. H. Beck, 189–190

Nohlen, Dieter/Nuscheler, Franz (1993): „Ende der Dritten Welt“? In: Nohlen, Dieter/Nuscheler, Franz (Hrsg.): Handbuch der Dritten Welt. Band 1: Grundprobleme, Theorien, Strategie. Bonn: Verlag J. H. Dietz Nachf., 14–30

Oberloskamp, Helga (1993): Das deutsche Adoptionsrecht: seine geschichtliche Entwicklung und seine gegenwärtige Ausgestaltung. In: Hoksbergen, René A. C./Textor, Martin R. (Hrsg.). Adoption. Grundlagen, Vermittlung, Nachbetreuung, Beratung. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag, 14–29

Obtmeier, Karin (1997): Die besondere Eignung der Adoptivbewerber zur Aufnahme eines ausländischen Kindes. In: Bayerisches Landesjugendamt (Hrsg.): Adoptionen mit Auslandsberührung. Beiträge aus den Fachtagungen 1994 und 1997. Karlsfeld: ALDI-Verlag, 7–9

Oelsner, Wolfgang/Lehmkuhl, Gerd (2005): Adoption. Sehnsüchte, Konflikte, Lösungen. Düsseldorf: Patmos Verlag

Ott, Wiltrud (1996): Elternauswahl und Elternberatung bei internationalen Adoptionen. Psychologisch wichtige Aspekte und Fragestellungen. In: Böcker, Werner/Krolzik, Volker (Hrsg.): Adoptionen in der Einen Welt. Hilfen zur Integration fremdländischer Kinder in Westeuropa. Idstein: Schulz-Kircher Verlag, 31–44

Paul, Sigrid (1987): Die Entwicklung der biographischen Methode in der Soziologie. In: Jüttemann, Gerd/Thomae, Hans (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, 26–35

Paulitz, Harald (1997): Offene Adoption. Ein Plädoyer. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag

Paulitz, Harald (2000): Bestandsaufnahme, aktuelle Herausforderungen, Entwicklungsbedarf. A. Gesetzlicher Auftrag der Adoptionsvermittlung. I. Elternlose Kinder suchen Adoptiveltern. In Paulitz, Harald (Hrsg.) Adoption. Positionen, Impulse, Perspektiven. München: Verlag C. H. Beck, 1–6

Peripherie 104 (2006): Editorial. In: Peripherie. Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt. Nr. 104, 26. Jahrgang, 411–414

Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Pilotti, Francisco J. (1986): Intercountry Adoption; a view from Latin America. In: Hoksbergen, René A. C. (Hrsg.): Adoption in worldwide perspective. A review of programs, policies and legislation in 14 countries. Lisse: Swets & Zeitlinger; Berwyn: Swets North America, 143–150

Plan International Deutschland e. V. (2007): Because I am a Girl. Weil ich ein Mädchen bin. Zur Situation der Mädchen in der Welt.

[http://www.plan-deutsch-](http://www.plan-deutsch-land.de/fileadmin/content_plan/dokumente/pdfs/Fokus_Maedchen/Fokus_Maedchen_Plan_BIAAG_Summary_dt_Endfassung_2007.pdf)

[land.de/fileadmin/content_plan/dokumente/pdfs/Fokus_Maedchen/Fokus_Maedchen_Plan_BIAAG_Summary_dt_Endfassung_2007.pdf](http://www.plan-deutsch-land.de/fileadmin/content_plan/dokumente/pdfs/Fokus_Maedchen/Fokus_Maedchen_Plan_BIAAG_Summary_dt_Endfassung_2007.pdf) (30.09.2012)

Priester, Karin (2003): Rassismus. Eine Sozialgeschichte. Leipzig: Reclam Verlag

Raithel, Jürgen/Dollinger, Bernd/Hörmann, Georg (2009): Einführung Pädagogik. Begriffe, Strömungen, Klassiker, Fachrichtungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Rech-Simon, Christel/Simon, Fritz B. (2008): Survival-Tipps für Adoptiveltern. Heidelberg: Carl Auer Verlag

Reinhold, Gerd (2000) (Hrsg.): Soziologie-Lexikon. München/Wien: R. Oldenburg Verlag

Reis, Olaf et al. (2004): Abschlussbericht über das Bundesmodellprojekt Designerdrogen - Sprechstunde der Klinik für Kinder- und Jugendneuropsychiatrie der Universität Rostock. Träger: Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung, Sozialministerium Mecklenburg-Vorpommern, Hansestadt Rostock.

http://www.bundesgesundheitsministerium.de/fileadmin/redaktion/pdf_publicationen/forschungsberichte/Abschlussbericht-Bundesmodellprojekt-Designerdrogen.pdf (01.12.2011)

Resolution: Presseerklärung vom Frühjahr 1998. Eltern für Kinder e.V., Berlin (u. a.).

http://www.adoption.de/info_areso.htm (25.05.2012)

Ricker, Kirsten (2000): Migration, Sprache und Identität. Eine biographieanalytische Studie zu Migrationsprozessen von Französisinnen in Deutschland. Bremen: Donat Verlag

Riedle, Herbert/Gillig-Riedle, Barbara (2003): Auslandsadoption: Wege- Verfahren-Chancen. Würzburg: TiVan-Verlag

Röchling, Walter (2006): Adoption. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag

Rodriguez Drescher, Celina (2006): Familiendynamik bei spätadoptierten Kindern. Mit einem Vorwort von Margarete Mitscherlich. Gießen: Psychosozial-Verlag

Rommespacher, Birgit (1998): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin: Orlanda Frauenverlag

Rommespacher, Birgit (2009): Was ist eigentlich Rassismus? In: Melter, Claus/Mecheril, Paul (Hrsg.): Rassismuskritik. Schwalbach/Taunus: Wochenschau-Verlag, 25–38

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main/New York: Campus

Rosenthal, Gabriele (2001): Biographische Methode. In: Keupp, Heiner/Weber, Klaus (Hrsg.): Psychologie. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, 266–275

Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung.

Weinheim/München: Juventa Verlag

Rückert, Sabine (2005): Kindesmisshandlungen. Die feindlichen Eltern. Zeit Dossier <http://www.zeit.de/2005/17/Karolina/seite-1> (02.04.2012)

Rupprecht, Marlene (2013): Internationale Adoption: Sicherstellen, dass das Kindeswohl im Mittelpunkt steht. In: PFAD. Fachzeitschrift für die Pflege- und Adoptivkinderhilfe. Jahrgang 27, Heft 1, 21–22

Sackmann, Reinhold (2007): Lebenslaufanalyse und Biografieforschung: Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Said, Edward (1981): Orientalismus. Frankfurt am Main (u. a.): Ullstein Verlag

Schachinger, Helga E. (2005): Das Selbst, die Selbsterkenntnis und das Gefühl für den eigenen Wert. Einführung und Überblick. Bern: Verlag Hans Huber

Schärer, Wolfgang (1991): Adoptiert: Lebensgeschichten ohne Anfang. Muri bei Bern: Cosmos Verlag

Scherr, Albert (1996): Zum Stand der Debatte über Jugend und Rechtsextremismus. In: Falter, Jürgen W./Jaschke, Hans-Gerd/Winkler, Jürgen R. (Hrsg.): Rechtsextremismus: Ergebnisse und Perspektiven der Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 97–120

Schinkel, Gerd (2005): Bin ich ihr ähnlich? Adoptivtochter auf Spurensuche in Korea. Norderstedt: Verlag Books on Demand GmbH

Schlichting-Heinze, Renate/Oeming-Schill, Marita (2006): Kinder aus einer anderen Welt. Ratgeber Auslandsadoption. Norderstedt: Books on Demand GmbH

Schmidt, Heinz G. (1992): Kindermarkt. Reportagen vom schmutzigsten Geschäft der Welt. Basel: Lenos Verlag

Schneider, Irmela (1997): Von der Vielsprachigkeit zur »Kunst der Hybridation«. Diskurse des Hybriden. In: Schneider, Irmela/Christian W. Thomsen (Hrsg.): Hybridkultur. Medien, Netze, Künste. Köln: Wienand. 13–66

Schneider, Norbert F. (2002). Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgabe – Einführende Betrachtungen. In: Schneider, Norbert F./Matthias-Bleck, (Heike Hrsg.): Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. Opladen: Leske + Budrich, 9–21

Schneider, Norbert F./Rosenkranz, Doris/Limmer, Ruth (2000): Nichtkonventionelle Lebensformen. In: Müller, Ulrich/Nauck, Bernhard/Diekmann, Andreas (Hrsg.): Handbuch der Demographie 2: Anwendungen. Berlin (u. a.): Springer, 980–1024

Schrader, Sabine (2010): Psychologie. Allgemeine Psychologie, Entwicklungspsychologie, Sozialpsychologie. München: Compact Verlag

Schreiner, Haro (1984): Zur pädagogischen Situation von fremdrassigen Adoptivkindern. Frankfurt (Main): R. G. Fischer Verlag

Schulpen, Tom/Sorgedraeger, Niels (1993): Medizinische Aspekte bei der Adoption fremdländischer Kinder. In: Hoksbergen, René A. C./Textor, Martin R. (Hrsg.): Adoption. Grundlagen, Vermittlung, Nachbetreuung, Beratung. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag, 91–102

- Schulze, Theodor (1996): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung Anfänge – Fortschritte – Ausblicke. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich, 10–31
- Schütt-Baeschlin, Annemarie (1997): Das Adoptivkind. Entwicklung – Probleme – Hilfestellung. Zürich: verlag pro juventute
- Schütz, Alfred (2002): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Merz-Benz, Peter-Ulrich/Wagner, Gerhard (Hrsg.): Der Fremde als sozialer Typus. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 73–92
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld: Universität
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, Joachim/Arno Pfeifenberger/Manfred Stosberg (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, 67–156
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, Heft 3, 283–293
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, 78–117
- Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Hagen: Fernuniversität, Gesamthochschule
- Schütze, Fritz (1996): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, Heinz-Herrmann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske+Budrich, 116–157
- Schweizer, Herbert (2007): Soziologie der Kindheit. Verletzlicher Eigen-Sinn. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Selman, Peter (2002): Intercountry Adoption in the new millennium: the ‚quiet migration‘ revisited. In: Population Research & Policy review, 21, 3, 205–225
- Selman, Peter (2003): Die Anpassung von älteren Kindern und Kindern mit besonderen Bedürfnissen in annehmenden Staaten. Vortrag gehalten auf der internationalen Tagung über Adoption. Organisiert von Central Adoption Resource Agency (CARA). New Delhi, 8.-10. December 2003.
<http://www.adoptionsberatung.at/infothek/ueber-uns.html> (16.09.2011)
- Selman, Peter (2006): Trends in intercountry adoption: Analysis of data from 20 receiving countries, 1998-2004. In: Journal of population research, 23, 2, 183–204
- Sichtermann, Barbara/Leggewie, Claus (2003): Das Wunschkind. Adoption und die Familie von heute. München: Ullstein Verlag
- Siebers, Ruth (1996): Zwischen Normalbiographie und Individualisierungssuche: Empirische Grundlagen für eine Theorie der Biographisierung. Münster (u. a.): Waxmann Verlag
- Siebert-Michalak, Brigitte (2001): Auslandsvermittlung. In: Familie, Partnerschaft, Recht, 7.

Jg., Heft 5, 332–334

Silverman, Arnold R./Feigelman, William (1990): Adjustment in Interracial Adoptees: An Overview. In: Brodzinsky, David M./Schechter, Marshall D. (Hrsg.): The Psychology of Adoption. New York/Oxford: Oxford University Press, 187–200

Simon, Rita J./Altstein, Howard (2002): Adoption, race and identity: from infancy to young adulthood. With a new preface & concluding chapter by the authors. New Brunswick/London: Transaction Publishers

Singer, Mona (1997): Fremd. Bestimmung. Zur kulturellen Verortung von Identität. Tübingen: edition diskord

Sousa Ribeiro, António (1998): Globalisierung und kulturelle Identität. In: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften. 5. Nr. <http://www.inst.at/trans/5Nr/ribeiro.htm> (20.08.2009)

Sozialdienst katholischer Frauen - Zentrale e. V.- (Hrsg.) (2002): Überblick über die aktuelle wissenschaftliche Literatur zum Thema Auslandsadoption. Dortmund

Sozialdienst katholischer Frauen - Zentrale e. V.- (Hrsg.) (2004): Überblick über die aktuelle wissenschaftliche Literatur zum Thema Auslandsadoption. Dortmund

Stahl, Angelika (1999): Es ist wichtig zu wissen, wer du bist. Auslandsadoptionen südkoreanischer Kinder. In: Korea Forum 2. Ausgabe.
<http://www.koreaverband.de/publikationen/archive/2-99/2-99-art10.pdf> (05.09.2012)

Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Adoptionen. Wiesbaden, verschiedene Jahrgänge

Steck, Barbara (1998): Eltern-Kind-Beziehungsproblematik bei der Adoption. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 47, 240–262

Steck, Barbara (2007): Adoption – ein lebenslanger Prozess. Basel (u. a.): Karger Verlag

Steiger, Thomas (2002): Das neue Recht der internationalen Adoption und Adoptionsvermittlung. Einführung, Erläuterung, Materialien. Köln: Bundesanzeiger Verlag

Steinke, Ines (2000): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. In: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 319–331

Stern 02.10.1986: Handelsware Babys

Storz, Henning/Wilmes, Bernhard (2005): Die Reform des Staatsangehörigkeitsrechts durch die Rot-Grüne Koalition. Bonn: (bpb) Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.)
http://www1.bpb.de/themen/OHCOPK,0,0,Die_Reform_Staatsangeh%C3%B6rigkeitsrechts_und_das_neue_Einb%C3%BCrgerungsrecht.html (23.02.2010)

Straub, Jürgen (2007): Kultur. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hrsg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler, 7–24

Strauss, Anselm (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink Verlag

- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Psychologie VerlagsUnion
- Strengé, Irene (2006): *Codex Hammurapi und die Rechtsstellung der Frau*. Würzburg: Königshausen & Neumann
- Strübing, Jörg (2004): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Supik, Linda (2005): *Dezentrierte Positionierung: Stuart Halls Konzept der Identitätspolitik*. Bielefeld: transcript Verlag
- Swientek, Christine (1988): *Gekaufte Frauen – gekaufte Kinder. Menschen als letzte Kolonialwaren*. In: *Frauenforschung*, H. 1/2, Jg. 6, 87–114
- Swientek, Christine (1994): *Suche nach Identität. Nachwort von Christine Swientek*. In: Guderian, Claudia: *Wo komme ich eigentlich her? Eine Adoptierte auf der Suche nach ihren eigenen Wurzeln*. Freiburg/Basel, Wien: Herder, 181–187
- Syed, Renate (2001): *„Ein Unglück ist die Tochter“*. Zur Diskriminierung des Mädchens im alten und im heutigen Indien. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag
- Szczepanski, Jan (1967): *Die biographische Methode*. In: König, René (Hrsg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Band 1. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, 551–569
- Szypkowski, Beate (1997): *Die Kontinuität der »guten Mutter«*. Zur Situation von Frauen, die ihre Kinder zur Adoption freigeben. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft
- Taguieff, Pierre-André (1998): *Die Metamorphosen des Rassismus und die Krise des Antirassismus*. In: Bielefeld, Ulrich (Hrsg.): *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der alten Welt?* Hamburg: Hamburger Edition, 221–268
- Taylor, Charles (2009): *Die Politik der Anerkennung*. In: Taylor, Charles: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 11–66
- Teo, Thomas (1995): *Rassismus: Eine psychologisch relevante Begriffsanalyse*. In: *Journal für Psychologie*, 3. Jahrgang, Heft 3, 24–32
- Terkessidis, Mark (1998): *Psychologie des Rassismus*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Terkessidis, Mark (2000): *Migranten*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt/Rotbuch Verlag
- Terkessidis, Mark (2004): *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld: transcript Verlag
- Terre des Hommes Deutschland e. V. (2012).
<http://www.tdh.de/de/was-wir-tun/themen-a-z/adoption/terre-des-hommes-und-auslandsadoptionen.html> (03.10.2012)
- Tilch, Horst (1992) (Hrsg.): *Deutsches Rechtslexikon Band. 1*, München: Beck
- Textor, Martin R. (1991): *Auslandsadoptionen. Forschungsstand und Folgerungen*. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 40, 42–49
- Textor, Martin R. (2006) *Wann verstehen Kinder wirklich, was „Adoption“ bedeutet?* In:

Das Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP)

http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_691.html

(15.02.2010)

Todorov, Tzvetan (1985): Die Eroberung Amerikas: Das Problem des Anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Treichel, Bärbel (1996): Die linguistische Analyse autobiographischen Erzählens in Interviews und die Anwendung narrationsanalytischer Erkenntnisse auf Probleme von Studienkarrieren. Tübingen: Gunter Narr Verlag

Triseliotis, John/Shireman, Joan/Hundleby, Marion (1997): adoption: theory, policy and practice. London: Cassell

Truschkat, Inga/Kaiser, Manuela/Reinartz, Vera (2005): Forschen nach Rezept? Anregungen zum praktischen Umgang mit der Grounded Theory in Qualifikationsarbeiten. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 6 (2), Art. 22. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/470/1006> (12.09.2012)

Tsiakalos, Georgios (1983): Ausländerfeindlichkeit. Tatsachen und Erklärungsversuche. München: C. H. Beck Verlag

Tuyll, Lucile A. C. van (1996): Adoptionsvorbereitung in den Niederlanden. In: Böcker, Werner/Krolzig, Volker (Hrsg.): Adoptionen in der Einen Welt. Hilfen zur Integration fremdländischer Kinder in Westeuropa. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag, 45–61

Vanier, Nicolas (2003): Das Schneekind. Eine Familie unterwegs durch die Schneewüsten Kanadas. München: Piper Verlag

Vaskovics, Laszlo A. (1998): Soziale, biologische, genetische und rechtliche Elternschaft. In: Vaskovics Laszlo A./Schattovits Helmuth (Hrsg.): Lebens- und Familienformen – Tatsachen und Normen. Materialiensammlung, Heft 4, Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung, 49–57

Vermittlungsstatistik efk 1989–2012

<http://www.efk-adoptionen.de/app/download/5790643925/Vermittlungsstatistik+1989-2012+Diagramm.pdf> (16.01.2013)

Viering, Jürgen (1997): Fin de siècle. In: Reallexikon der Deutschen Literaturwissenschaft. Berlin, New York: Walter de Gruyter, Band 1, 602–605

Völter et al. (2005) (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Wabnitz, Reinhard J. (2009): Grundkurs Familienrecht für die soziale Arbeit. München: Ernst Reinhardt Verlag

Wachendorfer, Ursula (2006): Weiß-Sein in Deutschland. Zur Unsichtbarkeit einer herrschenden Normalität. In: Arndt, Susan (Hrsg.): Afrikabilder: Studien zu Rassismus in Deutschland. Münster: Unrast Verlag, 57–66

Wacker, Bernd (1991): Das Problem der sogenannten Privatoptionen. In: Wacker, Bernd (Hrsg.): Die letzte Chance? Adoptionen aus der 3. Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 187–198

Wacker, Bernd (1994): Das Problem der sogenannten Privatoptionen. In: Wacker, Bernd (Hrsg.): Adoptionen aus dem Ausland. Erfahrungen, Probleme, Perspektiven. Reinbek bei

Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 207–219

Wacker, Bernd (2006): Zwischen Caritas und Selbstbehauptung. Anmerkungen zur Arbeit anerkannter Auslandsvermittlungsstellen. In: Paulitz, Harald (Hrsg.): Adoption. Positionen, Impulse, Perspektiven. München: Verlag C. H. Beck, 327–345

Wahl, Klaus (2009): Aggression und Gewalt: Ein biologischer, psychologischer und sozialwissenschaftlicher Überblick. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag

Walde, Alois/Hofmann, Johann Baptist (2007): Lateinisches etymologisches Wörterbuch, Zweiter Band: M–Z. Heidelberg: Universitätsverlag Winter

Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D. (1996): Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien. Bern (u. a.): Hans Huber Verlag

Weinwurm, Eva-Maria (1977): Mutter-Kind-Interaktion bei asiatischen Kindern in deutschen Adoptivfamilien: begleitende Verhaltensbeobachtung von Terre des Hommes Kindern hinsichtlich des Deprivationssyndroms. Münster (Westfalen)

Welsch, Wolfgang (1994): Einleitung. In: Welsch, Wolfgang (Hrsg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion. Berlin Akademie Verlag, 1–43

Welsch, Wolfgang (2002): Unsere postmoderne Moderne. Berlin: Akademie Verlag

Welsch, Wolfgang (2005): Auf dem Weg zu transkulturellen Gesellschaften. In: Allolio-Näcke, Lars/Kalscheuer, Britta/Manzeschke, Arne (Hrsg.): Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kultur der Transdifferenz. Frankfurt/New York: Campus Verlag: 314–341

Weiß, Anja (2001): Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Weizsäcker, Viktor von (1956): Pathosophie. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht

Weyer, Margot (1979): Die Adoption fremdländischer Kinder. Erfahrungen und Orientierungshilfen. Stuttgart: Quell Verlag

Weyer, Margot (1985): Adoption gelungen? Erfahrungsberichte über die Integration fremdländischer Kinder. Stuttgart: Quell Verlag

Weyer, Margot (1992): Die Adoption fremdländischer Kinder. Erfahrungen und Orientierungshilfen. Stuttgart: Quell Verlag

Wiedemann, Peter (1995): Gegenstandsnahe Theoriebildung. In: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie VerlagsUnion, 440–445

Wiemann, Irmela (2006): Ratgeber Adoptivkinder. Erfahrungen, Hilfen, Perspektiven. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Wilson, Thomas P. (1973): Theorien der Interaktion und Modell soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 54–79

Winter-Stettin, Annegret (1997): Integration ausländischer Adoptivkinder in Familie und Gesellschaft – Erfahrungen von terre des hommes. In: Sozialdienst katholischer Frauen,

- Zentrale e.V., Referat: Kinder- und Jugendhilfe – Auslandsadoption (Hrsg.): Internationale Adoptionen: rechtliche und soziale Situation der vermittelten Kinder in Deutschland; Dokumentation einer Tagung, 9. Oktober 1997 in Bergisch-Gladbach, 27–34
- Wischmann, Tewes (2006): Unfreiwillige Kinderlosigkeit – ein brennendes Problem. II. Aus psychologischer Sicht. In: Paulitz, Harald (Hrsg.): Adoption. Positionen, Impulse, Perspektiven. München: Verlag C. H. Beck, 32–42
- Wittland-Mittag, Angelika (1992): Adoption und Adoptionsvermittlung: Selbstverständnis von Adoptionsvermittlern und -vermittlerinnen. Essen: Westarp Wissenschaften
- Wolf, Andrea (1997): Vorwort. In: Wolf, Andrea (Hrsg.): Neue Grenzen. Rassismus am Ende des 20. Jahrhunderts. Wien: Sonderzahl-Verlag, 7–13
- Wollrad, Eske (2011): Kinderbücher. In: Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: UNRAST-Verlag, 379–389
- Wuppermann, Michael (2006): Adoption – Ein Handbuch für die Praxis. Köln: Bundesanzeiger Verlag
- Wuttke, Gisela (1996): Ein Kind um jeden Preis? Eine Studie zum Adoptionskinderhandel. Erstellt im Auftrag von terre des hommes Bundesrepublik Deutschland e. V.
- Young, Robert J. C. (1995): Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture and Race. London: Routledge
- Zerger, Johannes (1997): Was ist Rassismus? Eine Einführung. Göttingen: Lamuv-Verlag
- Ziai, Aram (2004): Imperiale Repräsentationen. Vom kolonialen zum Entwicklungsdiskurs. In: iz3w Nr. 276, 15-18
<http://www.sopos.org/aufsaeetze/408aa83c03940/1.html> (14.09.2009)
- Zimbardo, Philip G. (1995): Psychologie. Berlin (u. a.): Springer-Verlag

Transkriptionsnotationen in Anlehnung an Dausien (1996)

-	sehr kurze Pause
--	kurze Pause
---	längere Pause
.	Markierung einer fallenden Intonation (Satzende)
?	Frageintonation
<u>Unterstreichung</u>	Betonung oder besonders deutliche Artikulation eines Wortes oder Wortteils
(hast du?)	vermuteter Wortlaut
(unverständlich)	unverständlicher Wortteil bzw. Wortteile
Wortabbru_	Abbruch innerhalb einer Wortgrenze
ähm (oder entsprechendes Phonem)	gefüllte Pause
(lachend)*	kommentiertes akustisches Merkmal; dauert bis * an

Abkürzungsverzeichnis

AdVermiG	Adoptionsvermittlungsgesetz
BGB	Bürgerliches Gesetzbuch
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa
DDR	Deutsche Demokratische Republik
d. h.	das heißt
DJI	Deutsches Jugendinstitut
ebd..	ebenda
EfK	Eltern für Kinder e. V (staatlich anerkannte Adoptionsvermittlungsstelle)
etc.	et cetera
FE	Fremdheitserfahrungen
HAÜ	Haager Übereinkommen
H. i. O.	Hervorhebungen im Original
i. O.	im Original
i. O. kursiv	im Original kursiv
i. O. teilw. fett gedr.	im Original teilweise fett gedruckt
ISD	Internationaler Sozialdienst
o. g.	oben genannte
o. Jg.	ohne Jahrgang
RE	Rassismuserfahrungen
s. i. O.	so im Original
StGB	Strafgesetzbuch
u. a.	unter anderem
u. U.	unter Umständen
vs	versus
z. B.	zum Beispiel
z. T.	zum Teil
z. Zt.	zur Zeit